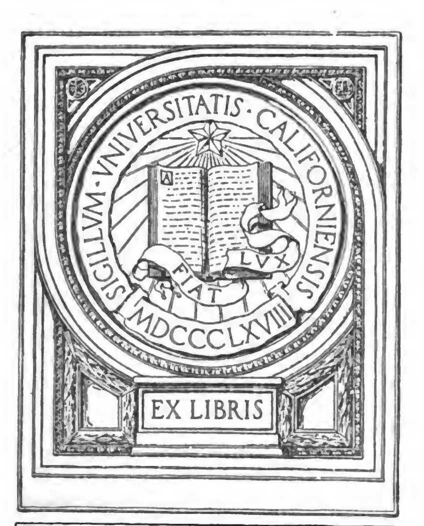
Reisen in den columbianisc... Anden

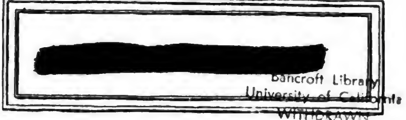
Alfred Hettner

Reisen in den columbianisc... Anden

Alfred Hettner




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Bancroft Library
University of California
WITHDRAWN



Reisen

in den

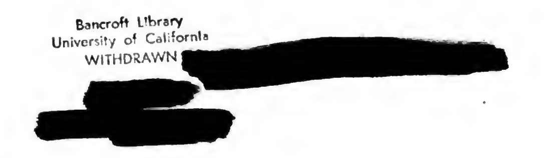
columbianischen Anden.

Von

Dr. Alfred Hettner.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.



Vorwort.

Dieses Buch soll die Erlebnisse und Eindrücke meiner Reisen in Columbien für einen weiteren Leserkreis darstellen. Ursprünglich beabsichtigte ich, die Darstellung ganz dem Reisewege folgen zu lassen, aber der grofse Umfang, den das Buch dadurch erhielt, und die Wiederholungen, welche durch die mehrfache Bereisung derselben Gegenden bedingt waren, bestimmten mich, diesen Plan fallen zu lassen, die topographischen Einzelheiten zu opfern und die gleichartigen Eindrücke möglichst zu einheitlichen Bildern zusammenzufassen. Wenn hierdurch auch das persönliche Moment, das den Reiz mancher Reisebeschreibungen bildet, in den Hintergrund gedrängt worden ist, so werden dagegen, wie ich hoffe, Land und Leute zu besserer Anschauung gebracht.

Die rein wissenschaftlichen Beobachtungen sind in dieses Buch nicht aufgenommen worden, sondern sollen an anderen Stellen veröffentlicht werden. Eine auf Grund meiner Aufnahmen gezeichnete genaue Karte meines Reisegebietes nebst erläuterndem Text erscheint gleichzeitig im Aprilheft von Petermanns Mitteilungen; diesem Buche konnte leider blofs ein aus M. von Thielmann „Vier Wege durch Amerika“, Leipzig, Duncker & Humblot, 1879, entnommenes Kärtchen beigegeben werden, welches auf der Karte von Codazzi beruht und in vieler Beziehung fehlerhaft ist, aber wenigstens eine allgemeine Orientierung ermöglicht.

Alfred Hettner.



Inhaltsverzeichnis.

Aussprache spanischer Wörter.

Die Vokale lauten ähnlich wie im Deutschen; jedoch behält in den Diphthongen jeder Vokal seinen eigentümlichen Laut. H ist fast immer stumm, j und ebenso g vor e und i lauten etwa wie chh, ch wie tsch, qu wie k, z und c vor e und i klingen in Südamerika wie ein weiches s, s dagegen wird meist stark gezischt (etwa wie ſs). B und d sind sehr weich, ersteres in v = w übergehend. Ll = lj, ñ = nj.

Schlieſst ein Wort mit einem Vokal, oder ist die konsonantische Endung durch Deklination oder Konjugation bedingt, so wird es auf der vorletzten, schlieſst es mit einem Konsonanten, so wird es auf der letzten Silbe betont. Abweichungen von dieser Regel werden (nach den alten Regeln) durch Accent bezeichnet.

Münzwesen.

Columbien hat nominell Doppel-, thatsächlich aber Silberwährung, da das Gold fast ganz aus dem Lande verschwunden ist. Die Münzeinheit ist der Peso fuerte ($), der dem amerikanischen Dollar gleich sein soll, aber wegen seiner minderwertigen Prägung immer nur zu 4 ℳ = 4 Sh = 5 Frcs gesetzt wurde. Er zerfällt in 100 Centavos (ctvs), die also einen Wert von 4 ₰ haben. Das Volk rechnet aber gewöhnlich noch nach den alten Pesos (Pesos sencillos) zu 80 Centavos (= 3 ℳ 20 ₰), oder nach der alten spanischen Münze des Real (1 Real = 10 Centavos) und nach dessen Bruchteilen 1 Medio = 1/2 Real = 5 ctvs = 20 ₰, 1 Cuartillo = 1/4 Real = 2 1/2 ctvs = 10 ₰, 1 Mitad = 1/2 Cuartillo = 1 1/4 ctvs = 5 ₰. Die Pesos fuertes und sencillos, sowie die Fünf- und Zweirealenstücke, welche stellenweise als Pesetas bezeichnet werden, und die Realen sind aus Silber, die Medios und Cuartillos aus Nickel, die Mitades, welche überhaupt nur in einzelnen Gegenden existieren, aus Nickel oder Kupfer (dann Cobres genannt) geprägt, die Centavos sind überhaupt nur fiktiv. In den letzten Jahren hatte das columbianische Geld infolge des niedrigen Silberwertes und des hohen Wechselkurses im Verhältnis zu europäischem Gelde einen viel geringeren als den angegebenen Normalwert.

Einleitung.

In den ersten Tagen des Juni 1882 erhielt ich eine Aufforderung des neu ernannten englischen Gesandten für Columbien, Herrn J. P. Harriss-Gastrell, ihn und seinen zwanzigjährigen Sohn nach Bogotá zu begleiten. Mir als Geographen mufste jede Gelegenheit, ferne Gegenden kennen zu lernen, in hohem Grade erwünscht sein, denn der Geograph soll in der Natur selbst studieren, und erst in zweiter Linie darf das Studium der Bücher folgen; auch wenn keine bestimmten Probleme gestellt und gelöst werden, ist doch die lebendige Anschauung eines fremden Landes die beste Brücke für das Verständnis der Schilderungen anderer Erdräume überhaupt. Und gerade Südamerika lockte mich besonders; hatte es doch zufällig schon in den letzten Jahren einen Hauptgegenstand meines Studiums gebildet. Freilich war ich noch sehr jung; erst vor einem halben Jahre hatte ich mein akademisches Studium beendet und hatte mir noch keine Übung in geographisch-geologischen Aufnahmen erwerben können, die in der Fremde gerade eine Hauptaufgabe für mich bilden mufsten. Der Ruf traf mich unmittelbar nach einem schweren Trauerfall; die Abreise sollte schon in vierzehn Tagen erfolgen, während derer eine Reihe persönlicher Angelegenheiten erledigt und die ganze Ausrüstung besorgt werden mufste. Aber die Bedingungen der Stellung waren günstig, ich brauchte mich nur für ein Jahr zu verpflichten und konnte nach Ablauf desselben frei im Lande umherreisen. Konnte ich, wenn ich diese Gelegenheit vorüber-

gehen liefs, sicher sein, dafs sich mir eine neue bieten würde? So schien es mir besser, alle Bedenken in den Wind zu schlagen und die Anfrage mit Ja zu beantworten.

Die wenige Zeit, die zwischen den Vorbereitungen blieb, benutzte ich, mir einen Überblick über den Stand unserer Kenntnis von Columbien zu verschaffen und mich mit den Grundzügen seiner Geographie vertraut zu machen, damit ich die Masse von Eindrücken, welche beim Eintritt in das Land auf mich einstürmen würden, von vornherein einigermafsen unterbringen und verstehen könnte. Ich möchte den Leser einladen, mit mir einen Blick auf eine Karte und in eine Beschreibung von Columbien zu werfen, weil sich auch ihm dann die Beobachtungen am Reisewege leichter zu einem Bilde zusammenfügen werden.

Wir lernen zunächst, dafs Columbien ein und dasselbe mit Neu-Granada ist, da die ehemalige Republik Neu-Granada Anfang der 60er Jahre in einen Staatenbund umgewandelt wurde, welcher den Namen: Vereinigte Staaten von Columbien (Estados Unidos de Colombia) führt[1]. Columbien war früher einmal der Name für ein gröfseres Gebiet, nämlich für die Republik, welche während des Unabhängigkeitskrieges gegen Spanien (1819—1830) aus dem Vicekönigreich Neu-Granada, dem Generalkapitanat Caracas und der Präsidentschaft Quito zusammengeschweifst worden war, aber bald in die drei, den alten spanischen Verwaltungsgebieten entsprechenden, Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador zerfiel. Manche Stimmen, besonders in Südamerika, haben sich dafür erhoben, die Südhälfte des westlichen Festlandes als besonderen Erdteil abzutrennen und mit dem Namen des Entdeckers zu belegen, dem bei der bisherigen Benennung der neuen Welt durch eine Tücke des Geschickes der Name eines anderen vorgezogen worden ist; aber soviel für diesen Vorschlag auch sprechen mag, er hat sich keine Geltung verschafft, und so ist Columbien heute lediglich ein Begriff der politischen Geographie, welcher das alte

[1]) Seit dem Abschlusse meiner Reisen ist Columbien wieder in einen Einheitsstaat umgewandelt worden.

Neu-Granada bezeichnet. Ein Pedant wird mich ob der Schreibart „Columbien“ tadeln und Colombia oder wenigstens Columbia verlangen. Die spanische Schreibweise ist allerdings „Colombia“, weil der berühmte Mann Cristóbal Colon (italienisch Colombo) hiefs, aber im Deutschen nennen wir ihn Columbus, und darum dürfen wir auch das nach ihm benannte Land mit „u“ schreiben. Wenn wir aber einmal verdeutschen, so sollen wir auch das fremde Schlufs-„a“ durch „en“ ersetzen, dürfen wir allenfalls auch K statt C schreiben. „Columbien“ also ist ein Bund von neun Staaten, deren Namen, wenn ich sie auch aufzählen wollte, der Leser doch bald wieder vergessen würde. Im Laufe der Zeit, wenn wir diese Staaten zusammen bereisen werden, werden sich auch schon ihre Namen dem Gedächtnisse einprägen. Vorläufig ist es uns nur um einen Überblick über das Ganze zu thun.

Die Vereinigten Staaten von Columbien nehmen die Nordwestecke von Südamerika ein und sind das einzige Land desselben, dessen Küsten sowohl der atlantische wie der stille Ocean bespült. Gehört doch zu Columbien auch die Landenge von Panama, auf welcher menschliche Wissenschaft und Thatkraft vielleicht schon in wenigen Jahren die beiden Weltmeere mit einander verbinden werden! An der schmalen Nordwestseite, die auf diese Weise noch übrig bleibt, grenzt es an Costarica, im Osten an Venezuela, im Südosten an Brasilien und Peru, im Süden an Ecuador; aber weder gegen die benachbarten spanischen Republiken, noch gegen das Kaisertum Brasilien ist die Grenze fest bestimmt, und zwar handelt es sich bei den Grenzstreitigkeiten nicht um schmale Streifen, sondern um ein gewaltiges Gebiet von 9000 deutschen Quadratmeilen (½ Million qkm), denn während rund 15 000 Quadratmeilen (850 000 qkm) der unbestrittene Besitz von Columbien sind, erhebt dasselbe auf 24 000 Quadratmeilen (1 320 000 qkm) Anspruch, so dafs es, wenn wir den geringsten Umfang annehmen, anderthalbmal, wenn den gröfsten, zweiundeinhalbmal gröfser als das deutsche Reich ist.

Dies weite Gebiet läfst sich in drei natürliche Abschnitte zerlegen, von denen einer, die Landenge von Panama, schon

zu Centralamerika, die beiden anderen zu Südamerika gehören; im Westen Gebirgsland, im Osten weite Ebenen, welche sich zum Orinoco und Amazonenstrome abdachen und von Nebenflüssen derselben durchflossen werden. Ungefähr 1500 Quadratmeilen (83000 qkm) kommen auf die Landenge von Panama, 8900 Q.M. (490000 qkm), also etwas weniger als der Flächeninhalt des deutschen Reiches, auf das Gebirgsland mit den eingeschlossenen Tiefebenen, 4600 bis 13400 Q.M. (250000 bis 740000 qkm), je nach der Grenzbestimmung, auf die östlichen Ebenen.

Das Gebirgsland ist das nördliche Ende der den ganzen Kontinent von Südamerika durchziehenden Anden, die aber hier ein durchaus eigentümliches Gepräge erhalten. Die beiden Kordilleren, welche man in Ecuador unterscheidet, setzen sich auch in Columbien als West- und Centralkordillere fort, aber während dort nur eine Reihe hochgelegener Becken zwischen sie eingesenkt ist, werden sie hier durch die tiefen Thäler des Patía und des Cauca getrennt. Weiter nördlich lösen sie sich in das unregelmäfsige Bergland von Antióquia auf, das ungefähr unter 8° nördl. Br. in die Küstenebene abfällt. Zu diesen beiden Kordilleren kommen in Columbien noch zwei andere Kordilleren hinzu, im Westen, nördlich von der Bai von Buenaventura, die verhältnismäfsig niedrige Küstenkordillere, welche durch die Thäler des Rio San Juan und des Rio Atrato von der Westkordillere getrennt wird, im Osten die Ostkordillere, welche sich nach dem Ausdrucke der Lehrbücher im Knoten von Pasto von der Centralkordillere abzweigt. Dieser Ausdruck ist freilich falsch, denn es giebt keine Gebirgsknoten, aber wir können noch keine richtige Darstellung an seine Stelle setzen, weil in dieser Gegend ein dichter Urwald die wissenschaftliche Untersuchung hindert. Nordwärts entfernt sich die Ostkordillere allmählich von der Centralkordillere und macht dadurch für die Thalebene des Magdalenenstromes Platz, die sich nach Norden immer mehr erweitert und schliefslich in die Küstenebene übergeht. Im Osten derselben erhebt sich, unmittelbar an der Küste, das Schneegebirge von Santa Marta, an dessen Ostrand sich der westlichste Arm der Ostkordillere anlegt, während die Hauptmasse derselben nach Nordosten umbiegt und sich weit nach Venezuela hinein erstreckt.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts wurde dies Land von den Spaniern entdeckt und rasch erobert. Unsere Zeit reicht jetzt nicht aus, die Geschichte dieser Eroberung ausführlicher nachzulesen; es fehlt uns auch noch das rechte Interesse und das rechte Verständnis dafür, wie es sich einstellen wird, wenn wir das Land selbst erst kennen gelernt haben. Wir merken uns nur noch, daſs dasselbe drei Jahrhunderte hindurch spanische Kolonie blieb und sich im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit Venezuela und Ecuador vereint die Unabhängigkeit erkämpfte, um sich, wie bereits erwähnt, schon bald von diesen zu trennen und als Republik Neu-Granada, später als Vereinigte Staaten von Columbien, ein selbständiges Dasein zu führen.

Von der Bevölkerung und dem Kulturzustande vermögen wir uns auf Grund unserer flüchtigen Studien kein ganz klares Bild zu machen. Während nach den statistischen Angaben der einheimischen Schriftsteller über die Hälfte der Bevölkerung weiſsen Blutes ist, lesen wir bei europäischen Reisenden viel mehr von Indianern und Negern oder wenigstens Mestizen und Mulatten; während jene Bildung und Charakter der Bevölkerung nicht genug zu preisen wissen, ist hier das Bild meist in dunkeln Farben gemalt; während jene ihre Kultur der europäischen mehr oder weniger für ebenbürtig halten, treten uns aus den Erzählungen mancher Europäer halbbarbarische Zustände entgegen.

Aber was verschlägt uns diese Unklarheit jetzt, da es nur noch wenige Wochen dauern wird, bis wir selbst im Lande sind und uns auf Grund eigener Anschauung ein Urteil bilden können!

I.

Von der Küste nach Bogotá.

1. Auf der Landenge von Panama.

Am Abende des 23. Juli 1882 betrat ich zum ersten Male columbianischen Boden. Der Royal-Maildampfer Medway, auf welchem wir von Southampton aus den atlantischen Ocean gekreuzt und die westindische Inselwelt durchfahren hatten, lag festgebunden am Quai von Colon oder von Aspinwall, wie die Nordamerikaner es nennen. Der Himmel war ganz mit tiefhängenden, bleifarbenen Wolken bedeckt, der Regen gofs in Strömen nieder, die Luft war entsetzlich schwül. Auch der Ort selbst machte mir keinen angenehmen Eindruck. Gleich hinter der einzigen Strafse mit ihren Bretterhäusern sieht man den Sumpf, in welchen Colon hineingebaut worden ist, so dafs man stark an eine Theaterkulisse erinnert wird.

Ich war froh, dafs wir den dreitägigen Aufenthalt, den der Medway fahrplanmäfsig in Colon hatte, zu einem Abstecher nach Panama benutzten. Die Reise von Colon nach Panama ist jetzt ein bequeme Sache; man braucht sich nur in den Eisenbahnzug zu setzen, der unmittelbar am Quai abfährt, so ist man nach vier- bis fünfstündiger Fahrt am Ziele angelangt. Freilich ist die Fahrt ein wenig teuer, da ein Billet von Colon nach Panama 25 Pesos (100 Mk.), also beinahe $1^1/_2$ Mk. auf das Kilometer, kostet; aber vor dem Jahre 1856, in welchem eine nordamerikanische Gesellschaft diese Eisenbahn baute, brauchte man von einem Meere zum anderen auf einem schlechten Maultierpfade ebensoviele Tage wie jetzt Stunden, fand

elende Herberge und Kost, wurde womöglich vom Fieber befallen und hatte jedenfalls noch gröfsere Unkosten als gegenwärtig. Freilich genofs man auch die Schönheit der Natur in ganz anderem Mafse!

Ungefähr eine Meile lang führt die Bahn durch eine von niedrigem Wald bedeckte Sumpfebene. Bei Gatun tritt sie an den Rio Chágres, folgt diesem und dann seinem Nebenflusse, dem Rio Obispo, bis zur Wasserscheide, die am Cerro de Culebra ungefähr in 80 m Meereshöhe liegt, und steigt von da, dem Rio Grande folgend, viel rascher zum stillen Ocean hinab. Die Landenge ist noch heute grofsenteils von tropischem Urwald bedeckt, der besonders in den höheren Teilen der atlantischen Seite sehr üppig ist, üppig weniger durch eine besondere Höhe der Bäume, als durch die Dichte des Wuchses, die Schlingpflanzen und die schönen Blüten, welche von vielen Bäumen herabschauen, aber meist nicht ihnen, sondern Schmarotzerpflanzen angehören. Hier und da unterbricht ein Dorf mit einigen Anpflanzungen auf kurze Strecken den Wald. Teils sind es alte Indianerdörfer, teils von Weifsen, Indianern, Negern, Chinesen und Mischlingen dieser verschiedenen Volksstämme bewohnte Ansiedlungen, welche ihre Entstehung der Anlage der Eisenbahn oder auch erst dem Baue des grofsen Kanals verdanken, der, fast unmittelbar der Eisenbahn folgend, den atlantischen und den stillen Ocean mit einander verbinden soll.

Als Columbus um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zuerst die westindischen Inseln und dann das amerikanische Festland entdeckt hatte, als er an der Küste Centralamerikas entlang fuhr, da hatte er die feste Hoffnung, eine Durchfahrt aufzufinden, durch welche er sein Schiff zu dem ersehnten Indien lenken könnte. Schon bald erkannte man, dafs es keine solche Durchfahrt giebt, dafs ein zwar schmales Land die beiden Oceane von einander trennt. Die Hoffnung, eine Durchfahrt zu finden, wandelte sich in den Wunsch, eine solche zu schaffen. Ferdinand Cortez, der kühne Eroberer Mexicos, war der erste, der diesen gigantischen Plan einer Durchstechung

von Centralamerika faſste. Aber drei und ein halbes Jahrhundert muſsten vergehen, ehe man sich im Ernste an die Ausführung dieser Idee machen konnte. Lange schwankte man zwischen verschiedenen Projekten, bis Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, den Ausschlag für die Landenge von Panama gab, auf welcher schon eine Eisenbahn von Meer zu Meer führte. Lesseps' Name brachte bald die genügenden Mittel zusammen, und die Arbeit wurde rüstig in Angriff genommen. Jetzt sahen wir die Vorarbeiten schon vollendet, eine breite Bresche durch den Urwald, welche, auſser an den beiden Enden, ganz dem Bahndamme folgt, bezeichnete die Lage des Kanals. Wenige Monate später begannen die Ausgrabungsarbeiten, die heute bereits weit vorgeschritten sind, und wenn auch der ursprüngliche Kostenanschlag bedeutend überschritten, wenn der Kanal auch nicht zur vorgesetzten Zeit und zunächst vielleicht auch nur als Schleusenkanal dem Verkehr übergeben werden wird, so ist doch kaum noch ein Zweifel erlaubt, daſs man ihn schlieſslich vollendet, und daſs dadurch dem Weltverkehr eine noch viel gröſsere Umwandlung als durch den Suezkanal bevorsteht. Von Nordamerika und auch von England aus ist man dem Unternehmen vielfach mit Miſsgunst entgegengetreten, hat es durch Verbreitung ungünstiger Nachrichten zu hintertreiben oder wenigstens zu schädigen gesucht; wir Deutschen haben uns mit Recht von dieser nationalen Eifersucht ferngehalten und in dem Baue des Panamakanals lediglich das erblickt, was es ist, nämlich eine groſse civilisatorische That.

Doch wir sind in Panama angekommen. Mit Mühe erwehren wir uns der andrängenden Negerburschen, die sich unseres Gepäcks zu bemächtigen suchen, und erreichen einen Wagen, der uns durch eine Vorstadt von Hütten hindurch in die eigentliche Stadt und zum Gran Hotel bringt. Panama trägt durchaus das Gepräge einer alten spanischen Stadt; die Straſsen sind geradlinig, schmal, gepflastert; die Häuser meist aus Stein gebaut, häufig mehrstöckig und mit langen Balkons versehen, welche zugleich für die Fuſssteige ein Dach gewähren. Besonders auffallend sind die vielen Ruinen von Klöstern und

Kirchen, welche bei verschiedenen Bränden und Erdbeben zerstört und nicht wieder aufgebaut worden sind. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts war Panama ganz verfallen; erst mit dem steigenden Verkehre über die Landenge und besonders seit Eröffnung der Eisenbahn ist es wieder emporgeblüht. Der Handel ist in erster Linie Durchgangshandel und ist demgemäfs grofsenteils in europäischen Händen; an den Aushängeschildern sieht man, wie überall in Süd- und Centralamerika, auch viele deutsche Namen prangen. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist natürlich spanisch oder, richtiger gesagt, spanisch redend, denn neben weifsen Kreolen findet man, in gröfserem Prozentsatze, Indianer und Mestizen, Neger und Mulatten. Das sonderbar aussehende Militär erinnert uns daran, dafs wir uns in columbianischem Staatsgebiete befinden; die armen Soldaten, von denen die meisten aus den Hochlanden des Innern stammen, sollen unter dem heissen und feuchten Klima Panamas schrecklich leiden.

Dieses liegt auf einer kleinen Halbinsel am Nordende des grofsen nach ihm benannten Meerbusens. Von einer alten spanischen Terrasse an der Spitze dieser Halbinsel hat man einen recht hübschen Blick über den innern Teil der Bai, die rings von bewaldeten Hügelzügen umgeben ist. In der Bai liegen verschiedene Inseln, unter denen das zwei deutsche Meilen entfernte Taboga am meisten unsere Aufmerksamkeit fesselt, weil die grofsen Dampfer, welche die Westküste Amerikas befahren, wegen der Seichtigkeit der inneren Bucht hier vor Anker gehen müssen. Der Kanal soll aus diesem Grunde weit in den Busen hineingebaut und zugleich, der hohen Flut wegen, mit grofsen Zugangsschleusen versehen werden.

Es ist der stille Ocean, auf den wir schauen. Sein Wasser sieht nicht anders aus als das des atlantischen Genossen, und doch erweckt uns sein Anblick eigentümliche Betrachtungen. Unsere Gedanken schweifen die Küsten des nördlichen und südlichen Amerika entlang und nach Asien und Australien hinüber. Wie viele schöne und interessante Länder! Wird es uns je vergönnt sein, sie kennen zu lernen? Fast mit Neid

sehen wir, wie sich unsere bisherigen Reisegenossen nach dem in der Ferne harrenden Dampfer begeben, während wir unsere Schritte zur Eisenbahn lenken und uns nach Colon zurückbringen lassen.

2. An der Nordküste.

Am Mittwoch (dem 26. Juli) Nachmittag lichteten wir wieder die Anker. Quer über den Golf von Darien hinweg war unser Kurs auf Cartagena gerichtet. Die Reflexion der Wellen an den Küsten und die Interferenz der ursprünglichen und der verschiedenen reflektierten Wellenzüge erzeugten hier eine höchst unregelmäfsige Wellenbewegung, eine Kreuzsee, welche das leer gewordene Schiff empfindlich stampfen machte und bei den wenigen zurückgebliebenen Passagieren einen neuen Ausbruch der Seekrankheit hervorrief. Das Land verschwand völlig aus den Augen und kam erst kurz vor Cartagena wieder in Sicht, dessen Reede wir gerade einen Tag nach unserer Abfahrt von Colon erreichten.

Cartagena besitzt zwar von Natur einen vorzüglichen Hafen, aber spanische Politik hat seinen Haupteingang im Jahre 1795 versperrt, und spanische Indolenz hat ihn seitdem noch nicht wieder geöffnet, so dafs gröfsere Schiffe auf der gefährlichen Reede liegen bleiben müssen. Cartagena ist eine der ältesten Städte des ganzen Landes, denn es wurde schon im Jahre 1533 gegründet, nur wenige Jahre später als Panama und Santa Marta, denen es bald den Vorrang ablief. Der Handel von Spanien nach Südamerika war nämlich mehrere Jahrhunderte hindurch auf Eine jährliche Seekarawane beschränkt, welche in Cartagena anlegte und von da nach Portobelo ging. Cartagena war der Hafenplatz für ganz Neu-Granada und Ecuador, denn je weniger Häfen man hatte, um so leichter konnte man dieselben verteidigen. Später (1778) wurde zwar das Monopol für den Kolonialhandel, welches die Kaufleute von Sevilla und dann von Cadiz besessen hatten, aufgehoben, derselbe allen Spaniern freigegeben und damit zugleich das Vorrecht Cartagenas beseitigt; aber

der rechtmäfsige Handel suchte doch auch weiter vorzugsweise den einmal bestehenden Hafen auf, in dem gerade damals die Vicekönige häufig ihren Wohnsitz hatten, den starke Festungswerke gegen die englischen und französischen Seeräuber schützten. Während des Unabhängigkeitskrieges hat Cartagena eine hervorragende Rolle gespielt; im Jahre 1815 erduldete es eine furchtbare Belagerung durch den spanischen General Murillo, der sich nach seiner Einnahme rasch des ganzen Landes bemächtigen konnte. Seitdem hat es sich nie wieder recht erholt; die Versperrung des Haupteinganges zum Hafen, die Versandung des Dique, d. h. des Kanals, welcher Cartagena mit dem Magdalena verbindet, aber für Dampfschiffe nicht genügt, das Fehlen der Begünstigung, welche es in der Kolonialzeit genossen hatte, waren die Ursache, dafs sich der Handel nach dem östlicher gelegenen Santa Marta und später nach Barranquilla zog, dafs namentlich die neu entstehenden Dampferlinien diese Orte als Anlegepunkte wählten und daselbst die nötigen Einrichtungen trafen.

Um 3 Uhr nachts verliefsen wir die Reede von Cartagena. Als ich am Morgen an Deck kam, fuhren wir schon beträchtlich weiter ostwärts an der Küste entlang, die aus einem niedrigen, mit Gebüsch bestandenen Höhenzuge, wohl dem Abfall einer Hochfläche, besteht. Etwa um 10 Uhr sahen wir diesen Höhenzug flachem Lande Platz machen, auf der Spitze der Kette erblickten wir eine weifse Masse, die wir alsbald für ein Gebäude erkannten, bald sahen wir am Fufse andere Häuser oder Hütten liegen, vor den Hügeln tauchte bewaldetes Flachland auf, das einen kleinen Busen bildete. Noch eine halbe Stunde, und wir gingen in diesem Busen neben einem Hamburger Dampfer und mehreren Segelschiffen vor Anker. Wir hatten das Ziel unserer Seereise, die Reede von Savanilla oder Salgar, erreicht.

Bald nach unserer Ankunft stiefs ein kleiner Dampfer mit mehreren Jollen im Schlepptau von der Küste ab und legte sich an unsere Seite. Mehrere Herren kamen an Bord, aber es waren nicht Zoll- und Gesundheitsbeamte, deren Bekanntschaft der Reisende ja sonst in einem Hafen zuerst zu machen

pflegt, sondern ein Vertreter der Dampfergesellschaft, der englische Konsul, der seinen neuen Chef begrüfsen wollte, und andere Privatpersonen. Die Quarantäne ist in Columbien seit einer Reihe von Jahren ganz abgeschafft worden, weil sie den columbianischen Gesetzgebern mit ihren freiheitlichen Grundsätzen nicht verträglich schien, und die Zollabfertigung geschieht seit einiger Zeit in Barranquilla, — wenigstens eine Erleichterung für den Reisenden, der viel Geld dabei lassen mufs, da er für jedes Kilogramm, das über 100 kgr hinausgeht, 60 Centavos d. i. 2 Mk. 40 Pf. Zollgebühren zu entrichten hat. Das weifse Haus auf dem Hügel war ursprünglich als Zollhaus (Aduana) erbaut worden, konnte aber bei dieser unpraktischen Lage seine Bestimmung natürlich nie erfüllen und dient nun als Signalstation.

Wie wir später hörten, lag ein Extrazug bereit, um die Passagiere des Medway nach Barranquilla zu bringen. Aber die schlaue Bahnverwaltung hatte keine Nachricht davon auf das Schiff geschickt, ja nicht einmal den hinüberfahrenden Herren etwas mitgeteilt, so dafs wir ruhig noch an Bord blieben, weil der fahrplanmäfsige Zug erst gegen Abend abfuhr.

Um 3 Uhr nachmittags sagten wir endlich dem Schiffe, das uns drei und eine halbe Woche beherbergt hatte, und seinem Kapitän Lebewohl und fuhren auf dem kleinen Hafendampfer in zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten zum Lande hinüber. Von einem eigentlichen Bahnhof ist nicht die Rede; der Zug steht mitten im Dorfe[1]), wenn man einem Haufen von elenden Hütten diesen Namen geben will; eine dieser Hütten, nicht gröfser und besser als die anderen, ist die Bahnhofsrestauration. Nach einer Stunde etwa steigen wir in einen der langen, omnibusartigen Wagen ein, und bald setzt sich der Zug in Bewegung.

Die Eisenbahn, welche den Namen Ferrocarril de Bolívar führt, ist im Jahre 1870 von einer deutschen Gesellschaft ge-

[1]) Der Name des Dorfes ist Salgar; Savanilla ist ein Fischerdorf eine Stunde weiter östlich, aber der Hafen wird gewöhnlich nach Savanilla bezeichnet.

baut, aber später von dem Staate angekauft worden. Die Entfernung bis Barranquilla beträgt 22 km, welche in 45 Minuten zurückgelegt werden, also in derselben Zeit, welche ein deutscher Güterzug brauchen würde. Man mufs 5 Pesos oder 20 Mark dafür entrichten, während die gleiche Strecke in erster Klasse bei uns mit 1 Mk. 75 Pf. bezahlt wird; immerhin ist der Preis noch etwas billiger als auf der Panamaeisenbahn. Die Bahn führt durch flaches, kaum über den Meeresspiegel erhabenes Land, welches jedenfalls aus Absätzen des Magdalenenstromes besteht. Wir befinden uns hier am Westrande von dessen Delta, denn auf unserer rechten Seite begleiten uns bis Barranquilla niedrige Hügel, welche älterer Entstehung als diese Stromanschwemmungen sind. Man kann die Fahrt in dieser Beziehung mit der Fahrt von Danzig nach Dirschau vergleichen, wo man am westlichen Rande des Weichseldeltas, am Fufse der Diluvialplatte entlang fährt. Die Vegetation natürlich ist hier und dort durchaus verschieden, denn dort befinden wir uns in $54^{1}/_{2}{}^{0}$, hier nur in 11^{0} nördl. Br. Hier ist eine sogenannte Parklandschaft, nämlich Grasflächen, auf welchen viel Rindvieh weidet, mit einzelnen Bäumen und Gebüschgruppen. Am Ufer eines stagnierenden Flufsarmes zu unserer linken Seite sieht man zahlreiche Manglebäume mit ihren sonderbaren, vom Stamme sich abzweigenden Wurzeln. Diese Mangles oder Mangroven (Rhizophora Mangle) finden sich überall an tropischen Küsten, welche dem Wechsel von Ebbe und Flut ausgesetzt sind, und sind immer Anzeichen eines ungesunden Klimas, sei es allein deshalb, weil die Durchnässung und darauf folgende Austrocknung des Bodens Fieber erzeugt, sei es, dafs sie selbst aufserdem einen gesundheitsschädlichen Stoff enthalten.

Vom Bahnhofe fuhren wir sofort zum Hotel Victoria, das, von einem vielsprachigen Irländer gehalten, damals wenigstens das beste der Stadt war. Für den Preis von 2 Pesos täglich gewährte es Wohnung und Kost, die mir zwar nicht besonders munden wollte, aber von einigen deutschen Kommis, die hier afsen, gerühmt wurde. Wenn ich auf der Rückreise mit den im Binnenlande gesammelten kulinarischen

Erfahrungen hierher zurückgekehrt wäre, so würde ich wahrscheinlich voll Lobes über diese Küche gewesen sein.

Barranquilla liegt nicht am Magdalenenstrome selbst, der ungefähr eine halbe Stunde in östlicher Richtung entfernt ist, sondern an einem Seitenarme desselben. Auf Photographien, die ich in Kingston gesehen, hatte es mir den Eindruck einer freundlichen, hübsch gelegenen Stadt gemacht; um so mehr wurde ich jetzt durch die Wirklichkeit enttäuscht. Nur die Kokospalmen, die am Flufsarme wachsen, und die barocken Dampfschiffe, die in demselben liegen, geben dem Bilde etwas Leben. Die Strafsen sind alle geradlinig, grofsenteils ziemlich breit und unbeschreiblich sandig. Es heifst, dafs dieser Sand von den Überschwemmungen des Magdalenenstromes zurückbleibt, weshalb auch die Fufssteige an den Seiten der Strafse mehrere Fufs höher liegen. Man kann sich leicht denken, wie sehr derselbe, besonders wenn er vom Winde aufgewirbelt wird, die Hitze steigert, wie grell er das Sonnenlicht zurückwirft. Die Ausdehnung der Stadt ist viel beträchtlicher, als wir uns nach der Einwohnerzahl, die damals auf 15000 geschätzt wurde, zunächst vorstellen würden; der Bahnhof ist eine gute Viertelstunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt und liegt noch nicht am äufsersten Ende; im Mittel wird man den Durchmesser des Ortes gleich $2^1/_2$ km setzen können. Die Ursache dieser verhältnismäfsig grofsen Ausdehnung liegt in der vorwiegend einstöckigen Bauart der Häuser[1]); man sieht in Barranquilla nur wenige zweistöckige und nur ein einziges dreistöckiges Haus, ein Hotel, welches diesen fraglichen Vorzug in seinen Reklamen besonders hervorhebt. Wenn Barranquilla die hohe Bauart einer europäischen oder nordamerikanischen Grofsstadt hätte, so würde die Hitze unerträglich sein; in Folge der dichtgedrängten Häuserkolosse habe ich auf der Rückreise in Neu-York, besonders nachts, die Hitze viel mehr empfunden als je in den Tropen. Was die besseren von den schlechteren Häusern unterscheidet, ist das Baumaterial.

---

[1]) Unter einstöckigen Häusern sind hier immer Häuser gemeint, welche lediglich aus einem Bajo oder Erdgeschofs bestehen.

Die Häuser der Wohlhabenderen sind grofsenteils aus lufttrockenen Ziegeln (Adobes) gebaut, schön weifs getüncht oder hell angestrichen, sie haben flache Dächer oder sind mit gewöhnlichen gebrannten Ziegeln gedeckt. An Stelle der Glasfenster finden sich gewöhnlich nur Öffnungen, welche während des Tages durch Holzläden verschlossen werden, um die Zimmer kühl zu erhalten; vor den Fenstern sind die den spanischen Ländern eigentümlichen Holzgitter angebracht. Architektonisch bedeutende Gebäude fehlen Barranquilla gänzlich; auch die Hauptkirche mit ihren beiden verschieden gebauten Türmen ist ohne Interesse. Die besseren Häuser nehmen nur wenige Strafsen im Mittelpunkte der Stadt ein; rings herum wohnen die Armen in elenden, mit Palmstroh gedeckten Hütten. Je mehr man sich vom Mittelpunkte entfernt, um so weiter liegen diese Hütten auseinander, so dafs sich keine Grenze der städtischen Ansiedelung feststellen läfst. Auf einem Spaziergange, welchen ich am ersten Morgen unternahm und den ich etwa bis in eine Entfernung von dreiviertel Stunden vom Hotel ausdehnte, gelang es mir doch nicht, aus dem Bereiche dieser Hütten und ihrer umzäunten Gärten herauszukommen, so dafs ich nur wenige wildwachsende Pflanzen sammeln konnte. Dagegen belohnte mich ein geologischer Aufschlufs; in der Nähe des Bahnhofs besteht der Boden aus zahlreichen Korallen, über welchen eine sandige Schicht mit Muschelresten lagert, also jedenfalls aus Bildungen, welche im Meere abgelagert worden sind und beweisen, dafs sich der Meeresspiegel zurückgezogen hat.

Von einer Untersuchung der benachbarten Hügel mufste ich leider absehen, um mir keinen Sonnenstich oder Fieberanfall zuzuziehen. Die furchtbare Hitze, meine Unkenntnis des Spanischen, der Mangel an Bekanntschaften hielten mich überhaupt während unseres zweitägigen Aufenthaltes in Barranquilla ziemlich an das Hotel gefesselt. Nur an den beiden Abenden bummelte ich ein Weilchen durch die Strafsen der Stadt. Die Hauptmasse der Bevölkerung schienen mir Mulatten und Zambos, d. h. Mischlinge von Negern mit Weifsen und Indianern, zu bilden, obgleich daneben wohl auch Mestizen oder Chólos, d. h. Misch-

linge von Weifsen und Indianern, sowie reine Weifse, reine Neger und reine Indianer vorhanden sind. Da sieht man Herren in feinen, weifsen Anzügen und daneben zerlumpte Bettler und halbnackte Neger; die feinen Damen halten sich in den Häusern verborgen, um so mehr machen sich die in bunten Kattun gekleideten Frauen des Volkes bemerkbar. Die Wagen, diè hier viel benutzt werden, nimmt der Ankömmling als etwas Selbstverständliches hin, dagegen setzen ihn die vielen Reiter in Erstaunen, denen man in der Stadt begegnet, denn die Kreolen des heifsen Tieflandes legen auch den kleinsten Weg zu Pferde zurück und haben dasselbe daher stets gesattelt im Stalle stehen.

Barranquilla ist gegenwärtig, abgesehen von Panama, welches seine Bedeutung lediglich dem Durchgangsverkehre zwischen den beiden Weltmeeren verdankt, der wichtigste Handelsplatz an der columbianischen Küste. Seine Handelshäuser, unter denen eine Reihe deutscher Firmen obenan stehen, versenden nicht nur die Erzeugnisse der Küstenlandschaften und führen dafür europäische Waren ein, sondern sind zugleich Kommissionäre für die Kaufleute des Binnenlandes, denn der doppelte Übergang von Seedampfer auf Eisenbahn und von Eisenbahn auf Flufsdampfer, die Thatsache, dafs die Dampferlinien und die Eisenbahnverwaltung selbst sich mit dieser Übergabe nicht befassen, die Auswahl verschiedener Dampferlinien sowohl für die Beförderung zur See wie auf dem Flusse, die Verschiedenheit der Preise je nach dem Frachtangebote wie nach der Zahl anwesender Schiffe u. dergl., die Notwendigkeit, die eingeführten Waren hier zu verzollen, machen es für jeden Exporteur und Importeur des Landes unumgänglich, hier einen Kommissionär zu haben.

Die Bedeutung Barranquillas beruht auf der Lage nahe der Mündung des Magdalenenstromes, welcher für den gröfsten Teil der wirklich besiedelten Landschaften Columbiens die bequemste Verbindung mit der Küste bildet. Aber doch hat es sich diese Bedeutung erst in den letzten Jahren errungen. Wir haben gesehen, wie Cartagena während der drei Jahrhunderte der spanischen Herrschaft das Monopol des

columbianischen Handels hatte, und wie sich der Handel nach Beendigung der Freiheitskriege nach Santa Marta zog, das eine bessere Verbindung mit dem Rio Magdalena und, nach der Versperrung des Hafens von Cartagena, auch einen besseren Hafen besafs. Die Waren, welche in Santa Marta von den Seedampfern gelandet wurden, wurden in Champans, d. h. grofsen, überdeckten Kähnen, über die Ciénaga, einen Strandsee, der in seiner Bildung den preufsischen Haffs zu ähneln scheint, und einige Flufsarme nach Soledad oder nach Barranquilla und von da stromaufwärts gebracht. Die Dampfschiffahrt, welche seit 1845 auf dem Magdalenenstrome eingerichtet wurde, mufste sich auf den Hauptarm desselben beschränken und hatte ihren Ausgangspunkt in Barranquilla, wo die Umladung von den Champans in die Dampfer stattfand. Allmählich liefsen sich auch hier fremde, namentlich deutsche Kaufleute nieder, während in Santa Marta die Nordamerikaner die erste Rolle gespielt hatten. Es mufste natürlich das Bestreben der ersteren sein, Barranquilla an die Stelle von Santa Marta zu setzen, indem man ihm eine direkte Verbindung mit dem Meere eröffnete. Man sollte denken, dafs die Natur selbst in der Mündung des Magdalenenstromes schon eine solche Verbindung geschaffen habe; in der That sind hin und wieder Seeschiffe den Magdalenenstrom bis Barranquilla heraufgekommen, eines Tages erschien zum gröfsten Schrecken der Einwohner ein deutsches Kriegsschiff, um eine Kontribution einzufordern, die Atlaslinie hat zeitweise ihre Dampfer diesen Weg nehmen lassen, aber hat es dann wieder aufgegeben, weil dieselben stecken blieben, und grofse Postdampfer haben wohl überhaupt nie den Versuch gemacht. Dem Magdalenenstrome ist nämlich, wie so vielen Strömen, eine mächtige Barre vorgelagert, welche ihre Entstehung dem von oben mitgeführten und an der Mündung abgelagerten Schlamme verdankt. Man weifs, mit welchen Kosten es verbunden ist, die Einfahrt in die Mississippimündung für grofse Seedampfer offen zu halten, und ähnlichen Schwierigkeiten würde man wahrscheinlich an der Mündung des Magdalenenstromes begegnen. Jedenfalls wäre nur der Staat, und auch dieser erst, wenn er wirtschaftlich reifer geworden ist, der Gröfse der

Aufgabe gewachsen. Die deutschen Kaufleute mufsten sich damit begnügen, die Eisenbahn nach Savanilla zu bauen, welche wir bei unserer Ankunft kennen lernten. Seit ihrer Eröffnung im Jahre 1872 liefen die Seedampfer in Savanilla statt in Santa Marta an; die folgenden Jahre bezeichnen daher ein rasches Herabgehen des Handels von Santa Marta und ein ebenso rasches Emporblühen des Handels von Barranquilla, das jetzt über zwei Drittel des gesamten columbianischen Ausfuhr- und Einfuhrverkehrs bewältigt. Die Einwohnerzahl, die nach den amtlichen Zählungen im Jahre 1851 mit den Vororten 6100 und 1870 11600 betrug, wurde 1882 auf 15000 geschätzt. Aber es ist fraglich, ob diese Blüte bestehen bleiben wird, denn die Reede von Savanilla-Salgar steht an Güte weit hinter den Häfen von Santa Marta und Cartagena zurück. Man ist zwar beschäftigt, die Eisenbahn über Salgar hinaus nach Belillo zu verlängern und dort einen Damm von 500 Fufs Länge in das Meer zu bauen, aber ebenso ist man dabei, den Dique von Cartagena zu kanalisieren und eine Eisenbahn von Santa Marta nach Barranquilla zu legen, der dann die Herstellung eines Kanals folgen soll. Es ist echt columbianisch, dafs der Staat alle diese Konkurrenzunternehmen gleichzeitig unterstützt und dabei natürlich keines wirklich fördert. Die Zeit wird lehren müssen, welches das lebensfähigste ist, und welche der drei Städte schliefslich siegreich aus dem Kampfe hervorgehen wird.

3. Auf dem Magdalenenstrome.

Um von Barranquilla aus in das Innere des Landes, im besonderen nach der Hauptstadt Bogotá, zu gelangen, mufs man sich, man mag wollen oder nicht, dem Magdalenenstrome anvertrauen, denn es giebt nicht nur keine Eisenbahn, sondern überhaupt keinen Landweg in jene Landesteile. Erst in der Mitte des Weges, bei Puerto Nacional, könnte man den Strom verlassen und die Reise zu Maultier fortsetzen, aber würde dabei zum Teil so schlechte Wege zu benutzen haben, dafs

selbst vor Einführung der Dampfschiffahrt jeder dem Wasserwege den Vorzug gab. Man benutzte damals die Champans, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit den Elbzillen besitzen. Es sind flache Boote, 10 bis 15 m lang, 2 bis 3 m breit, in der Mitte durch ein Dach von Pfählen und Palmstroh überdeckt, vorn und hinten offen. Acht bis zwölf Bogas, halbnackte Neger oder Zambos, bewegen den Champan bald durch Rudern, bald durch Staken vorwärts, da derselbe zum Segeln zu flach gebaut ist. Auf diesen Fahrzeugen, auf denen kaum Platz ist, um sich zu rühren, in der Gesellschaft dieser rohen, schwer zu behandelnden Leute, mufsten die Reisenden früher oft zwei Monate zubringen, bis sie endlich Honda, das Ziel ihrer Reise, erreichten. Alle älteren Reisebeschreibungen sind voll von Klagen über diese Reiseart, über die Qualen, welche ihnen Hitze, schlechte Kost und der Mangel aller Bequemlichkeiten verursachten, über die ewigen Quengeleien mit den Bogas, die nie früh genug Feierabend machen konnten und plötzlich einmal ganz aussetzten, um an irgend einem Feste im Dorfe teilzunehmen.

Fürwahr, die Einführung der Dampfschiffahrt bezeichnete einen gewaltigen Fortschritt für den Verkehr und das Reisen in Columbien! Schon im Jahre 1823, also fünf Jahre, nachdem die ersten Dampfschiffe auf Rhein und Elbe erschienen, wurde ein Privileg der Dampfschiffahrt auf dem Magdalena an einen Herrn Elbers erteilt, aber sein Unternehmen scheint aus irgend einem Grunde schon bald wieder eingegangen zu sein. Erst viele Jahre später (1845) wurde der Strom von neuem von Dampfschiffen befahren. Heute ist die Schiffahrt auf demselben vollständig freigegeben; mehrere einheimische und fremde Gesellschaften sind bereits in Folge von Unglücksfällen oder ungeschickter Verwaltung zu Grunde gegangen, aber immer neue sind an ihrer Stelle entstanden. Mitte 1882 gehörten die zwanzig bis dreifsig Dampfer, welche den Strom befuhren, fünf verschiedenen Eigentümern an. Die neuesten und besten waren im ganzen die des Cubaners Cisnéros und die der Compañía Unida, die sich zu einem gemeinsamen Fahrplane verbunden hatten und alle drei Tage einen Dampfer von Barran-

quilla stromauf gehen liefsen. Die Beschaffenheit der Dampfer ist von der gröfsten Wichtigkeit; die älteren sind meist zu grofs und tiefgehend, so dafs sie bei niedrigem Wasserstande stecken bleiben, oder haben zu schwache Maschinen, um die Schnellen von Honda zu überwinden.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft in Barranquilla, nämlich Montag den 31. Juli vormittags 10 Uhr, schifften wir uns auf dem „Federico Montoya" ein, der uns als eines der besten den Strom befahrenden Schiffe gerühmt worden war. Der Abgang grofser Postdampfer aus europäischen Häfen, mit dem unendlichen Wirrwarr der letzten Stunden, mit den herzzerreifsenden Abschiedsscenen, ist oft genug beschrieben worden. Ein ähnliches Leben in kleinerem Mafsstabe entfaltete sich jetzt auch an Bord des Federico Montoya, und die farbige Bevölkerung Barranquillas sorgte dafür, dafs es mit nicht minderem Lärm verbunden war. Die letzten Waren, das letzte Gepäck der Reisenden wurden noch an Bord geschafft, Schiffsmannschaft und Reisende hatten Gruppen von Freunden um sich versammelt. Ich konnte diesen Scenen als unbefangener Beobachter zusehen; lag doch die Heimat schon weit hinter mir, und was galt mir der Abschied von dem unfreundlichen Barranquilla?

Endlich war alles Gepäck eingeladen, der Befehl zur Räumung des Schiffes wurde gegeben. Die Stricke, welche das Schiff an's Land banden, wurden gelöst, ein schriller Pfiff der Dampfpfeife, welche hier die Glockensignale unserer Flufsdampfer ersetzt, ertönte, das Schiff setzte sich unter dem Zurufen und Zuwinken der Menge in Bewegung.

Nur langsam glitt es den schmalen Flufsarm hinab, an welchem Barranquilla gelegen ist, so dafs wir inzwischen Zeit haben, uns das Fahrzeug etwas näher anzusehen, welches uns nun wenigstens eine Woche beherbergen soll. Diese Magdalenadampfer sind von unsern deutschen Stromdampfern ganz und gar verschieden; sie sind vielmehr nach dem Vorbild der Mississippidampfer gebaut, deren auffallendes Äussere die meisten meiner Leser wohl schon auf Abbildungen kennen gelernt haben. Die wichtigsten Merkmale sind das grofse.

Schaufelrad auf der Hinterseite und der überaus flache und breite Kiel, so dafs unmittelbar über demselben ein breiter Raum entsteht, in welchem sich die Maschine, die Holzvorräte und die Waren befinden und welcher zugleich der Mannschaft und den Passagieren zweiter Klasse als Aufenthalt dient. Über demselben erhebt sich mit Holzpfeilern der zweite Stock, dessen Anordnung auf den verschiedenen Dampfern verschieden ist. Auf dem Montoya befindet sich an der Spitze ein freier Platz, an welchem die Passagiere den Tag über verweilen, weil hier der durch die Fahrt erzeugte Wind die drückende tropische Hitze etwas lindert. Dahinter liegt der Speisesaal und zu beiden Seiten desselben die kleinen Schlafkabinen, für deren Benutzung man noch einen besonderen Zuschlag von 10 $ zu dem Fahrgelde von 50 $ entrichten mufs; für die übrigen Passagiere und die Stewards werden die Betten im Saale und am Vorderteile aufgeschlagen. Man schläft auf den überall im heifsen Lande gebräuchlichen und sehr praktischen Catres, welche aus einem über vier Balken gespannten Segeltuche bestehen. Bettzeug und das notwendige Moskitonetz muss man sich selbst mitbringen, aber nur in den Kabinen hat man überhaupt die Möglichkeit, dieses letztere aufzumachen, und darum wird der Europäer sich immer den Luxus einer solchen zu gestatten suchen. Über der Kajüte sind noch ein oder zwei kleinere Stockwerke mit der Kajüte des Kapitäns und dem Steuerruder aufgesetzt.

Der Kapitän ist ein Deutschamerikaner, der aber kaum noch ein Wort Deutsch versteht; ein anderer Kapitän derselben Gesellschaft, der sich an Bord befindet, ist Holländer aus Curaçao, aber schon lange im Lande und columbianischer Admiral, eine Würde, die ja nicht notwendig an das Dasein einer Flotte geknüpft ist; der Maschinist ist Engländer oder Amerikaner, der Zahlmeister (Contador) und der stromkundige Lotse (Práctico) sind Columbianer, jener ein europäisch gekleideter Städter, dieser ein echter Anwohner des Magdalenenstroms, dessen Bildung sich nicht viel über die der Bogas, d. h. der Schiffsmannschaft, einer aus Negern und Zambos bestehenden, halbnackten, beständig schwatzenden, lachenden und

fluchenden Gesellschaft, erhebt. Auch die wenigen Passagiere erster Klasse sind ziemlich bunt zusammengewürfelt: ausser Gastrells und mir Mr. Wheeler, der seiner Gesundheit wegen nach Bogotá geht und mir dort ein lieber Freund geworden ist, ferner ein Türke aus Jerusalem, dessen Bruder ein Geschäft in Bogotá hat, und einige Columbianer von der Küste, die zur Hauptstadt wollen, Leute von geringer Bildung und Lebensart. In zweiter Klasse pflegen nur Farbige, Angehörige der untersten Volksklassen, zu fahren. Einige Männer, die sich eingeschmuggelt haben, werden in Ketten gelegt, aber bald gegen das Versprechen befreit, den Bogas bei der Arbeit zu helfen.

Eine Dampfschiffahrt auf einem Tieflandsflusse wird bald eintönig und ermüdend; wenn man sich nicht damit beschäftigt, eine Karte aufzunehmen, was mir aus verschiedenen Gründen unmöglich war, nimmt man bald ein Buch zur Hand und läfst nur noch beim Umblättern der Seiten die Augen über die Landschaft gleiten. Reuters Stromtid, die mir ein Freund zum Abschiede mitgegeben, ist vorher vielleicht nicht auf dem Magdalenenstrome gelesen worden. Wir hatten unsere Schiffsstühle aufgestellt, die Columbianer befestigten ihre Hängematten an den Schiffspfosten, schaukelten sich in denselben und bliesen den Rauch ihrer Cigaretten vor sich hin, plauderten oder nahmen auch für ein kleines Weilchen eine schauerliche Räubergeschichte zur Hand. Auf der See waren die Abendstunden die schönsten des ganzen Tages gewesen; hier ward der Genufs derselben durch die Zancudos, Moskitos und Jejen[1]) gestört, welche sich bald nach Sonnenuntergang einzustellen pflegen, und Gesicht und Hände des Reisenden mit ihren Stichen bedecken. Aber die Luft war so mild, auf dem dunkeln Grunde des Himmels leuchteten die Sterne so hell, ganz am nördlichen Horizonte die Bären und auf der anderen Seite alle die Sterne der südlichen Halbkugel, rings herum zuckten Blitze in be-

[1]) Zancudos sind die berüchtigte Mückenart der Tropen, welche wir gewöhnlich als Moskitos bezeichnen, während Moskitos Mücken überhaupt bedeuten. Jejen sind kleine Fliegen.

ständigem Wetterleuchten auf, dafs ich mich lieber den Stichen preisgab, statt mich, wie meine Mitreisenden, in die heifse Kajüte zurückzuziehen.

Die Einteilung der Mahlzeiten ist auf den Magdalenadampfern dieselbe, die wir in ganz Columbien kennen lernen werden. Morgens nach dem Aufstehen erhält man eine Tasse Schokolade, um 10½ Uhr findet das Frühstück, um 5 Uhr das Mittagessen statt. Zwischen beiden Mahlzeiten besteht nur ein geringer Unterschied; viele Gerichte zugleich werden auf den Tisch gesetzt, aber alle sind unschmackhaft und unappetitlich, mit Ausnahme der vorzüglichen Schokolade und des trefflichen Kaffees, die nach den Mahlzeiten gereicht werden. Die Bedienung wird durch eine grofse Zahl von ekelhaft schmutzigen Indianerjungen und Zambos besorgt, die von einem Jamaikaneger befehligt werden; es ist wahrhaft erstaunlich anzusehen, mit welchem Ungeschicke dieselben ihrer Aufgabe obliegen, und wie schlecht die Bedienung ist, obwohl es ebenso viele Aufwärter als Essende giebt.

Drei- oder viermal täglich legt der Dampfer an, um Holz für die Maschine einzunehmen, denn die Magdalenadampfer werden ausschliefslich mit Holz geheizt. Fast bei jeder Hütte, an der man vorbeifährt, sieht man einen Holzstofs aufgeschichtet, den sein Besitzer für teueren Preis an die Dampfschiffe verkauft, denn nur durch gute Bezahlung wird der Anwohner des Magdalenenstroms bewogen, die Arbeit des Holzfällens auf sich zu nehmen. Der Kapitän oder der Contador des Schiffes schliefst den Kauf ab, die gesamte Mannschaft, einschliefslich der „Kellner", beginnt das Holz auf dem Rücken in's Schiff zu tragen. Aber es pflegt doch eine halbe bis eine Stunde zu dauern, ehe die Arbeit vollendet ist, so dafs etwa der sechste Teil des Tages (von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gerechnet) damit verbracht wird. Die Aufenthalte waren leider meist zu kurz, ihre Dauer zu unbestimmt, als dafs ich mich weit vom Dampfer hätte entfernen können. Ich war auch der Sprache noch zu wenig mächtig, um selbständig viel zu unternehmen, um mit den Leuten Gespräche anzuknüpfen und in die Hütten derselben einzudringen. Wenn diese Aufent-

halte in die Mittagszeit fielen, so wurde die Hitze, die während der Fahrt durch den Wind gemildert worden war, unerträglich, und sehnsüchtig beobachteten wir das allmähliche Verschwinden des Holzstofses. Im unteren Teile des Stromes können die Schiffe auch in der Nacht ihre Fahrt fortsetzen, während weiter aufwärts Sandbänke und herabtreibende Baumstämme die nächtliche Schiffahrt zu gefährlich machen.

Der Magdalenenstrom gehört nicht zu den Riesenströmen Südamerikas, ja läfst sich an Grösse nicht einmal mit den gröfseren Nebenflüssen derselben vergleichen. Seine Quelle liegt ungefähr unter 2°, seine Mündung unter 11° nördl. Br. und zwar etwas östlicher als jene, so dafs der direkte Abstand beider etwas über 1000 km oder 140 deutsche Meilen beträgt. Die eigentliche Stromlänge, bei welcher also alle Krümmungen eingerechnet sind, läfst sich, so lange wir keine besseren Karten haben, nur ganz unvollkommen berechnen; sie scheint sich auf ungefähr 1600 km oder 215 deutsche Meilen zu belaufen, also die des Rheines etwa um ein Viertel zu übertreffen, aber hinter der der Donau zurückzubleiben. Das Stromgebiet, d. h. das Gebiet, dessen Wasser dem Magdalenenstrome zufliefst, umfafst ungefähr 240 000 qkm oder 4400 deutsche Quadratmeilen, also 500 Quadratmeilen mehr als das des Rheines, mehr als das Doppelte von dem der Oder, das Fünffache von dem der Weser. Es gehört zu ihm etwa die Hälfte des columbianischen Andenlandes, welche Bezeichnung wir ja im Gegensatze zu der Landenge von Panama und der östlichen Tiefebene gebrauchten. Der ganze Westabhang der Westkordillere und der südliche Teil des zwischen West- und Centralkordillere eingeschlossenen Gebietes wird zum stillen Ocean, der Ostabhang der Ost- und zum Teil der Centralkordillere zum Amazonenstrome und Orinoco entwässert, und die nördlichen Ausläufer der Kordilleren schicken ihre Flüsse und Bäche teilweise direkt in den karibischen Meerbusen, so dafs das Gebiet des Magdalenenstromes im ganzen den centralen Teil dieses Gebirgslandes umfasst. Über die Regenmenge seines Gebietes besitzen wir keine zuverlässigen Beobachtungen, aber sie ist jedenfalls gröfser als im mittleren Europa, und wenn auch

gleichzeitig die Verdunstung eine grössere ist, so fliefst wahrscheinlich im Magdalena durchschnittlich doch eine verhältnismäfsig gröfsere Wassermenge zusammen als im Rhein oder gar als in den andern deutschen Strömen, die keine Zuflüsse aus den Alpen empfangen. Aber die jahreszeitlichen Schwankungen der Regenmenge sind hier unter den Tropen sehr viel bedeutender als bei uns, und darum wälzt der Flufs bald eine gewaltige Wassermasse einher, während zu andern Zeiten nur ein dünner Faden übrig bleibt und überall Sandbänke hervortreten. Dann geht die Schiffahrt nur noch im untersten Teile ohne Schwierigkeiten von statten, weiter aufwärts können die Dampfschiffe nur noch ganz langsam und beständig lotend fahren, und trotz aller Vorsicht bleiben sie schliefslich doch auf einer Sandbank stecken, von der sie mitunter erst nach Wochen wieder loskommen.

Wir hatten es gerade glücklich getroffen. Der Wasserstand war nicht mehr so hoch wie in den letzten Tagen, so dafs das Schiff gegen keine allzu reifsende Strömung anzukämpfen hatte, aber doch hoch genug, um uns keinen Aufenthalt zu verursachen. Der Strom bot eine prächtig breite Wasserfläche dar, meiner Schätzung nach zwei bis dreimal so breit als die des Rheines bei Bonn, aber nur wenige Piroguen mit quadratischen Segeln und hin und wieder ein Dampfer belebten diese Wasserfläche, und das Wasser selbst erfreute uns nicht durch klare grüne Farbe, sondern war eine braungelbe Lehmflut, die beim Waschen eine dicke Kruste auf dem Körper zurückliefs, aber trotzdem unfiltriert zum Kochen und der Bemannung auch zum Trinken diente.

Nur an wenigen Stellen bekommt man den Flufs in seiner ganzen Breite zu sehen, meist fliefst er in mehreren, auf kürzere oder längere Zeit getrennten, Armen, welche vielfach durch schmale und seichte, in der Trockenzeit, dem sogenannten Sommer (verano), oft ganz trockene Kanäle in Verbindung stehen und zwischen sich gröfsere und kleinere Lagunen lassen. Natürlich sind diese Arme und Kanäle beständigen Veränderungen unterworfen. In der Nähe der Mündung des Rio Cauca hat der Magdalena am Anfange der sechziger Jahre sein

altes Bett fast ganz verlassen und seinen Weg durch einen alten Seitenarm, den Brazo de Loba genommen, der sich schon weiter oberhalb bei Sitionuevo mit dem Rio Cauca vereinigt. Nur noch bei hohem Wasserstande können die Dampfer dem alten Hauptarme folgen, gewöhnlich müssen sie den ziemlich bedeutenden Umweg durch den Rio Cauca und den Brazo de Loba machen. Die an jenem verlassenen Arme gelegene Stadt Mompos, schon im Jahre 1539 gegründet und lange Zeit die wichtigste Stadt am ganzen Magdalena zwischen Barranquilla und Honda, kommt in Folge dessen immer mehr herab, während Magangué an jenem untersten, heute mit dem Magdalena vereinigten, Stücke des Rio Cauca an Bedeutung gewinnt. Eine ähnliche Stromverlegung hat in früherer Zeit etwas weiter oberhalb stattgefunden und das Sinken von Morales, das Aufblühen von Simaña und Puerto Nacional zur Folge gehabt.

Zu beiden Seiten wird der Flufs von lehmigen Ufern eingefafst, die in grofser Gleichförmigkeit etwa zwei bis sechs Meter über seinen gegenwärtigen Spiegel erhaben sind und, besonders an der äufseren Seite der Flufskrümmungen, meistens steil abbrechen. An vielen Stellen kann man deutlich sehen, wie der Flufs an diesen Abbrüchen nagt; häufig stürzen unter den Augen des Reisenden ganze Erdschollen ab, die von ihm fortgeführt und an Stellen geringerer Strömung wieder abgesetzt werden. Dem höheren steilen Ufer sieht man daher vielfach niedrige Schlamm- oder Kiesbänke vorgelagert, welche ebenso wie die kleinen flachen Flufsinseln in beständiger Wanderung begriffen sind. Sie sind nackt oder nur mit Kräutern und wenig Gebüsch bewachsen, weil sie der unruhige Strom schon wieder zerstört hat, ehe höherer Wald emporwachsen kann. Sie bilden den Lieblingsaufenthalt der Kaimans, welche in Südamerika die Krokodile des Nils vertreten. Hier liegen diese oft zwanzig Fufs langen Ungeheuer manchmal zu Dutzenden neben einander und lassen sich, unbeweglich, mit aufgesperrtem Maule, von der Sonne bescheinen. Das Herannahen des Dampfschiffes stört sie gewöhnlich nicht in ihrer Ruhe; erst wenn einer der jagdlustigen Reisenden einen Schufs auf sie abfeuert — denn das Schiefsen auf Kaimans bildet die

Hauptunterhaltung an Bord der Magdalenadampfer —, erheben sie sich langsam und bewegen sich schwerfällig in das Wasser. Das wissen sie wohl: im Wasser vermag ihnen der Mensch nichts anzuhaben, da sind sie die Herrscher. Wehe dem Armen, der hier in's Wasser fällt oder sich auf einem Floſse oder am Stromesufer von diesen blutgierigen Reptilien überraschen läſst! Hier liegt ein toter Kaiman, vielleicht von einem anderen Dampfer aus sofort zu Tode getroffen, so daſs er sich nicht mehr in die Fluten stürzen konnte; eine Schar von Aasgeiern hat sich um ihn zum Mahle versammelt. Dort erblickt man neben den Kaimans furchtlose weiſse Reiher, welche man anderwärts auf Bäumen sitzen oder mit zurückgestreckten Beinen über den Strom fliegen sieht. Andere Vögel sieht man hier noch selten; der Strom ist ihnen zu breit, um sich darauf zu wagen, und für den Reisenden ist das Ufer meist zu fern, um kleinere Tiere in den Bäumen und Sträuchern unterscheiden zu können. Während der ersten Tagereisen bekommen wir nur wenig Wald zu sehen, der gröſste Teil der Ebene, welche beide Ufer des Stromes einnimmt, ist Buschland und Savanne, d. h. Grasland mit einzelnen Bäumen, unter denen Palmen wenigstens in der Nähe des Stromes besonders häufig sind. Viele Bäume sind so kahl wie in der europäischen Winterlandschaft, aber nicht aus klimatischen Gründen, sondern weil Heuschreckenschwärme ihre Blätter abgefressen haben. Auf den Savannen sieht man Herden von Rindern weiden, welche von hier viel nach Cuba ausgeführt werden. Öfters erblickt man von kleinen Bananenpflanzungen umgebene einzelne Hütten, hin und wieder ein Dorf oder Städtchen.

Die beiden Staaten Magdalena und Bolívar, welche die beiden Ufer des unteren Magdalena einnehmen, gehören zu den unkultiviertesten von ganz Columbien, obgleich man bei ihrer Küstennähe doch gerade erwarten sollte, hier die Kultur am weitesten vorgeschritten zu finden. Neben der Viehzucht, die durchaus nicht intensiv betrieben wird, findet sich nur ein geringfügiger Ackerbau. Statt daſs alle Arten tropischer Kulturpflanzen in Masse angebaut würden, beschränkt sich deren Erzeugung auf den eigenen Bedarf der Bewohner, mit

der einzigen Ausnahme der in deutschen Händen befindlichen Tabaksanpflanzungen von Cármen. Die wichtigste Ursache dieser geringen wirtschaftlichen Entwickelung ist direkt oder indirekt das heisse ungesunde Klima, in dem der Weifse die Energie verliert und sich körperlich nicht anstrengen kann. Die Spanier begannen daher bald nach der Eroberung Negersklaven hier einzuführen, mit deren Hilfe sie das Land bewirtschafteten. Im Laufe dieses Jahrhunderts ist die Sklaverei allmählich aufgehoben worden, und die freien Neger und Negermischlinge arbeiten nicht mehr, als zur Erwerbung des Unterhaltes dringend notwendig ist. Wenn dagegen ein Politiker zur Revolution aufwiegelt, so findet er in ihnen aufmerksame Hörer und eifriges Gefolge; nicht um die politischen Grundsätze ist es ihnen zu thun, dem Kampfe weichen sie möglichst aus; von Hacienda zu Hacienda ziehen diese Negerhorden, plündernd, was ihnen gefällt, und zerstörend, was sie nicht mitnehmen können. In keinem anderen Teile Columbiens sind die Revolutionen so häufig, wie in diesen Küstenstaaten, haben sie das Land so entvölkert und verödet wie hier.

Am Nachmittage des ersten Tages sahen wir im Osten eine Bergkette liegen, deren Gipfel in Wolken gehüllt waren. Es war jedenfalls ein Teil der Sierra Nevada von Santa Marta [1]), jenes isolierten, fast unmittelbar aus der Küste aufsteigenden Gebirgsstockes, dessen schneebedeckte Gipfel weit auf die See hinausleuchten und die Europäer zuerst mit der Thatsache bekannt machten, dafs auch in den Tropen der Schnee nicht fehlt, nur dafs er an eine gröfsere Meereshöhe als bei uns gebannt ist. Während der folgenden Tage war die Landschaft vollkommen eben; erst als wir aus dem Cauca in den Brazo de Loba einfuhren, sahen wir im Südosten wieder Berge, welche der Ostkordillere angehörten, aber noch weit von uns entfernt waren und nur ihre scharfen Umrisse zeigten, während alle Einzelheiten in einem duftigen Blau verschwanden. An

---

[1]) Dieselbe ist neuerdings von Dr. W. Sievers bereist und in einem Buche: Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta, Leipzig 1887, anziehend beschrieben worden.

einem der nächsten Tage ward auch die Centralkordillere sichtbar, deren nördliches Ende viel weiter südlich als das der Ostkordillere liegt, und von nun an behielten wir, wenn wir nicht zu dicht am Ufer hinfuhren, so dafs der Wald die Aussicht verdeckte, die Berge immer in Sicht, bald die der einen, bald die der anderen Kordillere, oder auch beide zugleich, in immer gröfserer Nähe und immer höher, bis sich am siebenten Tage der Fahrt, in der Nähe von Buenavista, die beiden vulkanischen Gipfelpunkte der ganzen Gegend, der kegelförmige Tolima und der flachere, breitere Ruiz unseren Blicken darboten.

Die Uferlandschaft bleibt noch lange Ebene, aber zwischen dem Lehme, welcher sie abwärts ausschliefslich zusammensetzt, stellen sich allmählich auch Kieslagen ein. Etwa erst von 11° nördl. Br. an treten von Zeit zu Zeit 20 bis 30 m hohe, mit Steilabbruch zum Ufer abstürzende, wie die Ebene selbst aus Lehm und Kies gebildete Hügel an den Strom heran und bezeichnen meist zugleich Engen des Strombettes, welche früher der Schiffahrt empfindliche Hindernisse in den Weg legten. Im ganzen genommen wird der Strom immer kleiner, denn wir sind schon an den Mündungen vieler wichtiger Zuflüsse vorbeigekommen. Unterhalb Puerto Nacional sind der Rio Cauca, der Rio San Jorje und der Rio Cesar am wichtigsten; oberhalb dieses Ortes münden von rechts der Rio Lebrija, der Rio Sogamoso, der Rio Opon und der Rio Carare, von links neben kleineren der Rio Nare ein. Unsere Fahrgeschwindigkeit ist viel geringer geworden, und in der Nacht müssen wir uns ganz vor Anker legen; viel schlimmer aber ergeht es den meisten anderen Dampfern, die nur noch mit der gröfsten Langsamkeit und häufig aufstofsend sich weiterarbeiten; wir begegnen mehreren, die das weitere Vordringen überhaupt aufgegeben haben. Und doch haben wir noch keinen ganz niedrigen Wasserstand. Es giebt Wochen, in denen selbst die kleinen, nur für diese oberste Stromstrecke bestimmten Dampfer nicht bis Honda gelangen können, und in denen die Dampfer, die sich in Honda befinden, auf eine sogenannte Creciente, d. h. auf eine Erhöhung des Wasserstandes warten müssen,

um die Anker zu lichten. Auch unsere heimischen Ströme würden ja der Schiffahrt viel gröfsere Hindernisse in den Weg legen, wenn sie nicht vom Menschen reguliert worden wären, und in den Tropen mit ihren wechselnden Regenzeiten sind diese Schwierigkeiten natürlich noch viel gröfsere. Man hat viel über Kanalisation des Flusses gesprochen und geschrieben, es hat sich eine eigene Gesellschaft für dieselbe gebildet, und diese Gesellschaft giebt eine eigene Zeitschrift heraus, man hatte sogar einen deutschen Ingenieur namens Striedinger mit der Untersuchung des Stromes beauftragt, aber schon zu dieser Untersuchung fehlten plötzlich die nötigen Mittel, so dafs Striedinger sich zur Unthätigkeit verdammt sah, und die kostspielige Stromkorrektion selbst wird voraussichtlich noch lange auf ihre Durchführung warten müssen.

Die Savannen, welche während der ersten Tage den Charakter der Landschaft bestimmten, werden allmählich vom Walde verdrängt, der stromaufwärts immer dichter und üppiger wird, obgleich der ursprüngliche Wald in Folge des starken Holzbedarfes der Dampfschiffe an vielen Stellen vernichtet und durch Nachwuchs ersetzt worden ist, und obgleich auch die beständige Zerstörung der Ufer und die häufige Verlegung des Stromlaufes der Entwickelung des Waldes ungünstig sind. Freilich wird der eigentliche Urwald dem Reisenden, der zum ersten Male die Tropen betritt, zunächst eine gewisse Enttäuschung bereiten. Wenigstens die Höhe der Bäume entspricht nicht den Erwartungen, welche er sich auf Grund allzu lebhafter Reisebeschreibungen gebildet hat. Die Üppigkeit des tropischen Waldes äufsert sich vielmehr in anderer Richtung. Jeder deutsche Wald erhält durch das oft bis zur Ausschliefslichkeit gesteigerte Vorherrschen einer einzigen oder höchstens zweier oder dreier Baumarten ein ganz bestimmtes Gepräge, wir sprechen z. B. von einem Fichtenwald, einem Kiefernwald oder einem Buchenwald, und erst in gröfseren Abständen, unter veränderten Bedingungen, geht ein Baumschlag in einen anderen über, der dann aber bald mit derselben Ausschliefslichkeit auftritt. Ganz anders im tropischen Walde, wo unzählig viele Arten durch einander gemischt sind,

wo man lange suchen mufs, ehe man ein zweites Exemplar derselben Art findet. Die Nadelhölzer fehlen hier im tropischen Tieflande ganz und treten nur in gröfserer Meereshöhe vereinzelt auf, aber man kann kaum sagen, dafs etwa die Palmen an ihre Stelle träten; der eigentliche Hochwald besteht vielmehr fast ganz aus dikotyledonen Laubbäumen, die aber in ihrem Wuchse einen charakteristischen Unterschied gegen unsere deutschen Laubbäume zeigen. Während diese zum gröfseren Teile schon nahe der Erdoberfläche ihre ersten Zweige aussenden und der Stamm bald nach der einen, bald nach der anderen Seite wächst, steigt der Stamm des tropischen Baumes schlank und gerade empor und trägt erst in gröfserer Höhe eine schirmartige Krone. Die Palmen gehören im allgemeinen den Bäumen niederen Wuchses an, welche die halbe oder zwei Drittel Höhe des Hochwaldes erreichen; denn während am Boden unserer Wälder höchstens kümmerliches Gesträuch emporsprofst, die Buchenwälder am Grunde meist nur mit einem Moosteppich und wenigen Farren und Kräutern bedeckt sind, erheben sich aus dem tropischen Waldboden so viele Bäume, Sträucher und Kräuter, als der Raum nur fassen will. Aber das ist noch nicht genug für die schöpferische Kraft der tropischen Natur; zahlreiche Pflanzen haben sich in den Kronen der Bäume festgesetzt und beziehen von ihnen oder auch aus der Luft ihre Nahrung; andere ranken sich an den Stämmen hinauf, aus dem Schatten der Kronen zum ungeschwächten Sonnenlichte emporstrebend und dann von Baum zu Baum sich hinüberschwingend, nicht nur Pflanzen mit weichen Stengeln wie bei uns, sondern oft mit kräftigen Holzstämmen, die sich enger und enger um den stützenden Stamm zusammenziehen, denselben schliefslich erwürgen und mit ihm herabstürzen, aber sich sofort wieder an einem benachbarten Baume emporwinden. So bietet sich der Wald, vom Strome aus gesehen, als eine dichte Mauer von Grün dar, die den Einblick in das Innere verschliefst.

Die Tiere des Waldes verbergen sich grofsenteils in seinem Dunkel. Nur selten erblickt der Reisende vom Dampfer aus den amerikanischen Löwen (Puma) oder Tiger (Jaguar), welche

noch in diesen Wäldern hausen. Selbst Affen sind kein allzuhäufiges Schauspiel; vom Lärm des Dampfschiffes erschreckt, scheinen sie sich in das Innere des Waldes zurückzuziehen. Papageien erscheinen dagegen in großer Menge, meist in Paaren über den Strom fliegend, schon von weitem durch ihr lautes Gekreisch bemerklich. Zahlreiche Insekten und darunter wunderschöne große Schmetterlinge durchschwirren die Luft.

Die Bevölkerung ist immer dünner geworden. Wir kommen nicht mehr, wie am unteren Stromlaufe, an jenen kleinen Städten vorbei, an denen einige weißgetünchte und mit Ziegeln gedeckte Häuser doch wenigstens den Anschein der Civilisation erwecken. Selbst Dörfer und Weiler sind selten und ärmlich; in Abständen von halber zu halber Stunde finden sich vereinzelte Hütten, welche gewöhnlich aus Bambusrohr gebaut und mit Palmstroh gedeckt sind. Eine Anpflanzung von Bananen, Mais und etwas Zuckerrohr und einige wenige Nutzbäume nehmen die kleine Lichtung ein, welche diese Hütten zu umgeben pflegt und liefern den Bewohnern derselben Nahrung und allerlei Gerätschaften. Man hat den Bananenbaum oder Pisang (Musa paradisiaca und sapientum, in Columbien stets Plátano genannt) als ein Symbol des tropischen Idylls bezeichnet, weil der Mensch fast ohne Arbeit die kostbaren Früchte pflücken kann, welche in den verschiedensten Formen zubereitet, eine vortreffliche Speise gewähren. Dasselbe kann man von dem Totumo (Crescentia Cujete) sagen, dessen kürbisartige Frucht nur halbiert zu werden braucht, um vorzügliche Schalen abzugeben, oder von dem Calabassenbaum (Lagenaria vulgaris) mit seinen unregelmäßig ovalen Früchten, welche man nur anzubohren und dann auszuspülen hat, um fertige und dauerhafte Flaschen zu erhalten, oder von der Guadua oder amerikanischen Bambuse, deren hohle, durch Querwände gegliederte Stämme sowohl für den Hausbau, wie für allerlei Gerätschaften, zu Trinkgefäßen u. s. w. verwendbar sind. Außer Hühnern und Hunden pflegt der Anwohner des Rio Magdalena nur wenige Haustiere zu besitzen; der Strom liefert ihm reichlich Fische, im Walde erjagt er zuweilen ein Wildpret. Eine Menge Fußsteige, welche nur dem

3*

Herrn der Hütte bekannt sind, durchschneiden den Wald, denn nicht nur zum Zwecke der Jagd dringt er in sein Inneres ein, aus dem Walde holt er sich das Holz für sein Haus und sein Canoe, holt er sich die Bejucos oder Schlinggewächse, mit welchen er, statt mit eisernen Nägeln und Klammern, die bald rosten würden, die Stämme an einander befestigt. Oder er schlägt Brennholz, das er an die Dampfschiffe verkauft und aus dessen Erlös er sich mit Kleidungsstücken und dergleichen versieht; vielleicht sammelt er auch Elfenbeinnüsse oder Taguas (die Früchte der palmenartigen Phytelephas), fällt er Kautschukbäume (verschiedene Arten Siphonia) und sammelt das kostbare Harz, das ihnen entquillt, schlägt er das sogenannte Cedernholz (Cedrela odorata), aus welchem unsere Cigarrenkisten gefertigt werden. Sein Leben ist also nicht ganz so müfsig und sorgenfrei, wie wir es uns leicht vom Tropenbewohner vorstellen, denn in seiner abgeschiedenen Lage mufs er für alles sorgen und darf von niemandem Hülfe erwarten. Freilich spendet die Natur ihre Gaben mit freigebiger Hand, aber heimtückisch sucht sie dem Beschenkten auf jede mögliche Weise zu schaden. Wenn der Mensch nicht aufpafst, so überwuchert der Wald rasch wieder seine Anpflanzungen; der Strom spült die Ufer und mit ihnen die Hütte hinweg; der Jaguar stellt den tierischen Gefährten des Menschen nach; der Kaiman entschleppt ihn selber, wenn er sich unvorsichtig dem Ufer naht oder aus dem Nachen in das Wasser fällt; eine giftige Schlange sticht ihn bei seinen Wanderungen im Walde; gefährliche Fieber werfen ihn auf das Lager und verkürzen die Dauer seines Lebens[1]).

Nur selten wagt der Bewohner des Hochlandes oder der gemäfsigten Zone, in diese Urwälder des Magdalenatieflandes einzudringen, denn die Fieber haben bei dem, der nicht in diesem oder in ähnlichem Klima geboren und aufgewachsen ist, leicht tödlichen Ausgang. Man sieht hier nur wenige Weifse;

[1]) Vergl. die lehrreiche Schilderung von Mollien, Voyage dans la république de Colombia en 1823. Paris 1824, I. p. 45—50. Deutsche Übersetzung von Schöll. Berlin 1825, S. 34 ff.

die eigentliche Masse der Bevölkerung besteht aus Indianern und Negern oder in noch gröfserem Prozentsatze aus Zambos, d. h. den Mischlingen dieser beiden Rassen. Diese Leute haben sich meist ohne einen Rechtstitel auf das Land hier angesiedelt und führen ein einsames, auf sich selbst beschränktes Dasein. Die Anlage gröfserer Anpflanzungen von Cacao, Tabak, Baumwolle oder dergleichen hat bisher noch niemand in Angriff genommen.

Eine besondere Erwähnung verdienen gegenwärtig nur die Punkte, an welchen sich Wege in's Innere des Landes abzweigen. Es sind wenig genug: zunächst Simaña, der Hafen des kaffeebauenden Cármen im nördlichen Santander, das nicht mit dem gleichnamigen Tabaksdistrikte im Staate Bolívar verwechselt werden darf; dann Puerto Nacional, der Hafen von Ocaña, einer der wichtigeren Handelsstädte Columbiens; weiter Paturia, von wo die Reisenden in Kanälen und über kleine Seen in einem halben Tage nach Puerto Parédes, dem Ausgangspunkte des Saumpfades nach Bucaramanga[1]), gelangen; wieder ein Stück weiter oberhalb Puerto Wilches, wo uns sogar Eisenbahngeleise überraschen. Schon vor einer Reihe von Jahren hat man begonnen, von hier eine Eisenbahn nach Bucaramanga zu bauen, die man dann, um alle Schwierigkeiten der Dampfschiffahrt zu vermeiden, bis Bogotá fortzusetzen dachte; bisher sind von dieser Bahn freilich erst zwei oder drei Kilometer fertig gestellt worden. Auch das nun folgende Barranca Bermeja schien einmal eine gröfsere Bedeutung gewinnen zu sollen, denn ein thätiger Deutscher, Herr von Lengerke, hatte von hier einen Weg nach Zapatoca gebaut, der aber, weil die wilden hier noch lebenden Indianerstämme die Reisenden mehrfach überfielen, aufgegeben wurde und jetzt ganz verfallen ist. Ungefähr an dieser Stelle oder nur wenig oberhalb verliefsen die ersten Spanier unter Quesada den Strom, um zum Teil auf einem alten Indianerpfade in das Gebirge hinaufzusteigen. Lange Zeit hindurch diente dieser Weg zur Verbindung der neuen spanischen Ansiedelungen

[1]) Diesen Weg hat Freiherr von Thielmann, Vier Wege durch Amerika, Leipzig 1879, S. 277 ff., gut geschildert.

mit der Küste, bis man später den Weg nach Honda baute und den alten verfallen liefs. Etwas weiter südlich besteht der sogenannte Carareweg, der von Puerto Carare am gleichnamigen Nebenflusse des Magdalena abzweigt; aber der Flufs ist, besonders für die Bergfahrt, so wenig günstig, und der Weg ist so schlecht, dafs er höchstens für den Versand der Landesprodukte benutzt wird. Oberhalb jenes Weges von Paturia nach Bucaramanga treffen wir am rechten Stromufer keinen brauchbaren Weg in das Innere bis zu dem Wege von Honda nach Bogotá, welchen wir selber einschlagen werden. Dagegen haben wir eines Weges am linken Ufer zu gedenken, nämlich von Nare nach Medellin und den anderen Städten des inneren Antióquia. Die Bodega, d. h. das Lagerhaus, liegt am Rio Nare, etwa eine halbe Stunde oberhalb seiner Mündung in den Magdalenenstrom; die kurze Fahrt zu ihr hinauf bietet bei dem herrlich klaren Wasser des Flusses, bei der entzückend üppigen Vegetation eine erfreuliche Abwechselung dar, aber man darf sich durch den Schein nicht zu sehr bestechen lassen, denn Nare gilt für einen der ungesundesten Orte am ganzen Strom, und die Reisenden suchen ihm möglichst rasch zu entrinnen. Der Weg in das Innere soll freilich viel zu wünschen übrig lassen, so dafs die Reise von Nare nach Medellin gewöhnlich noch sechs bis sieben Tage in Anspruch nimmt[1]). Auch hier hat man sich neuerdings mit dem Projekte einer Eisenbahn beschäftigt, die den Strom schon etwas unterhalb Nare, bei Puerto Berrío, verlassen soll. Dieselbe war etwas weiter fortgeschritten als die Bahn von Puerto Wilches nach Bucaramanga, aber mehr als etwa 25 km waren doch auch hier nicht vollendet, obwohl die Arbeit schon mehrere Jahre im Gange war und grofse Opfer an Geld und Menschenleben erfordert hatte. Die vollendete Strecke wurde noch so gut wie gar nicht benutzt, weil man ihrer Sicherheit nicht ganz traute, und weil der sie fortsetzende Saumpfad noch keine Herbergen und Nahrungsmittel darbot und empfindlich an Wassermangel litt. Es wird wohl noch geraumer Zeit be-

[1]) Eine Beschreibung dieses Weges hat F. v. Schenck, Petermanns Mitteilungen 1880, S. 43 und 1883 S. 87 f., gegeben.

dürfen, bis diese Eisenbahn einmal ihr Ziel Medellin erreichen wird.

Am Vormittage des 5. August, also gerade fünf Tage nach unserer Abfahrt von Barranquilla, hatten wir Puerto Berrío passiert, am Abende desselben Tages waren wir nach Nare gekommen und hatten die Nacht daselbst zugebracht, am Nachmittage des 6. erreichten wir Buenavista, am Abend legten wir uns etwas unterhalb Conejo vor Anker. Den nächsten Morgen nahm die Landschaft einen ganz anderen Charakter an. Bis hierher erhoben sich zwar einzelne Hügel am Strome, aber im ganzen waren dessen Ufer eben, und ein üppiger Urwald überzog sowohl Hügel wie Ebene. Nun treten auf einmal auf beiden Ufern Berge unmittelbar an den Strom heran, die nur mit dürftigem Gestrüpp bewachsen sind und im Kontrast zu dem eben verlassenen Walde den Eindruck völliger Kahlheit machen. Selten ist mir ein schrofferer landschaftlicher Wechsel vorgekommen. Die Formen der Berge an den beiden Ufern sind durchaus verschieden; am rechten Ufer eine eigentliche Bergkette mit ziemlich gleichförmigem, kaum gezacktem Rücken und steilem Abfall nach der Stromseite, auf dem linken Ufer einzelne, mehrere hundert Meter hohe, Tafelberge, an denen, wie in der sächsischen Schweiz, nackte, senkrechte Felswände mit bewachsenen, nahezu horizontalen Terrassen abwechseln. Diese Tafelberge ruhen auf einer niedrigen, 20—30 m über den Fluſs erhobenen, Tafel aus vulkanischem Tuffe auf; auch sie selbst werden in der Nähe von Honda durch eine zusammenhängende Tafelmasse ersetzt.

In diesem bergigen Terrain ist der Fluſs so reiſsend, daſs er der Schiffahrt ernstliche Hindernisse in den Weg legt. Früher muſsten die Dampfer überhaupt unterhalb dieser Schnellen liegen bleiben, jetzt wird wenigstens ein Teil derselben von den stärkeren Dampfern überwunden. Es ist freilich keine leichte Arbeit, und schon mancher Dampfer soll dabei zu Grunde gegangen sein, weil der wagehalsige Kapitän die Maschine überheizte. Auch die Maschine des Federico Montoya ist schon bis zur äuſsersten Grenze angespannt, aber das Schiff macht keine Fortschritte gegen die Strömung, die

hier eine Geschwindigkeit von ungefähr 4 m in der Sekunde besitzt. Da entschliefst sich endlich der Kapitän, einen Teil der Mannschaft mit einem grofsen und starken Seile, das um die Pfosten des Schiffes gewunden und dann mit der Maschine verbunden ist, an das Ufer zu schicken. Das andere Ende des Seiles wird so gut wie möglich an Baumstämmen befestigt, und nun arbeitet sich das Schiff am Seile empor. Die erste Schnelle ist überwunden und eine Weile später auf dieselbe Weise auch die zweite. Wir sind am Ziele unserer Stromfahrt angelangt, deren Länge ungefähr einer Rheinfahrt von Rotterdam nach Basel oder einer Elbfahrt von der Mündung bis Königgrätz entspricht. Über die nun folgende Stromschnelle, an welcher die Stadt Honda liegt, den sogenannten Salto de Honda, hat man nur ganz ausnahmsweise und mit grofser Gefahr Schiffe hinübergebracht; die regelmäfsige Dampfschiffahrt erreicht schon unterhalb derselben ihr Ende. Wir legen uns am rechten Ufer, bei der Bodega de Bogotá, vor Anker; auf der gegenüberliegenden Seite liegt das Dörfchen Caracolí, durch eine kleine Eisenbahn mit Honda verbunden.

Honda mag ein Ort von 3000 Einwohnern sein. Wenn man es von der anderen Seite des Magdalena sieht, wie es sich vom Stromufer am Abhang hinaufzieht, macht es mit den vielen Palmen zwischen roten Ziegeldächern gar keinen übelen Eindruck. Mitten durch die Stadt fliefst der reifsende Rio Gualí, von mehreren Brücken überspannt, unter einer von denen man noch die Trümmer einer Brücke aus spanischer Zeit sehen kann. Auf dem linken Ufer des Gualí liegt ein neuerer, nach gewöhnlicher columbianischer Art gebauter Stadtteil, auf dem rechten die alte spanische Stadt. Die Strafsen sind eng und schmutzig, die Häuser zum gröfseren Teile aus Bruchstein gebaut. Höchst befremdend wirkt die grofse Zahl von Ruinen, die alle noch wie die jener Brücke von dem grofsen Erdbeben des Jahres 1805 herrühren. Von diesem Erdbeben hat sich Honda nie ganz erholt, zumal bald darauf die Befreiungskriege folgten und die Verkehrsverhältnisse vielfach umgestalteten. Hondas Geschichte hat Ähnlichkeit mit der von Cartagena, denn beide Städte zogen Vorteil von der spanischen

Politik, welche den Handel in bestimmte Bahnen drängte. Von Cartagena den Magdalena hinauf bewegte sich nicht nur sämtlicher Verkehr nach Bogotá und Antióquia, sondern auch nach dem Caucathale und Ecuador. Die Stromschnellen machten Umladen notwendig und waren so die Ursache, daſs sich hier mehrere Landwege abzweigten. Das war der Anlaſs zur Entstehung und verhältnismäſsigen Blüte von Honda. Seit der Unabhängigkeit schufen sich Ecuador in Guayaquil, das südwestliche Columbien in Tumaco und Buenaventura eigene Häfen; von Medellin wurde der Weg nach Nare gebaut, so daſs Honda einen Teil seines Handels verlor, aber ihm blieb noch die Vermittelung des Handels nach Bogotá und nach mehreren anderen Städten Columbiens. Die Kaufleute derselben müssen daher hier Kommissionäre haben, welche die Waren von den Dampfern in Empfang nehmen und die Maultierkarawanen abfertigen oder, umgekehrt, die Landesprodukte den Dampfern übermitteln. Im Zusammenhange damit blüht natürlich auch das Maultiergeschäft. Der eigene Handel von Honda ist gering; es giebt wenig zu exportieren, und nur ein verhältnismäſsig kleiner Bezirk deckt seine Bedürfnisse bei den hiesigen Kaufleuten. Dieselben sind meist Einheimische; das gröſste Kommissionsgeschäft ist das der Herren Whitney und Crane, die zugleich nordamerikanische, englische und französische Vicekonsuln sind; ein deutscher Landsmann, Herr Weckbecker, ist oder war damals wenigstens Eigentümer der Bodega de Bogotá und einer groſsen Hacienda, die sich mehrere Meilen am Magdalena hinab erstreckt, aber zum gröſseren Teile noch von Wald bedeckt ist.

4. Der Anstieg zur Hochebene von Bogotá.

Die Nacht verbrachten wir noch einmal auf dem Schiffe, weil wir am nächsten Tage direkt von der Bodega aus die Reise nach Bogotá antreten wollten. Man hatte uns den Rat gegeben, erst um 3 Uhr nachmittags aufzubrechen; wir würden dann in dem höher gelegenen und darum frischeren Consuelo angenehm übernachten, am nächsten Morgen in Guaduas frühstücken und

am Nachmittage noch bis Villeta gelangen können. Aber die Rechnung war ohne den Wirt, d. h. ohne die Beschaffenheit der gemieteten Maultiere und ohne die columbianischen Maultiertreiber, gemacht. Es wurde natürlich schon eine Stunde später, bis die Reittiere endlich gesattelt vor uns standen, so dafs wir erst um 4 Uhr aufbrechen konnten. Unser Gepäck hatten wir schon lange abgefertigt und glaubten es weit vor uns. Die erste Strecke, den Strom entlang, legten wir im Galopp zurück, aber als wir die Packtiere immer noch nicht einholten, gestand unser Arriero (Maultiertreiber) zu, dafs dieselben überhaupt nicht vor uns aufgebrochen seien. Wir mufsten eine reichliche halbe Stunde warten, um nicht für die Nacht von unserem Gepäck getrennt zu werden, und das bestimmte Nachtquartier konnten wir nun natürlich nicht mehr erreichen, zumal unsere Tiere keine grofsen Schnellläufer waren. Das sind Leiden, wie sie jedem vorkommen, der zum ersten Male in Columbien reist; die neue Art des Reisens und der Umgang mit dem Volke wollen eben auch erst gründlich gelernt sein.

Der Weg führt zuerst an dem sandigen Ufer des Magdalenenstromes entlang. Die Berge treten hier ziemlich dicht an den Strom heran, und der alte Saumpfad ist durch einen Bahnbau grofsenteils zerstört worden, so dafs sich die Tiere mühsam ihren Weg durch die Eisenbahnarbeiten hindurchfinden müssen. Diese Eisenbahn, die Western Colombian Railway, ist das Unternehmen eines Nordamerikaners Brown, welcher dieselbe, mit bedeutender Staatsunterstützung, bis Bogotá fortführen wollte, wie es scheint, ohne vorher das Terrain überhaupt genügend untersucht zu haben. Gegenwärtig waren erst ungefähr 5 km vollendet, an einer Stelle, welche noch keine Schwierigkeiten bietet; einige weitere Kilometer waren im Bau. Schon mehrere Male war das von vornherein schwindelhafte Unternehmen in's Stocken geraten; als ich $1^{3}/_{4}$ Jahre später diese Gegend wieder berührte, war es ganz zusammengekracht; die Schienen und Maschinen verrosteten, in den Eisenbahnwagen hatten sich Familien häuslich eingerichtet.

Gegenüber Honda, also an den Schnellen, liegt Pesquerías

oder Pescaderías, etwas weiter aufwärts Sifuentes, beides kleine Dörfer, die ihr Dasein wesentlich der Abzweigung des Saumweges nach Bogotá verdanken und zur Zeit des Eisenbahnbaues etwas gröfseres Leben hatten. Bei Sifuentes verläfst unser Weg den Strom und führt in südöstlicher Richtung über eine schmale, mit niedrigem Walde bestandene Kette in das Thälchen des Rio Seco, eines nach Süden fliefsenden Baches, dessen Wasserstand, wie der aller Bäche dieser Gegend, mit der Jahreszeit aufserordentlich wechselt. Schon ist die Dunkelheit hereingebrochen, und wenige Kilometer weiter, in Tocui, müssen wir uns entschliessen , unsere heutige Tagereise abzubrechen und um Posada, d. h. um Herberge, zu bitten.

Tocui ist, was wir in Deutschland eine Fuhrmannskneipe nennen würden, eine Herberge für die Arrieros der zwischen Bogotá und dem Magdalenenstrome verkehrenden Maultierkarawanen. Es ist eine strohgedeckte Lehmhütte mit zwei kleinen Räumen, einer Nebenhütte, in welcher sich die Küche befindet, und einem Potrero, d. h. einem eingezäunten Weideplatz (einer Koppel), auf welchem die Maultiere ihre Nahrung suchen. Ich erinnere mich nicht mehr genau der Abendmahlzeit, welche uns aufgetragen wurde; als Betten dienten uns sogenannte Cujas, d. h. Holzgestelle mit straff darüber gespannten Ochsenhäuten, die nicht gerade ein sehr angenehmes Lager abgeben; Hütte und Cujas wimmelten von Ungeziefer.

Bald hinter Tocui führt der Weg in südöstlicher Richtung steil in die Höhe. Der Boden besteht grofsenteils aus einem roten Thone, auf dem sich heute ganz gut reiten liefs, der aber, als ich auf einer späteren Reise denselben Weg kam, so entsetzlich schlüpfrig war, dafs mein Tier beständig ausglitt. Die Vegetation ist trockenes Gebüsch, in welchem zahlreiche bunte Schmetterlinge und Kolibris umherschwirren. Dazwischen einzelne Hütten mit kleinen Anpflanzungen und Potreros.

In einiger Höhe bieten sich hübsche Blicke auf das Magdalenathal und die dahinter sich erhebende Centralkordillere dar. Fast unmittelbar am Fufse des Höhenzuges, auf welchem wir uns befinden, schlängelt sich der Strom als ein Silberfaden dahin, dahinter eine niedrige bewaldete Kette und

dann jene kastellartigen Bildungen, wie wir sie unterhalb Honda kennen gelernt haben. Von hier gesehen, erscheinen sie als Zwerge im Vergleich mit der Kordillere, die sich hinter ihnen erhebt. Uns gegenüber und weiter nördlich bildet dieselbe einen gezackten Felskamm mit kühnen Gipfeln; im Südwesten krönen sie herrliche Schneeberge, rechts die breite Masse des Ruiz, dann einige kleinere Gipfel, und links der aufserordentlich regelmäfsige, oben abgestumpfte Schneekegel des Tolima. Nur in den Morgenstunden, höchstens bis 9 Uhr, ist die Centralkordillere sichtbar, dann ziehen sich allmählich die Wolken, welche jetzt schon über dem Thale lagern, in die Höhe und verhüllen ihren Kamm.

Ungefähr nach zweistündigem Ritte erreichten wir Consuelo, wo wir eigentlich die Nacht hatten verbringen wollen, eine ähnliche, aber etwas besser ausgestattete Hütte als Tocui, und nahmen hier ein kleines Frühstück ein. Nachdem wir uns noch eine Weile an der schönen Aussicht erfreut hatten, wobei uns der freundliche Wirt erklärend zu Hülfe kam, setzten wir den Ritt fort und langten nach einer weiteren Stunde auf dem Alto de Sarjento an, der aus nagelfluhartigen Geröllen gebildet wird und nach Reifs und Stübel eine Meereshöhe von 1343 m hat, also 1140 m höher als Honda liegt. Hinter uns erblicken wir noch einmal das Thal des Magdalena und dahinter die Centralkordillere, deren Gipfel jetzt schon in Wolken gehüllt sind; vor uns erschliefst sich das Thal von Guaduas, und auf dessen anderer Seite steigt eine neue, etwas höhere Bergkette auf, welche ebenfalls nur dünn bewachsen ist und in eingerissenen Schluchten denselben roten Thon erkennen läfst, der unsere Kette grofsenteils bildet. Auch das Thal selbst ist ganz rot gefärbt durch die Blüten eines Mimosenbaumes, welcher den Kaffeestauden einer grofsen Anpflanzung Schatten giebt.

Jenseits der Kaffeepflanzung, in der Mitte des Thales, liegt das Landstädtchen Guaduas, 1036 m über dem Meere, und zwischen Pflanzung und Stadt, am Ufer des Rio Guaduas, ist vor kurzem das Hotel del valle eingerichtet worden. Hier beschliefsen wir unser heutiges Tagewerk. Freilich ist es erst Mittag, aber wir finden hier verhältnismäfsig gutes und rein-

liches Nachtlager und erträgliche Kost, besser als wir es eine halbe Tagereise weiter finden würden, und unsere an das Reiten auf columbianischen Gebirgswegen und in tropischer Sonnenhitze noch nicht gewöhnten Körper sind doch etwas ermüdet. Wir sind gar nicht abgeneigt, den Nachmittag mit Schlummer, süfsem Nichtsthun und einem kleinen Spaziergang in die Stadt zu verbringen.

Gegen Abend kamen noch vier Herren angeritten und stiegen in unserem Hotel ab. Sie trugen die Reisetracht des Landes, den hohen, mit einem Leinwandüberzug bedeckten Strohhut, eine blaue Ruana[1]), über den Beinkleidern die weiten, aus weifsem Kautschuk gefertigten und der Kleidung des Reiters einen weibischen Anstrich verleihenden, Zamarros und die grofsen Sporen, welche durch ein Loch in den Zamarros hindurchgesteckt werden. Gegen diesen fremdartigen Aufzug stachen die blonden Bärte seltsam ab, und bald hörte ich auch an der Sprache, dafs drei der Herren deutsche Landsleute waren: Herr Nikolaus Krohne, der Geschäftsführer des Hauses Frühling und Göschen, der die Tabakspflanzungen des Hauses in Ambalema, oberhalb Honda, besucht hatte, Herr Soller, der Sekretär der deutschen Gesandtschaft, und Herr Dr. Walz, damals Arzt in Bogotá, die ihn auf dieser kleinen Reise begleitet hatten, um das nafskalte Höhenklima von Bogotá für einige Tage mit dem heifsen Lande zu vertauschen.

Am nächsten Morgen brachen die Herren etwas früher auf als wir und gewannen uns, besser beritten, bald einen bedeutenden Vorsprung ab. Der Weg führt durch die Stadt hindurch und dann ziemlich steil zum Alto del Raizal hinan. Er ist hier grofsenteils gepflastert, aber die Maultiere sind von dem Pflaster gar nicht sehr erbaut, denn sie bleiben, wo es irgend möglich ist, auf dem ungepflasterten Rande. Besonders unangenehm ist es, wenn man an engen Stellen einer gröfseren Karawane von Packtieren begegnet; diese gehen unbekümmert

[1]) Ruana ist dasselbe wie Poncho, d. h. ein viereckiges Stück Tuch oder dergleichen mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen der Kopf hindurchgesteckt wird.

ihren Weg, und der Reisende mufs gut Acht geben, um einen harten Zusammenstofs seiner Beine mit den Kisten und Ballen zu vermeiden. Heute war der Weg besonders voll, denn es war Markttag in Guaduas, und so begegneten wir nicht nur Packzügen, die von Bogotá nach Honda bestimmt waren, wie gestern, sondern zahlreichen Landleuten, welche ihre Pferde oder Maultiere wie ihre eigenen Rücken mit den Erzeugnissen ihres Feldes beladen hatten, um diese in Guaduas zu verkaufen oder dafür andere Waren einzutauschen. Die grofse Mehrzahl der Landleute zeigt überwiegend indianischen Typus; es sind kleine schwächliche Gestalten, deren Gesichtsbau dem mongolischen ähnelt. Die Männer tragen Hosen aus grobem Tuch, über dem Hemd die Ruana, auf dem Kopfe einen niedrigen Strohhut und an den Füfsen, wenn sie nicht barfufs gehen, Strohsandalen, die sogenannten Alpargatas. Die Frauen tragen Röcke und vom Kopfe herabhängende Mantas aus dunklem Tuche und über denselben gleiche Strohhüte wie die Männer.

Vom Alto del Raizal senkt sich der Weg zu einem Längsthälchen hinab, in welchem die Hacienda Los Tibayes liegt, und steigt dann zu dem noch etwas höheren Alto del Trigo (1928 m) auf. Vor uns öffnet sich jetzt das tiefe Thal von Villeta und jenseits desselben grüfsen uns die hohen Randberge der Hochebene von Bogotá. Wir sind hier in eine Landschaft mit anderen Bergformen und anderer geologischer Zusammensetzung eingetreten; während in der Nähe von Honda grünlich-grauer Sandstein und Konglomerat herrschten und darauf roter Sandstein und Thon folgten, befinden wir uns jetzt in einem Gebiet vorherrschender Schiefer und Letten, welchen Bänke harten blauen Kalkes und weifsen Quarzsandsteines zwischengelagert sind. Diese Gesteine rufen kühnere Formen hervor. Zu beiden Seiten des Thales von Villeta steigt der Abhang nicht gleichmäfsig an, sondern bildet Stufen, aber diese Stufen sind nicht ebenflächige Terrassen, sondern mehr oder weniger in gleicher Höhe liegende Bergzinken, welche der Schichtung entsprechend nach rückwärts geneigt sind, aber nach vorn eine noch steilere, durch die Kraft der Verwitterung verursachte Böschung haben

Auch die Gipfel des Kammes, auf welchem wir uns befinden, sind solche kühne, durch steil geneigte Schichten gebildete Felszacken, während der höhere, uns gegenüberliegende Kamm, welcher den Westrand der Hochebene von Bogotá bildet, aus breiteren Tafelbergen besteht, ja beinahe eine nur durch einzelne Scharten unterbrochene Mauer bildet, wobei wir schon aus der Ferne erkennen können, dafs die Schichten hier fast horizontal lagern.

Obgleich wir Villeta von der Höhe wie zu unseren Füfsen liegen sehen, nimmt der Abstieg doch mehrere Stunden in Anspruch. Der Weg führt beständig zwischen Hütten hin, die nur durch geringe Abstände von einander getrennt sind; bei jeder Hütte eine kleine Anpflanzung von Mais, Bananen, Yuca (Maniokwurzel), Arracacha, Zuckerrohr, vielleicht auch einigen Kaffeestauden, und meist ein mehr oder weniger grofser Potrero (Weideplatz); dazwischen niedriges Gebüsch, welches aufgesprossen ist, wo man den Wald nur um des Holzes willen zerstört hat, ohne den Boden zu bearbeiten, oder wo man die Anpflanzungen nach einigen Jahren des Anbaus wieder verlassen hat. Villeta (813 m) ist ein Landstädtchen von ähnlicher Anlage, aber schmutziger und häfslicher als Guaduas, und trotzdem eine beliebte Sommerfrische der Bogotaner, die im Dezember und Januar, den schönsten Monaten des Jahres, gern auf einige Wochen einen Ort im heifsen Lande aufsuchen. Seine Anziehungskraft besteht in dem angenehmen Bade, das der nur aus mäfsiger Höhe kommende und darum nicht allzu kalte Rio Villeta darbietet; irgend welche Badeeinrichtungen darf man hier freilich nicht suchen, das Badehaus ist Gottes freier Himmel.

Es dauerte lange, bis man uns ein kleines Frühstück bereitet hatte, so dafs wir erst zwischen 2 und 3 Uhr, in der vollen Glut des Mittags, wieder aufbrechen konnten. Wir beeilten uns nicht sonderlich, denn man hatte uns gesagt, dafs wir bis zur Häusergruppe von Chimbe, in der wir zur Nacht bleiben wollten, nicht mehr als zwei bis drei Stunden hinbringen würden. Der Weg führte zuerst ein Stück im Thale des Rio Villeta aufwärts, dann begann ein steiler Anstieg mit fort-

währender prachtvoller Aussicht auf die Bergkette der anderen Thalseite, welche wir am Vormittage überschritten hatten. Jetzt, aus der Entfernung gesehen, zeigte sie dasselbe herrliche Blau, welches mich zuerst in Jamaika entzückt hatte und von nun an noch oft entzücken sollte. Und als die Dunkelheit hereinbrach, erhielt die Landschaft einen magischen Ausdruck durch rings umher aufflackernde Feuer, mit welchen man Gebüsch oder alte Anpflanzungen niederbrannte, um die neue Aussaat vorzubereiten. Unsere Tiere waren durch den steilen Anstieg stark ermüdet worden und brachten uns nur langsam vorwärts. Erst in tiefer Dunkelheit erreichten wir Chimbe, das thatsächlich viel weiter entfernt war, als man uns berichtet hatte. Unsere Packtiere waren noch weiter zurückgeblieben und kamen diesen Abend nicht mehr an. Wir waren also ganz auf die Nahrung und die Betten angewiesen, welche uns gegeben wurden, und ich würde lügen, wenn ich die also verbrachte Nacht als eine sehr angenehme bezeichnen wollte. Dazu plagte mich ein Ausschlag, welchen die große Hitze auf dem Magdalenenstrome im Verein mit den Stichen der Moskitos und Jejen hervorgerufen hatte.

Chimbe (1808 m) liegt, wie wir am nächsten Morgen sahen, auf einem Berggrate, der nach Norden ziemlich steil in das Thälchen von Sasaima, ein Seitenthal des Thales von Villeta, abfällt. Gerade unter uns liegt das Dorf Sasaima mit seinen großen Kaffeepflanzungen, welche die beste Sorte von ganz Columbien erzeugen. Etwa in anderthalb Stunden weiteren Anstiegs erreichten wir Agua larga (2250 m), eine Häusergruppe etwas größer als Chimbe, mit mehreren Bodegas (Lagerhäusern) und einer im Bau begriffenen Gerberei und Schuhwarenfabrik. Hier beginnt die Fahrstraße, welche zur Hochebene von Bogotá hinauf und über dieselbe hinweg zur Landeshauptstadt führt und welche auch weiter abwärts seit langem angelegt, aber nicht ausgebaut worden ist. Das Klima wollte uns, die wir vom heißen Lande kamen, nicht gefallen; es war naßkalt, die Wolken zogen dicht über unseren Köpfen und lagerten über dem Wald, welcher gleich hinter Agua larga beginnt und bis zur Höhe des Kammes aufsteigt. Die Aussicht von hier ist

herrlich; von einem, einige Minuten unterhalb des Gasthauses gelegenen kleinen Hügel, überschaut man das ganze Thal von Villeta und die dahinterliegende Kette; das helle Grün der Bananen und der Zuckerrohrfelder, die wir unter uns sehen, erweckt in uns unwillkürlich die Vorstellung tropischer Wärme und bildet einen eigentümlichen Gegensatz zu dem kühlen trüben Klima unseres Standpunktes.

Um Mittag kam der bestellte Wagen, zu unserem Erstaunen mit einer Soldatenbedeckung. Dem Wagen entstieg Rafael Núñez, der vorige Präsident von Columbien, der es für geraten hielt, in Bogotá ausgebrochenen politischen Unruhen durch heimliche Flucht aus dem Wege zu gehen. Er begab sich in seine Vaterstadt Cartagena, um zwei Jahre später als neugewählter Präsident nach Bogotá zurückzukehren.

Die geschickt angelegte und damals wenigstens in gutem Zustande befindliche Fahrstraſse steigt in groſsen Windungen zu der Paſshöhe (2755 m) hinan, welche nach den in den benachbarten Wäldern wachsenden immergrünen Eichen (Quercus Humboldtii) den Namen Alto del Roble führt und ziemlich tief zwischen die dicht bewaldeten Berge eingesenkt ist. Nach einem halbstündigen sanften Abstiege erreichen wir die Hochebene bei der Häusergruppe von Los Manzanos, aber noch fehlt der freie Anblick einer ausgedehnten Ebene; einige Kilometer östlich von uns scheinen sich die Hügel beinahe wieder zusammenzuschlieſsen, nur über diese Hügel hinüber sieht man die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe, die Wahrzeichen der am anderen Ende der Hochebene gelegenen Landeshauptstadt Bogotá.

In Los Manzanos müssen wir unser Gepäck erwarten, das beträchtlich zurückgeblieben ist. Die Maultiere sind nur bis hierher gedungen; zur Beförderung des Gepäcks über die Hochebene müssen wir einen jener zweirädrigen Ochsenkarren mieten, welche hier allgemein angewandt werden und acht bis zehn Maultierlasten fassen. Erst spät am Nachmittage kommen die Maultiere endlich an, zu spät für unsere Hoffnung, an diesem

Tage Bogotá zu erreichen; wir müssen die Nacht noch in der unfreundlichen Posada von Los Manzanos verbringen.

Am nächsten Morgen bringt uns eine halbstündige Fahrt auf ziemlich geradliniger Strafse nach dem schmutzigen Landstädtchen Facatativá. Dann biegt die Strafse um einige kleine Hügel herum und tritt in die offene Ebene ein, die aber nur in ostsüdöstlicher Richtung eine gröfsere Ausdehnung besitzt, während rechts in geringer Entfernung niedrige, kahle, auffallend rot gefärbte Höhenzüge bleiben und von Norden zwei halbinselartig vorgestreckte Bergketten ziemlich nahe an die Strafse herantreten. Aber trotzdem macht es einen eigentümlichen Eindruck, nach mehrtägigem Ritte über gewaltige Ketten und Thäler, mitten im Gebirge, in so bedeutender Meereshöhe plötzlich eine vollkommene Ebene zu finden. Und der eigentümliche Eindruck wird noch durch den Wechsel der Vegetation vermehrt; Banane, Zuckerrohr und die anderen eigentlich tropischen Gewächse sind verschwunden, statt ihrer sieht man Weizen- und Kartoffelfelder und grofse Weideflächen mit Klee und niedrigem Grase. Aufserhalb der Gärten und Haciendas sind verschiedene Weidenarten und der australische Gummibaum (Eucalyptus globulus) die einzigen Bäume. Auch die Randhöhen erscheinen kahl oder nur mit niedrigem Gesträuch bewachsen.

Eine Stunde hinter Facatativá fahren wir bei dem Dorfe Serrezuela (neuerdings amtlich Madrid genannt) vorbei; eine halbe Stunde weiter werden in Cuatro Esquinas (Mosquera) Pferde gewechselt; nach einer weiteren Stunde überschreiten wir auf einem langen Damme und einer aus spanischer Zeit stammenden steinernen Brücke die sumpfige Niederung des Rio Funza, und bald fahren wir durch das langgestreckte Dorf Fontibon hindurch. Die Randhöhen im Süden treten hier bedeutend zurück, um sich zu einer südlichen Bucht auszuziehen, und nach Norden erstreckt sich eine noch längere Bucht, welche durch einen niedrigen, inselartigen Hügel unterbrochen wird. Jetzt sehen wir auch Bogotá mit seinen zahlreichen Kirchen immer deutlicher vor uns liegen, und nach einer Stunde fahren wir in die Strafsen der Stadt ein. Wir sind froh, unser Ziel erreicht zu haben, denn

die Reise von anderthalb Monaten, die furchtbare Hitze, die Überfülle neuer Eindrücke haben uns abgespannt. Aber zugleich bestürmen ängstliche Fragen das Herz: Wie wird die Stadt, die nun wahrscheinlich für ein Jahr unseren Aufenthalt bilden wird, wie werden ihre Bewohner aussehen? Wirst du dich in den fremden Verhältnissen einleben; wirst du für dein Studium finden, was du zu finden hoffst?

II.

Bogotá und die Bogotaner.

---

1. Die Stadt.

Als die Spanier in den Jahren 1536—1538 von drei Seiten her die Hochebene von Bogotá erreichten, trafen sie auf derselben die Chibchas an, die den Stämmen des heifsen Tieflandes und der Gebirgshänge in der Kultur vorausgeeilt und bereits zur Staatenbildung vorgeschritten waren. Nachdem man in zweijährigem Kampfe das unkriegerische Volk unterworfen hatte, beschlofs man, in der Südostecke der Ebene, an der Stelle des indianischen Dorfes Teusaquillo, eine Stadt zu gründen. Dieselbe war von vornherein zur Hauptstadt der neuen spanischen Eroberung bestimmt und hat diesen Rang durch alle politischen Wechselfälle hindurch bewahrt, da sie nach einander die Hauptstadt der Präsidentschaft und des Vicekönigreiches Neu-Granada, der geeinigten, auch Venezuela und Ecuador umfassenden, Republik Columbien, der Republik Neu-Granada, der Granadinischen Konföderation, der Vereinigten Staaten von Columbien und neuerdings auch der Republik Columbien gewesen ist. Für kurze Zeit, nämlich während der Granadinischen Konföderation, bildete sie, ähnlich wie Washington, einen Bundesdistrikt, bald aber wurde sie dem Staate Cundinamarca einverleibt und war bis 1885 sowohl Hauptstadt des Bundes wie des Einzelstaates Cundinamarca. Der ursprüngliche Name der Stadt war Santafé; erst am Ende des 18. Jahrhunderts erweiterte man den Namen in Santafé de Bogotá, während Bogotá bis dahin der Name der alten, in der Mitte der Hochebene gelegenen, Indianerhauptstadt, des heutigen

Funza, gewesen war, und im Jahre 1819 liefs man, gleichsam um die Erinnerung an die spanische Herrschaft zu vertilgen, den Namen Santafé ganz fallen und gebrauchte nur noch den einfachen Namen Bogotá.

Der Reisende, der, von Honda und Los Manzanos kommend, sich Bogotá über die Hochebene her nähert, hat gleich den schönsten Anblick der Stadt, weil dann die unmittelbar östlich hinter derselben aufsteigende Bergwand gerade gegenüber liegt und einen unvergleichlichen Hintergrund bildet. Die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe, welche diese Bergwand krönen, sind nur etwa $1^1/_2$ km vom Mittelpunkte der Stadt, 2 km von deren unterem Ende entfernt und doch 600 m über der Hochebene, also höher als der Schneeberg über Tetschen oder der Melibocus über Zwingenberg, fast so hoch wie der Inselsberg über Gotha, gelegen. Und der breite, als Peña bezeichnete Rücken, der sich rechts an Guadalupe anschliefst, kaum höher als dieses zu sein scheint, aber in Wahrheit doch noch um 300 m, nämlich zu 3528 m Meereshöhe ansteigt, ist höher über Bogotá erhoben als der Brocken über Harzburg und Ilsenburg.

Diese Zahlen sind so recht geeignet, uns den gewaltigen Unterschied des columbianischen und des deutschen Klimas zu vergegenwärtigen. Wir brauchten uns nur 100 m über die Hochebene von Bogotá zu erheben, so hätten wir schon dieselbe Höhe erreicht, in welcher in der nördlichen Schweiz die Grenze des ewigen Schnees liegt. Monserrate und Guadalupe sind bedeutend höher als der Glärnisch; die Peña bleibt nicht viel hinter dem Tödi zurück und übertrifft die Dreiherrenspitze, und doch müfsten wir weitere tausend Meter auftürmen, ehe wir an die Grenze des ewigen Schnees kämen.

Diese Berge bilden keine zusammenhängende Mauer, sondern sind von tiefen Schluchten unterbrochen. Gerade vor uns ist das Boqueron des Rio San Francisco wie ein enger Cañon bis zum Niveau der Ebene eingeschnitten. Wie Adlerneste sitzen die beiden Kapellen an seinen Flanken, mehr unseren Raubburgen ähnlich, denn an Gotteshäuser gemahnend. Nur anderthalb Kilometer sind sie von einander entfernt, und

doch bedarf es zwei- bis dreistündiger Wanderung, um von der einen zur anderen zu gelangen. Weiter südlich stürzt die Peña zu dem Boqueron des Rio Fucha ab; weiter nördlich hat sich der Rio Arzobispo in den Bergrücken eingewühlt.

Der Abfall der Berge ist durchaus kein gleichförmiger. Zu beiden Seiten des Boquerons von San Francisco folgt auf einen sanfter geneigten, durch seine rote Farbe weithin auffallenden, unteren Abschnitt im oberen Teile eine steile Felsenmauer, bei welcher, wie sich schon von weitem erkennen läfst, dicke Sandsteinbänke eine hervorragende Rolle spielen. Der Anstieg im unteren Abschnitte ist stellenweise ziemlich gleichförmig, aber an anderen Stellen, z. B. hinter der Kapelle Belen, wird er durch eine Reihe von Vorhügeln unterbrochen, kleinen scharfen Graten und Zacken, die mit ihrer auffallenden roten Farbe einen höchst grotesken Eindruck machen.

Der untere Teil von Bogotá liegt noch in der Ebene; das eigentliche Centrum ist schon sanft geneigt, so dafs es, von der Ebene gesehen, die untere Vorstadt überragt, und Vororte steigen an den Höhen hinan. Links von den Hügeln von Belen, unter dem Gipfel von La Peña, liegt die gleichnamige Kapelle, immer noch 250 m über der Ebene, etwas weiter links und dabei 100 m tiefer die breite weifse Kirche von Ejipto (d. i. Ägypten), und um sie beide herum zahlreiche Hütten, welche sich durch die staffelförmige Anordnung und das zwischengestreute Grün recht malerisch ausnehmen.

Häufig sind die Berge bis zu diesen Kapellen und Vorstädten hinab in ein dichtes Nebelkleid eingehüllt, aber ebenso oft stellen sie sich in unverhüllter Schönheit dar, und die Atmosphäre leiht ihnen dann so kräftige, gesättigte Farbentöne, dafs man sich gar nicht satt an ihrem Anblicke sehen kann; für den Landschaftsmaler finden sich hier die schönsten, noch unverwerteten Motive. In den letzten Monaten des Jahres 1882 stand über dem Boqueron ein grofser, herrlicher Komet und vermehrte die Pracht des Sternenhimmels, der in dieser Höhe, bei dieser Dünne und Durchsichtigkeit der Luft, eine Reinheit und einen Glanz besitzt, wie ich es bei uns kaum je gesehen habe.

Über die Stadt selber bekommt man natürlich von hier keinen Überblick. Dazu steigt man am besten an der östlichen Bergwand, womöglich bis zu einer der beiden Kapellen Monserrate oder Guadalupe, hinan. Besonders von Guadalupe aus fällt einem der schachbrettartige Bauplan der Stadt unangenehm auf, weil man sich zufällig gerade in der Verlängerung der meisten vom Berghange nach Westen hinablaufenden Strafsen befindet und dieselben ihrer ganzen Länge nach durchblickt. Beinahe dreifsig Strafsen verlaufen in dieser selben ostwestlichen Richtung, eine etwas geringere Zahl wird von ihnen unter rechten Winkeln geschnitten, läuft also dem Berghange parallel von Süden nach Norden. Die gröfste Unregelmäfsigkeit im Plane der Stadt bedingen die beiden Flüfschen, welche dieselbe in gekrümmtem Laufe durchfliefsen und mit dem Grün ihrer Ufer das Bild angenehm unterbrechen, nämlich der Rio San Francisco, der aus dem Boqueron zwischen Monserrate und Guadalupe herausfliefst, und der Rio San Agustin, dessen Quellen an den Abhängen von La Peña entspringen. Einzelne Strafsen ziehen auf Brücken ungestört über sie hinweg, andere brechen ab, um sich jenseits nur zum Teil, und häufig etwas zur Seite gerückt, fortzusetzen. Aber die Richtung der Strafsen bleibt doch immer mit geringen Abweichungen, welche der Ungeschicklichkeit der Geometer entsprungen sind, dieselbe; nur die breiten über die Ebene kommenden Landstrafsen fügen sich nicht ganz in den regelmäfsigen Stadtplan, aber sie erreichen dafür ihr Ende auch schon an der Peripherie der inneren Stadt. Die Plätze rufen keine Störung hervor, sie sind weiter nichts als zwischen zwei Strafsenpaaren eingeschlossene Vierecke, die man zur Abwechselung frei gelassen hat.

Bogotá ist also nach genau demselben einfachen Plane gebaut wie Guaduas oder irgend ein anderes columbianisches Landstädtchen. Der Columbianer ist so gewöhnt an diese regelmäfsige Anlage, dafs ihm jede andere einfach als unordentlich erscheint, dafs er auf eine anders gebaute Stadt verächtlich herabblickt. Die mannigfaltige, oft wirre Bauart unserer Städte ist ja sicher durch ihre allmähliche Entstehung bedingt, die neueren Stadtteile unserer Grofsstädte, die seit dem

vorigen Jahrhundert neu entstandenen Städte zeigen meistens einen einfacheren Plan, aber soviel ich weifs, besitzt in Deutschland doch nur Mannheim diese entsetzliche Karrierung. Es ist sicher kein gutes Zeugnis für die Erfindungsgabe der nördlichen und südlichen Amerikaner, dafs sie fast immer nach derselben Schablone bauten, deren Vorteile für den Verkehr überdies sehr fraglich sind, statt den örtlichen Verhältnissen gemäfs immer Neues zu schaffen.

Dem regelmäfsigen, schachbrettartigen Bauplane entsprechend sind, ebenso wie in den meisten nordamerikanischen Städten, vor einigen Jahren auch die alten Strafsennamen durch Numerierung ersetzt worden; die dem Berghange gleichlaufenden Strafsen, die sogenannten Carreras, werden von einer mittleren Strafse an nach Osten und Westen, die nach Westen sich neigenden Strafsen ebenfalls von einer mittleren Strafse an nach Norden und Süden gezählt. An den Strafsenecken hat man die alten Namen sorgfältig ausgekratzt und die neuen Nummern dafür hingemalt, trotzdem bedient sich, da ein grofser Teil der Bevölkerung nicht lesen kann, kein Mensch dieser Nummern, sondern man braucht die alten Namen oder sucht sich durch Beschreibung der Lage zu helfen. Den Häusern Nummern zu geben, hat man bisher noch nicht für nötig befunden.

Jene Rechtwinkligkeit und Geradlinigkeit des Strafsennetzes und die darauf beruhende Benennungsweise sind wohl die einzige Ähnlichkeit zwischen nord- und südamerikanischen, oder wenigstens columbianischen, Städten. In Bezug auf Breite der Strafsen und dergleichen hat man sich jene leider nicht zum Muster genommen; freilich macht auch die niedrigere Bauart breite Strafsen nicht so notwendig wie dort. Die grofse Mehrzahl der Strafsen ist nicht breiter als die engen Gassen einer mittelalterlichen Stadt. Auf beiden Seiten der Strafsen laufen mit Sandsteinplatten belegte Fufssteige, die allerdings gerade nur für zwei Personen breit genug sind, und da die Bogotaner der unteren und mittleren Klassen nie ausweichen, hat man beständig das Vergnügen, auf das Pflaster herunterzutreten, das in den meisten Strafsen abscheulich und dabei stark nach der

Mitte der Strafse geneigt ist, denn hier pflegen sich die sogenannten Caños zu befinden, offene Rinnen, welche unsere Schleusen ersetzen. Aller Unrat wird in dieselben geworfen und bleibt darin liegen, bis ihn nach einem Regen das herunterspülende Wasser mit wegnimmt. Wenn es stark geregnet hat, sammelt sich allerdings eine gewaltige Wassermasse in den Caños der nach Westen geneigten Strafsen; die eigentliche Rinne vermag das Wasser bald nicht mehr zu fassen, dasselbe nimmt die ganze Breite der Strafse ein und stürzt wie ein wilder Gebirgsbach einher. An ein Überschreiten der Strafse ist für mehrere Stunden nicht zu denken, höchstens die Leute des Volkes waten mit hoch aufgestreiften Hosen hindurch. Eines Abends erlebte ich nach einem solchen Aguacero (d. h. Platzregen oder Wolkenbruch), als sich das Wasser schon wieder etwas verlaufen hatte, das eigenartige Schauspiel, wie man sich mit Hülfe von Streichhölzchen den besten Übergang über den Caño suchte, denn Bogotá hat zwar seit einigen Jahren Gasbeleuchtung — unmittelbar hinter der Stadt findet sich gute Kohle — aber dieselbe versagt oft den Dienst, und aufserdem stehen die Laternen so weit auseinander, dafs es dazwischen fast ganz dunkel ist. In den letzten Jahren war viel von der Einführung elektrischer Beleuchtung in Bogotá die Rede, wie man überhaupt jede neue Idee mit Feuereifer ergreift, um sie ebenso rasch wieder zu verlassen. Die Stadtverwaltung schlofs einen Vertrag mit Unternehmern, durch welchen diese sich verpflichteten, die Stadt innerhalb eines Jahres mit elektrischem Lichte zu versehen. Als das Jahr um war, ohne dafs jene den Vertrag erfüllt hatten, dachte man gar nicht daran, sie irgendwie zur Verantwortung zu ziehen, sondern schlofs ganz harmlos einen ähnlichen Vertrag mit anderen Unternehmern ab, die ebensowenig etwas gethan haben werden.

In die Strafsen der äufseren Stadtteile hat man die Gasröhren noch nicht gelegt. Man hängt Petroleumlampen an Stricken über die Strafse, wie man es mitunter wohl auch noch in deutschen Landstädtchen sieht oder wenigstens vor einem Jahrzehnte sah, oder man überläfst es auch dem Monde und den Sternen, das nächtliche Dunkel zu erhellen. Auch von

Pflaster ist da keine Rede, ohne dafs etwa Beschotterung an seine Stelle träte. Bei Regen ist die Strafse ein dicker Kot, in welchem sich die mineralischen und animalischen Bestandteile nur noch schwer unterscheiden lassen.

Die Häuser im inneren Teile der Stadt sind gröfstenteils zweistöckig, d. h. bestehen aus Erdgeschofs (Bajo) und einem aufgesetzten Stockwerk (Alto); sie sind aus luftgetrockneten Ziegeln (Adobes) gebaut, weifs getüncht oder hell angestrichen; die Dächer sind geneigt und mit gebrannten Ziegeln gedeckt, springen gewöhnlich mehrere Fufs gegen die Strafse vor und werden von schrägen hölzernen Strebebalken getragen. Diese sowohl wie die hölzernen Simse, wie die Balkons, welche fast jeder Alto besitzt, und wie die Holzgitter, welche sich nach spanischer Sitte vor jedem Fenster befinden, sind oft recht hübsch geschnitzt, so dafs die Häuser ein freundliches Aussehen haben.

Je weiter wir uns von der Mitte der Stadt entfernen, in um so ärmere Stadtteile kommen wir. Zunächst finden sich einstöckige, aber noch gestrichene und ziegelgedeckte Häuser; allmählich werden dieselben immer kleiner und dürftiger; schliefslich gelangen wir, nach welcher Seite wir uns auch wenden, in einen Gürtel kleiner, aus gestampfter Erde gebauter und mit Stroh gedeckter Hütten oder Ranchos, wie sie sich in Europa höchstens in Polen und auf der Balkanhalbinsel finden.

Eine Ausnahme giebt es freilich von dieser regelmäfsig concentrischen Anordnung. An den Ufern des Rio San Francisco und des Rio San Agustin drängen sich diese elenden Ranchos auch in das Herz der Stadt hinein. Die beiden Bäche sind nämlich die grofsen Kloaken, in welche die Caños einmünden, in welche auch direkt aller möglicher Unrat geworfen wird. Ist ein starker Regen gefallen, dann füllen sich ihre Betten mit einer schwarzbraunen Flüssigkeit, die tosend dahinstürmt und nicht nur den angehäuften Kot, sondern auch einen Teil der Ufer mit sich fortreifst, aber im Sommer schleicht nur noch ein dünner Wasserfaden einher, der Kot wird trocken gelegt und entwickelt die scheufslichsten Ausdünstungen. Mitunter sieht man dann wohl die Sträflinge

beschäftigt, ähnlich wie unsere Flöfser im Gebirge das Holz, so mit langen Gabeln den aufgehäuften Unrat dem Wasser zuzuschieben. Sonst wird vom Menschen nichts für die Reinigung dieser Bäche gethan. Wo dieselben aus der Stadt heraustreten, ist das Eldorado der Aasgeier (Gallinazos), die hier wie in orientalischen Ländern zum Teil die Rolle der Strafsenpolizei übernehmen. Bei alledem sind die Ufer der beiden Bäche oder wenigstens die des Rio San Francisco der malerischste Teil der Stadt, wie ja überhaupt die Benennung „malerisch“ in Städten nicht den modernen Häuserreihen zuzukommen pflegt, sondern Stellen, wo sich die Natur zwischen den Menschenwerken bewahrt hat oder infolge von Verfall wieder zu überwuchern anfängt, oder wo uns altertümliche Gebäude gleichsam der Natur noch näher zu stehen scheinen. Auch hier beruht das Malerische auf dem passenden Ineinandergreifen von Natur und Menschenwerk, auf dem grünen Gebüsch, welches die Ufer des Baches überdeckt, den hohen Weidenbäumen, welche sie überschatten, den dazwischen versteckten Hütten und Brücken.

Auch die Vororte um La Peña und Ejipto herum fanden wir wegen ihrer staffelförmigen Anordnung und des zwischengestreuten Grüns malerisch, und doch zeigen sie bei einer Durchwanderung nur Schmutz und Elend. Wäre Bogotá eine deutsche oder englische Stadt, so würden sich die meisten wohlhabenden Leute hier wahrscheinlich Villen gebaut haben, in denen sie frische Luft hätten und zugleich eines schönen Blickes über die Ebene genössen. Aber den Bogotanern fehlt der Sinn dafür; worauf es ihnen ankommt, ist nur, dem Geschäfte und dem Stadtklatsch möglichst nahe zu bleiben. Nur das wenige Kilometer nördlich der Stadt, gleichfalls am Rande der Hochebene, gelegene Dorf Chapinero übt neuerdings eine gewisse Anziehung aus, aber mehr auf die mittleren Klassen der Bevölkerung, die daselbst billiger leben können. Einige unternehmende Nordamerikaner glauben sogar, dafs sich eine Pferdebahn nach Chapinero rentieren würde, und waren bei meiner Abreise schon eifrig mit dem Bau derselben beschäftigt, der Unterbau war zum grofsen Teil fertig, Schienen und Wagen waren von den

Vereinigten Staaten her unterwegs. Der Bürgerkrieg wird die Arbeit wohl in's Stocken gebracht haben, aber die energischen Yankees werden das Unternehmen sicherlich zu Ende führen, haben es vielleicht schon zu Ende geführt. Ob es sich bezahlt machen wird, ist freilich eine andere Frage!

Den eigentlichen Mittelpunkt Bogotás, wie aller columbianischen Städte, bildet die grofse viereckige Plaza, hier zum Unterschiede von anderen Plätzen Plaza de Bolívar genannt. Wenn eine neue Ortschaft gegründet wird, so ist das Erste, dafs man die Plaza absteckt; Kirche und Bürgermeisterei sind stets an derselben gelegen, der Wochenmarkt, in den sich fast aller Handel und Verkehr des Ortes zusammendrängt, wird auf ihr abgehalten.

In Bogotá sind im Laufe der Zeit viele Kirchen entstanden, aber die Hauptkirche, die Kathedrale, hat ihre typische Lage bewahrt. Von der ursprünglichen, im 16. Jahrhundert errichteten Kirche ist freilich wenig mehr übrig; das heutige Gebäude wurde im Jahre 1807, also kurz vor Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges, begonnen, 1823, nach dem Siege der Unabhängigkeit, vollendet. Es ist ein Muster jenes häfslichen spanisch-jesuitischen Stiles, in dem die meisten Kirchen des ehemals spanischen Amerika gebaut sind, während die neben ihr stehende kleine Kapelle des Sagrario recht zierlich und hübsch ist. Auch die weltlichen Behörden sind, wenigstens zum Teil, an der Plaza geblieben. Die ganze Westseite wird durch die dreistöckige, abschreckend häfsliche Casa consistorial eingenommen, in deren oberen Stockwerken sich aufser der Stadtverwaltung ein Hotel und dergleichen befinden, während im Erdgeschofs an den sogenannten Portales (Säulenhallen) Läden liegen. An den Südseite der Plaza erhebt sich das schon in den 40er Jahren durch den Präsidenten Mosquera begonnene, aber noch immer nicht vollendete Parlaments- und Regierungsgebäude, dem man nach nordamerikanischem Beispiele den pomphaften Namen Kapitol beigelegt hat, in dessen ausgebauten Teilen sich der Kongrefs und die Ministerien so gut wie möglich eingerichtet haben. Wesentlich zum Zwecke der Vollendung dieses Kapitols hatte man einen italienischen Architekten be-

rufen, der das hohe Gehalt von 5000 $ bezog, und um die Anwesenheit dieses teueren Mannes nun auch wirklich auszunutzen, stellte man ihm doch wenigstens von Zeit zu Zeit zehn bis zwanzig Arbeiter zur Verfügung. Wenn der Bau einmal fertig werden wird, wird er die schönste Zierde Bogotás bilden, denn er ist in ziemlich reinem griechischem Stile entworfen und in schönem weifsem, dem sächsischen Quader ähnlichem, Sandsteine ausgeführt, der unmittelbar hinter der Stadt gebrochen wird und den Backstein an architektonischer Wirkung weit übertrifft. Im Hofe des Kapitols ist Anfang 1884 eine von Miller in München modellierte und gegossene Statue Mosqueras aufgestellt worden; ihr gegenüber steht in der Mitte der Plaza das Standbild Simon Bolívars, des Befreiers von Columbien. Es ist von Rasen und Blumenbeeten umgeben, denn der Markt ist mit der Entwicklung der Stadt von hier verdrängt worden und wird auf einer eigens dazu bestimmten Stelle abgehalten. Südlich hinter dem Kapitol sehen wir die im Anfange des Jahrhunderts erbaute, aber wenig benutzte Sternwarte, und bei ihr vorbei kommen wir in wenigen Minuten zu dem alten Kloster San Agustin, welches gegenwärtig in die Kaserne der Nationaltruppen verwandelt worden ist. Westlich von der Plaza gelangt man, bei dem Krankenhause mit der medicinischen Fakultät und bei den Markthallen vorbei, über den Rio San Francisco und die nach Soacha führende Fahrstrafse hinüber, zur grofsen quadratischen Plaza de los Mártires, in deren Mitte ein Obelisk aus Sandstein, von den vier, übrigens sehr häfslichen, Statuen der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Friedens und des Ruhmes umgeben, an die Freiheitskämpfer erinnert, welche im Jahre 1816 an dieser Stelle von den Spaniern erschossen wurden. In der Südostecke der Plaza liegt das ehemalige Kloster San Cárlos, welches heute das Colegio San Bartolomé mit der Universität, die Militärschule, Bibliothek und Museum beherbergt, ihm östlich gegenüber der einfache Palast des Präsidenten der Republik und auf der anderen Seite der Strafse das noch einfachere Theater. In nordöstlicher Richtung erreichen wir bald die Münze und den Palast des Erzbischofs. Nach Norden endlich führen die beiden besten Strafsen der Stadt, die Calle

Real und die Calle Florian, in denen sich die schönsten Läden und Wohnungen befinden, in denen, wie in noch zwei anderen Strafsen, die Caños einem gleichmäfsig guten Pflaster gewichen sind. In der Calle Florian liegt Santo Domingo, das gröfste und schönste der ehemaligen Klöster, dessen grofsen mit Gartenanlagen geschmückten Hof zahlreiche Bureaus der Nationalregierung umgeben, in welchen die Beamten über einer Zeitung den gröfsten Teil des Tages zu verträumen pflegen. Am Ende der Calle Real führt uns eine kleine steinerne Brücke über den Rio San Francisco zur Plaza Santander. Einige Monate vor meiner Ankunft in Bogotá hatte man angefangen, diese Brücke zu verbreitern, hatte dann aber mitten in der Arbeit aufgehört, um sie erst nach zwei Jahren wieder aufzunehmen; in der ganzen Zwischenzeit lagen die Bausteine umher, fehlten die Geländer, und befand sich die Brücke überhaupt in einem Zustande, dafs man sie in der Dunkelheit nur mit gröfster Vorsicht passieren konnte. Die ziemlich kleine Plaza selbst ist neuerdings in hübsche Anlagen verwandelt und mit einer Statue des Generals Francisco Paula de Santander, eines Feldherrn der Befreiungskriege und zugleich des ersten nach der Verfassung gewählten Präsidenten, geschmückt worden. Böse Zungen behaupten freilich, die Statue stelle eigentlich einen italienischen General vor, sei aber von der Familie desselben als zu schlecht zurückgewiesen und nun nach Columbien verkauft worden, um als Santander zu figurieren. Um die Plaza herum liegen einige der hübschesten Privathäuser und an ihrer Südwestecke das alte Kloster San Francisco mit der Regierung des Staates Cundinamarca und den Gerichtshöfen. Nördlich schliefst sich an die Plaza Santander der Camellon an, eine breite ungepflasterte Strafse, an welcher rechts das ehemalige Palais des Vicekönigs, ein unscheinbares, verfallenes Gebäude, links das Hospicio, d. h. das Waisen- und Findelhaus, liegt; man macht uns auf ein kleines Loch in der Mauer aufmerksam, das nachts geöffnet bleibt und hartherzigen Müttern eine bequeme Gelegenheit gewährt, sich ihrer Kinder zu entledigen. Nach viertelstündiger Wanderung auf dem Camellon kommen wir zu der neuerdings gleichfalls durch Gartenanlagen und einen

kleinen Tempel gezierten Plaza San Diego. Freilich bildet die Umgebung einen traurigen Kontrast zu diesen Anlagen. Das ehemalige Kloster San Diego ist jetzt die Irrenanstalt, in welcher die Unglücklichen in jämmerlichem Elende leben, und einige Minuten weiter liegt das Zuchthaus, das wegen seiner, die niedrigen elenden Hütten weit überragenden, Gröfse den sonderbaren Namen Panóptico führt. Wenige Minuten westlich von San Diego liegt der Kirchhof mit seinen vielen barocken Grabstätten.

2. Die Bevölkerung.

In der Bogotaner Bevölkerung tritt uns dieselbe auffallende Mischung europäischer und fremder Züge entgegen wie im Baue der Stadt. Bei den höheren Ständen sind die Ruana und der hohe Strohhut, welche ihnen für Reise und Landleben ganz unentbehrlich erscheinen, für die Stadt selbst verpönt. Auch der alte spanische Mantel wird jetzt nur noch von einzelnen älteren Herren getragen, die grofse Mehrzahl kleidet sich durchaus in europäischer Weise. Der feine Bogotaner trägt nur selten helle Anzüge, weiche Filz- oder gar leichte bequeme Strohhüte, meist stolziert er in schwarzem Anzuge und Cylinder einher. Der elegante Stutzer, der erst kürzlich aus Paris zurückgekommen ist und sich eine grofse Auswahl von Anzügen neuester Mode mitgebracht hat, gleicht mit seinen Lackstiefeletten, dem eingeklemmten Monocle, dem weibischen Behaben durchaus den Dandies unserer Hauptstädte.

Der vornehme Bogotaner pflegt sich seiner castilianischen oder wenigstens spanischen Abstammung zu rühmen, und wenngleich dieselbe wohl nur in seltenen Fällen wirklich ganz ungetrübt ist, so wiegt doch der spanische Typus mit seiner merkwürdigen Vereinigung indogermanischer und semitischer Züge bei ihnen entschieden vor; hohe Gestalten und schön geschnittene Gesichtszüge sind keine Seltenheiten.

Auch die Leute der mittleren Volksschichten würden es als eine grofse Beleidigung empfinden, wenn man sie anders denn als Blancos, d. h. als Weifse, bezeichnen wollte, und doch

fliefst mindestens ebenso viel indianisches wie europäisches Blut in ihren Adern. Sie sind meist kleiner und häfslicher als ihre vornehmeren Mitbürger. Die Commis und niederen Beamten suchen es diesen in der Tracht möglichst gleich zu thun, tragen schwarzen Anzug und Cylinder, die freilich oft bedenklich abgeschabt und zerrissen sind, die Gewerbtreibenden bedienen sich hier, wie auf dem Lande, der Ruana und des Strohhutes.

Man ist gewöhnlich auf den ersten Blick im Stande, nach Tracht und Aussehen die Männer der höheren und mittleren Stände zu unterscheiden. Bei den Frauen ist das meist schwieriger, weil sie alle auf der Strafse statt des Hutes die uns so fremdartig anmutende schwarze Mantilla um den Kopf zu nehmen pflegen, die ihnen tief über die Schultern herabhängt. Für den Kirchgang hat diese Mantilla noch die unbedingte Alleinherrschaft behauptet; als einmal katholische Europäerinnen ganz arglos mit Hut in der Kirche erschienen, begann der Priester gegen diesen Frevel zu donnern und erklärte, dafs er die Messe nicht eher lesen würde, als bis sie den Hut abgenommen hätten. Die Bogotaner Frauen lassen sich dies tyrannische Verbot des Hutes auch ganz gern gefallen, denn die Mantilla ist vorzüglich geeignet, eine unvollendete Toilette und ungekämmte Haare zu verbergen und doch die geschminkten Gesichter und die koketten schwarzen Augen noch genügend hervorgucken zu lassen. Für Besuche und Einkäufe hat der Hut zum Teil die Mantilla verdrängt, aber die Farbe bleibt schwarz, und nur am Sonntage und in Gesellschaften erscheinen die Damen in extravaganten Pariser Toiletten.

Ob die jungen Damen Bogotás hübsch seien, das ist eine Frage, die mir natürlich oft vorgelegt worden ist. De gustibus non est disputandum. Manche unserer Landsleute haben sich durch ihre Augen und andere Reize gefangen nehmen lassen; mir sind die vornehmen Bogotanerinnen mit ihren geschminkten Gesichtern und bis in die Augen hängenden schwarzen Haaren nicht besonders anziehend erschienen; nur einzelne möchte ich als schön oder hübsch bezeichnen. Mit vierzehn Jahren sind sie ganz erwachsen, mit dreifsig Jahren sind sie meist schon wieder verblüht.

Unter den Mädchen des Volkes, von ganz oder ziemlich reiner indianischer Abstammung, scheinen mir gute Figuren und hübsche Gesichter viel zahlreicher zu sein. Ist es doch ein unberechtigter indogermanischer Hochmut, wenn wir glauben, das Monopol körperlicher Schönheit zu haben! Von den Modenarrheiten der höheren Stände haben sich diese Indianermädchen noch frei erhalten; Puder und Schminke sind ihnen unbekannt, das lange schwarze Haar wird glatt gescheitelt und hängt in zwei Zöpfen über den Gürtel herab, sie tragen ein einfaches Kattunkleid, im Hause gehen sie barfuſs, auf der Straſse in Alpargatas (d. h. Strohsandalen). Freilich ist die Blüte auch bei ihnen rasch vorbei. Die älteren Frauen sind häſslich von Angesicht und haben eine rauhe kreischende Stimme, grobe gemeine Bewegungen. Sie begnügen sich schon nicht mehr, wie die Damen der höheren Stände, mit Cigaretten, sondern rauchen Cigarren und stecken dieselben, um sich den Genuſs zu vergröſsern, häufig mit dem brennenden Ende in den Mund. Vom Kopfe hängt ihnen die Manta herab, ein groſses Shawltuch, das ebenso wie der Rock gewöhnlich von dunkler Farbe ist, und über der Manta sitzt ein kleiner, meist schmutziger und zerrissener, Strohhut.

Bei den Männern ist die Frische der Jugend noch viel rascher verschwunden. Unter den armen, in dürftigen Kleidern, oft in Lumpen, umherlaufenden Kindern sieht man recht viele hübsche Gesichter, aber schon im Jünglingsalter machen sich die charakteristischen Züge der Chibchaindianer geltend, die wir nicht anders denn als häſslich bezeichnen können. Die Gestalt ist meist klein und schwächlich, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist breit und stumpf, der Nasensattel erhebt sich nur wenig über die Augen, die Augen selbst sind klein und schmal, die Hautfarbe ein leichtes Gelbbraun, der Bartwuchs sehr spärlich, kurz, das ganze Gesicht erinnert an den bekannten mongolischen Typus. Die straffen und meist sehr dichten schwarzen Haare werden mit Vorliebe in die Stirn hineingekämmt und nahe über den Augenbrauen abgeschnitten.

Wenn man hört, daſs die unteren Volksklassen reine

Indianer oder höchstens Mischlinge von Weifsen und Indianern seien, so darf man freilich nicht an die federgeschmückten Helden unserer Indianergeschichten denken, die jeden Begegnenden schlankweg skalpieren. Dieses hier sind harmlose, gutmütige Gesellen, welche ihre Sprache und ihre Sitten längst vergessen haben, dich auf Spanisch anreden und vor dem Crucifix ehrerbietig auf die Kniee fallen. Statt des Federschmuckes tragen sie einen Strohhut, über dem Hemd hängt die bunte Ruana, an den Beinen haben sie ganz gewöhnliche, vielleicht in Deutschland verfertigte, Hosen, die Füfse sind, wenn überhaupt, mit Strohsandalen bekleidet, und über das Ganze breitet sich ein harmonischer Schmutz.

In jeder Strafse Bogotás stöfst unser Auge auf eine Reihe auffälliger Typen, welche diesen unteren Volksklassen angehören. Da sind die Wasserträger und -trägerinnen, welche in grofsen irdenen Gefäfsen auf ihren Rücken das Wasser von den öffentlichen Brunnen in die Häuser tragen; da sind zerlumpte Gesellen, einfach als Peone bezeichnet, welche unseren früheren Eckenstehern entsprechen und irgend eines Auftrages harren; da kommen andere schon mit schweren Kisten auf dem Rücken oder mit einer Trage voll von Möbeln; da sitzen an den Mauern der Kirchen zahlreiche Bettler, welche die häfslichsten Geschwüre zur Schau tragen, in Folge völliger Verwahrlosung statt der Gliedmafsen oft nur noch Fleischklumpen haben und darin lediglich einen willkommenen Vorwand zum Betteln erblicken. Dort sieht man einen Trupp von Sträflingen mit der Reinigung einer Strafse oder einer ähnlichen Arbeit beschäftigt. Zu ihrer Bewachung steht eine fast ebenso grofse Menge von Soldaten um sie herum, meist Indianer aus Boyacá, oft blutjunge Burschen von 14 bis 15 Jahren, die kaum ihr Gewehr tragen können. Die Uniform ist der französischen nachgebildet, aber meist in zerrissenem Zustande; als Kopfbedeckung werden Käppis geliefert, aber da sie gegen die starken Sonnenstrahlen nicht genügend schützen, trägt man lieber einen Strohhut und stülpt das Käppi auf diesen auf. Marsch und Haltung lassen viel zu wünschen übrig, und es ist überhaupt fraglich, wer elender und zerlumpter aussieht, ob

die Soldaten oder ihre Pflegebefohlenen, die Sträflinge, mit denen sie kameradschaftlich verkehren. Die Offiziere, welche meist den mittleren Ständen angehören und einen wenig feinen und intelligenten Eindruck machen, gehen gewöhnlich im Civilanzuge und tragen nur die Mütze und im Dienste den Säbel als Abzeichen ihres Berufes.

Damit sind die wichtigsten Typen bezeichnet, welche uns in den Bogotaner Strafsen entgegentreten. Ein Leser, der etwa Buenos Aires oder Valparaiso kennt, dürfte erstaunt sein, dafs ich die Fremden nicht erwähnt habe; aber in Bogotá ist die Zahl derselben in der That verschwindend gering. Die Zahl der Deutschen mit ihren Frauen und Kindern beträgt nicht mehr als 40 bis 60 Seelen; es sind namentlich Kaufleute, einige wenige Lehrer und Handwerker. Die englische Kolonie ist noch schwächer und zersplitterter. Etwas zahlreicher sind die Franzosen und Italiener, jene Modisten, Friseure, Tischler und dergleichen, diese besonders Klempner und Schuhmacher. Jeder Fremde der höheren Stände ist in ganz Bogotá von Ansehen bekannt, jeder neue Ankömmling ist ein Wundertier, das neugierig begafft wird, bis er allmählich eine gewohnte Erscheinung des Bogotaner Strafsenrepertoires geworden ist.

Über die Gröfse der Bogotaner Bevölkerung läfst sich schwer ein Urteil gewinnen. Die Volkszählungen, welche zu verschiedenen Zeiten veranstaltet worden sind, haben so auffallend verschiedene Resultate ergeben, dafs es dabei nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen sein kann. Um 1800 soll Bogotá 20—30 000 Einwohner gehabt haben; 1843 wurden 40 086, 1851 29 649, 1870 40 083 Einwohner bei den von der Nation veranstalteten Censen gezählt, während die von der Regierung von Cundinamarca herausgegebenen Berichte für die letzten Jahre (1881—1883) plötzlich über 90 000 Einwohner angeben. Eine derartige Vermehrung auf das Doppelte innerhalb zehn Jahren wäre selbst bei unseren und den nordamerikanischen Industrie- und Grofsstädten etwas Unerhörtes. Und jedenfalls müfste sich eine solche Bevölkerungszunahme doch in dem Bauplane der Stadt wiederspiegeln. Thatsächlich aber hat sich der Umfang der Stadt nur wenig vergröfsert, so

dafs wir notgedrungen zu der Annahme kommen, dafs eine der beiden Zählungen oder vielleicht auch beide falsch sind. Als Verdachtsgrund gegen den älteren Nationalcensus könnte man das Mifstrauen anführen, welches jede ungebildete Bevölkerung einer Zählung entgegenträgt, andererseits könnte die Staatsregierung von Cundinamarca die Bewohnerschaft der Hauptstadt aus einer kindlichen Eitelkeit und aus politischen Gründen vergröfsert haben, um nämlich einen Abgeordneten mehr zum Kongrefs schicken zu können; vor einigen Jahren ist in der That ein Census des Staates Bolívar dieses Verdachtes wegen von der Nationalregierung für ungültig erklärt worden.

Wir sind also darauf angewiesen, uns aus dem Flächeninhalte der Stadt und der Art der Bewohnung ein Urteil über ihre Einwohnerzahl zu bilden. Die Länge in nordsüdlicher Richtung, von San Diego bis Las Cruces, beträgt etwa 3 km, die Breite an der breitesten Stelle 2 km, so dafs der Flächeninhalt 4 — 5 qkm beträgt. In den deutschen Grofsstädten wohnen auf dem Quadratkilometer allerdings 20—30 000 Einwohner, aber da haben wir grofsenteils vier- und fünfstöckige Gebäude (das Erdgeschofs und bewohnte Kellergeschofs eingerechnet), während in Bogotá etwa nur ein halber Quadratkilometer mit zweistöckigen, der Rest nur mit einstöckigen Häusern bedeckt ist und alle diese Häuser, mit Ausnahme der Hütten in den Vorstädten, sehr weitläufig gebaut sind. Allerdings wohnen dafür mehr Leute in einer Wohnung von gleicher Zimmerzahl zusammen als bei uns, so dafs man auf den gleichen Flächenraum ungefähr halb so viel Bewohner rechnen kann wie in einer deutschen Grofsstadt. Die Einwohnerzahl von Bogotá würde danach ungefähr 50—60 000 Seelen betragen.

Unsere flüchtige Betrachtung der Bogotaner Bevölkerung, wie sie uns in den Strafsen der Stadt entgegentritt, hat uns gelehrt, dafs wir in socialer Beziehung drei grofse Schichten unterscheiden können, welche freilich durch keine scharfen Linien von einander getrennt sind, sondern in einander übergehen, und dafs diese drei socialen Schichten drei verschiedenen ethnologischen Gruppen entsprechen, da in den höheren Klassen

das weiſse, in den unteren das indianische Blut vorherrscht, und in den mittleren beide zu ungefähr gleichen Teilen gemischt sind. Dieser Sonderung der Stände nach Rassen liegen heute keinerlei gesetzliche Bestimmungen zu Grunde, sie ist nur eine Folge der Scheidung, welche in der Kolonialzeit bestand und welche sich im ganzen noch nicht verwischt hat, wenn man auch in den höheren Kreisen Bogotás einzelne Vollblutindianer und unter der Hefe der Bevölkerung einzelne reine Castilianer antrifft. Die Weiſsen legen, besonders den Europäern gegenüber, Wert auf ihre spanische Abstammung, aber dem Volke ist das Bewuſstsein des Stammesunterschiedes fast völlig verloren gegangen; als Indios bezeichnen sie verächtlich die arme Landbevölkerung, während diese wieder den Namen Indios auf die Indios bravos, d. h. die uncivilisierten, noch ihre eigene Sprache redenden Indianer beschränkt, welche sich in den heiſsen, urwaldbedeckten Tiefebenen und einzelnen Gebirgswinkeln erhalten haben.

Unter diesen Umständen ist es natürlich äuſserst schwierig, zuverlässige Angaben über die ethnologische Zusammensetzung der Bogotaner Bevölkerung zu gewinnen; nur eine Kommission von unparteiischen Sachverständigen, namentlich von Ärzten, könnte diese Aufgabe lösen. Aber so lange noch keine solche Kommission die Frage studiert hat, glaube ich meiner, übrigens an den Wahrnehmungen von Freunden geprüften, Beobachtung mehr Gewicht beilegen zu dürfen als den von Nationaleitelkeit eingegebenen Vermutungen columbianischer Schriftsteller, welche auch in die Bücher harmloser Deutscher übergegangen sind. Während hier die Zahl der Weiſsen auf 50 Prozent angesetzt wird, kann man meiner Meinung nach nur etwa 15 Prozent als Weiſse bezeichnen, bei denen eine Beimischung indianischen Blutes zwar nicht ausgeschlossen ist, aber doch zurücktritt; auf Neger und Negermischlinge kommen nur 1 bis 2 Prozent der Bevölkerung, der Rest wird sich zu ungefähr gleichen Teilen auf Chólos, d. h. Mischlinge von Weiſsen und Indianern, und ganz oder nahezu reine Indianer verteilen.

Die Familiennamen sind spanischen oder auch baskischen Ursprungs, während indianische Namen, die doch als Ortsnamen

sehr häufig sind, als Familiennamen nicht vorzukommen scheinen. Es würde von grofsem Interesse sein, wenn ein guter Kenner Spaniens diese Namen statistisch untersuchen und nach den Heimatsprovinzen sondern wollte, denn es ist von grofsem Einflusse auf die Entwicklung der spanischen Kolonien gewesen, aus welchen Landesteilen die neuen Ansiedler vornehmlich stammten. Eine eigentümliche Verschmelzung der Namen, die den Fremden leicht irre führt, tritt bei der Verheiratung ein; die Frau behält auch nach der Verheiratung ihren Mädchennamen, fügt demselben aber durch das Wörtchen de den Namen des Mannes bei; Manuela Uribe de González ist eine geborene Uribe, die mit einem Herrn González verheiratet ist. Ein Sohn derselben hängt umgekehrt ihren Namen ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben an den Vaternamen an; z. B. Eusebio González Uribe (oder González U.). Geschwister lassen sich dadurch immer gleich von entfernteren Verwandten oder blofsen Namensvettern unterscheiden (aufser wenn beide Eltern die gleichen Namen haben sollten), während man die Zusammengehörigkeit zweier Ehegatten oft erst nach längerer Zeit gewahr wird.

Die Vornamen sind entweder den Kalenderheiligen oder bedeutenden Griechen und Römern entlehnt. Es klingt wirklich komisch, wenn die unwahrscheinlichsten Gesellen Don Miltíades, Don Arístides, Don César u. s. w. gerufen werden, denn bei nur etwas näherer Bekanntschaft pflegt man die Leute beim Vornamen anzusprechen und sie auch in dritter Person mit dem Vornamen zu nennen, dem man, aufser im vertraulichen Verkehre und bei den gewöhnlichsten Peonen, ein Don vorsetzt. Die Bezeichnung Doña ist viel seltener und wird meistens durch Mi señora, mi señorita vertreten oder auch ganz weggelassen, so dafs man verheiratete Frauen ebensowohl wie junge Mädchen einfach beim Vornamen ruft, ein Gebrauch, der uns Nordländer zunächst in ein gewisses Erstaunen zu versetzen pflegt, zumal bei den eigentümlichen Vornamen vieler junger Columbianerinnen. Was würde eine deutsche Dame sagen, wenn sie von einem beliebigen jungen Manne Rosenkranz (Rosario), Verfassung (Constitucion), Empfängnis (Concepcion),

Gnade (Mercédes) oder mit ähnlichen Namen angeredet würde?

Der Adel ist mit der Unabhängigkeit aufgehoben worden und ist gegenwärtig auch im bürgerlichen Leben verschwunden. Auch mit Titeln wird nicht so viel Mifsbrauch getrieben wie bei uns. Nur den Titel General und Doctór bekommt man häufig genug zu hören, denn nicht nur jeder Arzt, sondern auch jeder Advokat und Politiker ist Doctór, jeder, der in einer Revolution hundert Mann auf die Beine gebracht hat, ist General. Ein radikaler Columbianer setzte mir einmal triumphierend auseinander, dafs Kaiser Wilhelm, wenn er nach Columbien käme, einfach Don Guillermo sein würde, worauf ich ihm scherzend erwiderte, dafs man ihn doch wenigstens General nennen müfste. Auch der Präsident wird nur als Señor General oder Señor Doctór angeredet; nur amtlich kommt ihm die Bezeichnung El Ciudadano Presidente zu.

Die Berufs- und Arbeitsteilung ist in Bogotá noch sehr wenig ausgebildet. Die meisten Kaufleute, viele Ärzte und Advokaten sind zugleich Grundbesitzer und gehen ein- oder zweimal jährlich nach ihrer Hacienda, um die wichtigsten Arbeiten, die Ernte und die Musterung der Rinder oder Pferde, zu überwachen. Der reichste Mann, dessen Hacienda mehrere Quadratmeilen grofs ist, der direkte Handelsbeziehungen zu europäischen Häusern unterhält, hat doch einen offenen Laden, verkauft selbst ein Stück Leinwand oder eine Flasche Cognac. Selbst der Eintritt in die Regierung und das Richteramt erfordert keine bestimmte Vorbildung und Laufbahn; wie in den Vereinigten Staaten und anderen Republiken werden der Präsident, die Minister und alle übrigen Beamten oft vom Ladentische, von der ärztlichen Praxis, aus der Schulstube weggeholt und kehren nach Ablauf ihrer Amtszeit dahin zurück. Aber wie in jenen Ländern kann man auch hier beobachten, dafs sich die vermögendsten und gebildetsten Leute häufig von den Staatsämtern zurückhalten und dafs sich besonders gewisse Advokaten und Berufspolitiker zu denselben andrängen, die man als das Proletariat dieser oberen Bevölkerungsklasse bezeichnen könnte. Es sind Leute, die kein Land und über-

haupt kein Vermögen besitzen, die aber doch kein ehrliches Gewerbe, sondern nur Politik betreiben, die darauf warten, dafs eine Revolution ihre Partei an das Ruder bringt und ihnen ein Amt in den Schofs wirft, und die in der Zwischenzeit von Schulden und vom Spiele leben.

Auch in den unteren Volksklassen haben nur wenige ein bestimmtes Handwerk erlernt und liegen demselben dauernd ob, die meisten leben bald als Arrieros, d. h. Maultiertreiber, oder Boten auf der Landstrafse, bald als Chinarindensucher im Urwalde, bald arbeiten sie als Maurer an einem Bau, bald als Packer und Träger in einem Geschäft, bald haben sie sich als Diener in einem Hause verdingt, bald lungern sie müfsig umher.

3. Die höheren Stände.

Die wohlhabenden Bogotaner Familien, welche man nach englischem Sprachgebrauche wohl als die Bogotaner Gesellschaft zusammenfassen könnte, wohnen im inneren Teile der Stadt, in den zweistöckigen oder in den besseren und geräumigeren einstöckigen Häusern.

Treten wir einmal in ein solches Haus ein und beobachten seine Bewohner in ihrem Thun und Treiben! Nur ganz selten ist die Hausthür verschlossen und eine Klingel an derselben angebracht. Der Caballero, d. h. der Mann in schwarzem Anzug und mit Schuhen, tritt ohne weiteres ein, sieht in der Sala nach, ob er da jemand findet, oder ruft mit lauter Stimme die Dienstboten herbei. Dem Peon ist diese Freiheit nicht gestattet, er klopft an das Thor. Von innen ertönt eine Stimme: „quien es?“ (wer ist da?). Die unveränderliche Antwort heifst „yo“ (ich). Der Frager im Hause weifs natürlich ebenso wenig wie zuvor, wer dieser „yo“ ist, aber er hat die Form gewahrt und fordert nun mit einem „sigua“ oder „adelante“ zum Hereintreten auf, ohne selbst aus seinem Dunkel hervorzukommen. In der ersten Zeit haben wir nach europäischer Gewohnheit wie die Peone an die Thür geklopft, aber jetzt wissen wir, wie sich Caballeros zu benehmen haben, und treten ohne weiteres ein.

Durch den sogenannten Zaguan, einen mit Steinplatten bedeckten Durchgang, kommen wir in den Patio, einen offenen Hof, welcher je nach dem Geschmacke der Bewohner einfach mit Ziegeln oder Steinchen gepflastert oder in einen kleinen Garten verwandelt ist. Die Zimmer liegen um diesen Patio herum an einer Art Kreuzgang, dessen Wände oft mit den wunderbarsten Ideallandschaften, Seen, Schneegipfeln, Vulkanen und italienischen Landhäusern, bemalt sind, und erhalten Luft und Licht zum gröfseren Teile nur durch eine nach demselben hinausführende Thür, welche oft nicht einmal eine Glasthür ist; Fenster kommen nur den wenigen nach der Strafse hinaus gelegenen Stuben und dem, meist zum Speisen benutzten, Zimmer zu, welches den Patio nach hinten abschliefst. Bei diesem vorbei führt ein Durchgang zu dem hinteren Hofe, an welchem die Küche und Wirtschaftsräume, vielleicht auch noch einige Schlafzimmer liegen. Dahinter liegt dann der Solar, ein offener ungepflasterter Hof, die Residenz der Hühner und in den kleineren Städten auch der Schweine, die einen notwendigen Zubehör jedes Haushaltes zu bilden scheinen. Oft schliefst sich an den Hof auch ein kleiner Stall an, da Pferde nicht nur ein viel verbreiteterer Luxusartikel als bei uns, sondern für viele auch ein notwendiges Beförderungsmittel sind. Bei einzelnen gröfseren Häusern finden wir zwischen dem vorderen und hinteren Hofe noch einen mittleren Hof eingeschaltet. In den Casas altas liegen die besseren Wohnzimmer in dem oberen Stockwerke, während die Räume des Bajo teils als Keller und Vorratsräume, teils als Wohnungen ärmerer Leute, teils als Läden und Werkstätten dienen.

Man hat diese Bauart, welche aus Andalusien und Granada stammt und über das ganze spanische Amerika verbreitet ist, gerühmt, weil sie das häusliche Leben von der Strafse abschliefse, aber der Mangel an Luft und Licht machen sich doch sehr empfindlich geltend; die Notwendigkeit, bei offener Thür zu sitzen, wenn man überhaupt etwas sehen will, ist bei dem feuchten und kühlen Wetter, das in Bogotá viele Monate hindurch herrscht, gewifs keine Annehmlichkeit; jeder, der im Hause ein- und ausgeht, passiert bei der geöffneten Thür und

mustert das Zimmer mit neugierigen Blicken; jeder Vorgang, jedes Geräusch wird von dem ruhig in seinem Zimmer Sitzenden gesehen und gehört, ohne dafs er sich dagegen verschliefsen könnte. Mir scheint diese Bauart also gerade mit dem häuslichen Leben im Streite zu liegen, den Mann aus dem Hause herauszutreiben und sich nur zu erhalten, eben weil der Zug zur Häuslichkeit wenig entwickelt ist.

Ein anderer Nachteil der Bogotaner Häuser liegt in dem Baumaterial. Die Adobes (lufttrockenen Ziegel), aus welchen dieselben fast immer gebaut sind, sind nämlich in diesem Klima nie wirklich trocken, wenn sie zum Baue genommen werden, und saugen immer von neuem Feuchtigkeit ein, die dann wieder verdunstet, so dafs die Luft, besonders in den Bajos, bei dem Mangel an Ventilation fast stets dumpf und feucht ist. Dabei sind die Mauern von so geringer Festigkeit, dafs es unmöglich ist, gröfsere Bilder und andere schwere Gegenstände an der Wand aufzuhängen. Nur in den Altos finden sich Holzfufsböden, die Fufsböden der Bajos bestehen aus Adobes, die man mit Esteras, d. h. grofsen, gelben, meist zerrissenen Strohmatten, bedeckt. Da diese an den Rändern festgenagelt und nur sehr selten abgenommen werden, so sammelt sich unter ihnen aller Staub und Schmutz an und bildet das Heim zahlloser Flöhe und anderen Ungeziefers.

Die Preise dieser Wohnungen wechseln sehr mit der Lage näher oder weiter vom Mittelpunkte der Stadt, sind aber im ganzen auffallend hoch. Der monatliche Mietzins beträgt für eine Casa alta 120—200 $, für eine Casa baja mit zehn bis zwölf bewohnbaren, aber gröfstenteils sehr kleinen, Zimmern 60—120 $, für einen kleinen Laden in der Calle Real 80 $, also weit mehr als in den meisten Städten Deutschlands. Die Ursache dieser hohen Preise liegt teils in dem Andrange der Bevölkerung nach dem Mittelpunkte der Stadt, mehr aber noch in dem hohen Preise des Holzes, das ziemlich weit hergebracht werden mufs, und des Eisens, Fensterglases u. s. w., die aus Europa oder den Vereinigten Staaten kommen, teils auch in den Arbeitslöhnen, die wenigstens in Anbetracht der geringeren Leistungen eher höher sind als bei uns.

Noch mehr kommen die hohen Preise bei der Ausstattung der Wohnungen zur Geltung. So kommt, um einige Beispiele anzuführen, ein gewöhnlicher weifser Tisch auf 8 $, ein kleiner gefirnifster Tisch auf 10—12 $, ein kleiner gefirnifster Schrank auf 25 $, eine ganz gewöhnliche Bettstelle auf 25 $, ein Dutzend der landesüblichen einfachen Lederstühle auf 18 $, ein Dutzend Wiener Stühle auf 120 $ zu stehen. Ordinäre weifse Porzellanteller kosten pro Dutzend 5 $, ordinäre Wassergläser 4 $, ein Lampencylinder 0,60 $ und eine gewöhnliche Lampenglocke 2½ $.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Ausstattung columbianischer Wohnungen, namentlich der Schlafzimmer, nach unseren Begriffen oft manches zu wünschen übrig läfst. Nur wenige Familien können sich den Luxus eleganten Hausgerätes erlauben, und auch, wo wir gepolsterte, vielleicht aus Europa eingeführte, Möbel und zahlreiche Spiegel und Nippsachen finden, sehen wir doch an den Wänden die gewöhnlichsten Öldrucke hängen, die den ungebildeten Geschmack des Besitzers verraten.

Besser sind die Bogotaner in Bezug auf die Nahrung gestellt, die im ganzen denselben Preis wie in einer gröfseren deutschen Stadt hat. Der Bogotaner pflegt sich bald nach 6 Uhr zu erheben. Nach der rasch vollendeten Toilette nimmt er als Desayuno (wörtlich Entnüchterung) eine Tasse Schokolade, um 10 oder 10½ Uhr folgt das substantiellere Almuerzo (Frühstück), das sich von der zwischen 3 und 4½ Uhr stattfindenden Comida wenig unterscheidet. Zwischen 7 und 8 Uhr abends wird das Refresco (Erfrischung) eingenommen, das aus Dulces, d. h. sehr süfsen eingemachten Früchten, und Schokolade, neuerdings wohl auch aus Thee, besteht. Die beiden Hauptmahlzeiten pflegen recht reichlich zu sein; die Mannigfaltigkeit der Gerichte ist dagegen, trotz der grofsen Auswahl an Früchten und Gemüsen, gering, und die Bereitung entspricht keineswegs immer unseren gastronomischen Anschauungen.

Zwischen Desayuno und Almuerzo, zwischen Almuerzo und Comida gehen die Männer in das Geschäft, in das Bureau, auf die Strafse. Selten ist ihre Arbeit eine sehr anhaltende und

energische. Die fieberhafte Eile der Vereinigten Staaten ist hier unbekannt; man thut alles bedächtig und behält immer Zeit zu einer kleinen Unterhaltung. Langsam wandelt man durch die Strafse, man begegnet einem Freunde, eine Flut von Begrüfsungsphrasen wird ausgetauscht. „Haben Sie das und das schon gehört?“ Bald entspinnt sich ein Gespräch über Geschäft, Politik oder Stadtklatsch; ein Dritter und Vierter kommt hinzu, und so bleibt man oft stundenlang in eifriger Unterhaltung mitten auf dem Trottoir stehen, den Weg für die Vorübergehenden versperrend. Oder man tritt in den Laden eines Freundes ein, nicht um etwas zu kaufen oder ein Geschäft zu machen, sondern um ein Stündchen zu verplaudern. Dabei darf der Trago, d. h. ein Schluck Cognac, nicht fehlen, und es sind wenige, die nicht bis zum Essen ihre drei oder vier Tragos genommen haben. Verhältnismäfsig selten kommt jemand in den Laden, um einen Einkauf zu machen. Man überläfst es gewöhnlich dem Commis, ihn abzufertigen, wenn es nicht gerade ein Kaufmann aus der Provinz ist, mit dem man ein gröfseres Geschäft abzuschliefsen hofft. Mit wenigen Briefen, deren Anzahl sich nur jeden sechsten Tag bei Abgang der europäischen Post etwas häuft, ist die Arbeit des Tages gethan. Nach der Comida geht man noch einmal auf eine Stunde in das Geschäft, das inzwischen von einem Commis gehütet worden ist; um 6 Uhr wird dasselbe geschlossen. Zwischen 5 und 7 Uhr sind der Altozano, d. h. die breite Terrasse vor der Kathedrale, und der Camellon von San Diego voll von Spaziergängern. Aber es sind immer nur Männer, welche hier promenieren, höchst selten sieht man einen Mann mit seiner Frau spazieren gehen.

Bei den Frauen wird der Tag durch den Besuch der Messe eröffnet. Dieser Kirchgang ist für die jungen Herren die beste Gelegenheit, sich den Damen ihres Herzens zu nähern; am Sonntag bilden sie vor der Kirche ein förmliches Spalier, durch welches das schönere Geschlecht passieren mufs. Auch in der Kirche selbst tragen die Liebeständeleien, wie columbianische Novellen erkennen lassen, wohl oft den Sieg über die Andacht davon. Am übrigen Tage sieht man die feineren Damen ver-

hältnismäfsig wenig auf der Strafse. Den jüngeren, unverheirateten Damen ist es nach alter spanischer Sitte überhaupt nicht gestattet, allein auszugehen, und die Bogotaner Stutzer thun das Ihrige zur Aufrechterhaltung dieses Verbotes, da sie häufig das ganze Trottoir versperren und jede vorübergehende Dame frech angaffen. Die junge Bogotanerin macht ihnen daraus freilich keinen Vorwurf, sondern erwidert mit Vergnügen diese Blicke. Kommt sie verhältnismäfsig wenig auf die Strafse, so sitzt sie doch einen grofsen Teil des Tages am Fenster, so dafs das Spiel der Augen seinen Fortgang nehmen kann. Die Sitte der Fensterpromenaden ist nirgends so ausgebildet wie hier. Bald werden die Blicke durch kleine Zettelchen unterstützt, welche man einander zukommen läfst; Monate lang spinnt sich dieser Verkehr fort. Viele Brautleute sollen sich bis zu ihrer Verlobung nicht anders gesehen haben.

Über das häusliche und eheliche Leben einer fremden Nation ist es für den Reisenden schwer, ein Urteil zu gewinnen. Der Bogotaner behandelt seine Frau, die er nie anders denn als seine Herrin (su señora) bezeichnet, mit ausgesuchter Höflichkeit, aber es schien mir, als ob wahrhaft glückliche und intime Ehen nicht allzu häufig und Liebeshändel verheirateter Frauen keine Seltenheit wären. Ein europäischer Kaufmann, der 25 Jahre in Bogotá zugebracht hat, rühmt mir dagegen die eheliche Treue der Frauen und stellt Verstöfse gegen dieselbe als Ausnahmen hin. Ich hatte den Eindruck, als ob der gröfste Teil des Tages in süfsem Nichtsthun verflösse, mein Gewährsmann charakterisiert die Bogotanerinnen als ausgezeichnete Mütter und Hausfrauen.

Den Kindern verläuft der Tag in ziemlicher Unthätigkeit. Durch die Schule werden nur wenige Stunden in Anspruch genommen, aufserhalb derselben habe ich kaum je einen Knaben oder ein Mädchen mit einem Buche in der Hand gesehen. Woher sollten sie auch den Antrieb zum Lesen nehmen, da ihnen die Eltern so selten mit gutem Beispiele vorangehen? Auch eigentliches Spielen ist bei den Bogotaner Kindern der höheren Stände unbekannt; die kleinen Indianer vergnügen sich mit Steinchenwerfen und ähnlichen Dingen, so gut sie

können, die vornehmeren Kinder scheinen zu blasiert zum Spielen zu sein. Schon frühzeitig fangen sie an, sich auf den Strafsen umherzutreiben und die Zeit mit Liebeständeleien zu vergeuden. Mit 14 Jahren haben die Mädchen, mit 16 Jahren die Knaben die Kinderschuhe ausgetreten, denken sie womöglich an das Heiraten und stürzen sie sich in alle gesellschaftlichen Vergnügungen.

Die Bogotaner Geselligkeit trägt einen ähnlichen Zuschnitt wie bei uns oder noch mehr wie bei den romanischen Nationen Europas. Namentlich wer einige Zeit im heifsen Tieflande gelebt hat, ist unangenehm betroffen zu sehen, wie man sich in Bogotá allen Zwang der europäischen Etikette auferlegt. Halten die Bogotaner diese Etikette doch für den wesentlichsten Bestandteil der Civilisation! Der Ankömmling darf, ähnlich wie in England, den Herrn, an den er eine Empfehlung abzugeben oder an den er irgend ein Anliegen hat, ja nicht in der Wohnung, sondern nur in seinem Bureau oder Geschäfte aufsuchen; erst wenn er dann am Sonntag Vormittag dessen feierlichen Besuch empfangen hat, macht er der Dame seine Aufwartung. Er wartet damit bis zum nächsten oder übernächsten Sonntag, weil er in der Woche die Damen noch spät am Tage in tiefem Negligé antreffen würde und lange warten müfste, bis dieselben auf der Bildfläche erschienen.

Nur bei besonderen Veranlassungen giebt man ein Diner oder ein Frühstück, die dann an Grofsartigkeit nichts zu wünschen übrig lassen; einfachere Mittagsgesellschaften dagegen, wie sie besonders in England Sitte sind, sind hier fast unbekannt, die grofse Mehrzahl der eigentlichen Gesellschaften sind Bälle, bei denen eine recht grofse Anzahl von Gästen die Hauptbedingung des Vergnügens ist, und bei denen unsere gewöhnlichen Rundtänze, namentlich der Walzer, die alten spanischen Tänze ganz verdrängt haben. Häufig suchen befreundete Familien einander in den Abendstunden auf, vielleicht verabreden sich mehrere dazu und geben der Familie, deren Überfall geplant wird, einen heimlichen Wink, der Abend wird durch ein improvisiertes Tänzchen gefeiert.

Dem Kreolen und der Kreolin sind eine gewisse Liebens-

würdigkeit der Formen und Gewandtheit des Umganges eigen; sie bewegen sich leichter als wir schwerfälligen Germanen. Wie bei allen spanischen Abkömmlingen, ist Höflichkeit die oberste Verhaltungsmafsregel; es gilt für unfein, im Gespräche eine andere Meinung zu vertreten; man stellt sich selbst, sein Haus, sein Pferd, sein ganzes Eigentum unaufgefordert dem andern zur Verfügung (á su disposicion) und erklärt jeden Gegenstand, den jener rühmend erwähnt, für dessen Eigentum; im Gegensatz zum zurückhaltenden Engländer begrüfst man auch oberflächliche Bekannte mit zärtlicher Umarmung und wiederholtem Beklopfen des Rückens. Manche deutsche Reisende sind von dieser wortreichen Höflichkeit und zur Schau getragenen Freundschaftlichkeit wohlthuend berührt worden; ich mufs gestehen, dafs die Glätte der Formen für mein Gefühl die Fehler der Kreolen um so empfindlicher hervortreten liefs, dafs ich oft ein wahres Verlangen nach Offenheit und Ehrlichkeit gehabt habe. Denn die Höflichkeit der Worte ist nur ausnahmsweise mit Höflichkeit des Herzens gepaart. Der Kreole fühlt sich durch die bewiesene Zärtlichkeit keineswegs auch zu freundschaftlicher Gesinnung verpflichtet, er würde sich sehr wundern, wenn der andere die oft wiederholten Anerbietungen und Versprechungen für ernst nehmen wollte. Geliehene Bücher werden erst nach öfteren Mahnungen zurückgegeben, Einladungen gar nicht oder erst am letzten Tage beantwortet, Rechnungen vielfach nicht bezahlt; die Unpünktlichkeit geht so weit, dafs ein hochgestellter Columbianer selbst zur Audienz beim Papste zu spät kam.

Andere Vergnügungen als Gesellschaften bietet Bogotá wenige. Nur zeitweise besucht eine spanische Schauspieler- oder italienische Sängertruppe die Stadt, um Komödien und Operetten zu geben; Konzerte sind sehr selten und dann nur von Dilettanten ausgeführt. Auch Restaurants spielen eine geringe Rolle im Bogotaner Leben. Die Sitte des gemütlichen Kneipens ist hier ganz unbekannt; an seine Stelle treten bei den jungen Leuten die sogenannten Parandas, die man etwa mit den in manchen deutschen Universitätsstädten üblichen Bierreisen vergleichen könnte, nur dafs das Tempo noch ein

viel unruhigeres ist. Höchstens ein Viertelstündchen bleibt man am Schenktische stehen, welcher der nordamerikanischen Bar entspricht, jedoch in Bezug auf die Eleganz der Einrichtung und die Mannigfaltigkeit der Getränke weit hinter derselben zurücksteht; einer wirft eine Runde Cognac, denn das ist das bevorzugte Getränk, oder auch Bier, dann geht es, vielleicht nach einem eingelegten Ständchen, zu der nächsten Tienda, wo ein anderer das Getränk bezahlt u. s. f. Bei den reichen Dandies sind aufserdem kleine Soupers beliebt, die vielfach in weiblicher Gesellschaft genossen werden. Es kann nicht verschwiegen werden, dafs die Mehrzahl der jungen Columbianer überhaupt häufig auf verbotenen Pfaden wandelt, dafs die Mätressenwirtschaft sehr verbreitet ist. Ein grofser Teil der älteren Herren fröhnt besonders dem Spiele. Es klingt ganz harmlos, wenn man hört, dafs das beliebteste Spiel das dem L'Hombre sehr ähnliche Tresillo ist, aber dasselbe wird so hoch gespielt, dafs Gewinne und Verluste von tausend Thalern an einem Abende nicht zu den Seltenheiten gehören.

Sonntag Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr pflegt auf der Plaza Santander ein gar nicht übles Gratiskonzert der Militärkapelle stattzufinden, zu welchem sich die ganze elegante Welt versammelt. Ein gröfserer Spaziergang oder ein Ausflug werden höchst selten unternommen. Die grofse Mehrzahl der feinen Bogotaner oder Bogotanerinnen haben noch nie von einer der beiden Kapellen Monserrate oder Guadalupe auf ihre Stadt und über die Ebene hingeschaut, höchstens fahren sie einmal mit Omnibus nach dem nahen Chapinero und veranstalten in dem dortigen Wirtshause ein Piknik. Viele Männer bringen den ganzen Nachmittag in der Gallera, d. h. in der in einem Hause der Vorstadt befindlichen Arena für Hahnenkämpfe, zu. Es ist merkwürdig, mit welcher Ausdauer und Leidenschaft sie die erbitterten Kämpfe der armen Tiere beobachten; mich ekelte das Schauspiel so an, dafs ich mich bald wieder entfernte. Stiergefechte sind jetzt in Bogotá sehr selten geworden und haben daselbst überhaupt nie oder wenigstens in neuerer Zeit nicht den blutigen Charakter wie im Mutterlande Spanien oder wie in Peru gehabt. Das eigent-

liche Interesse bildete, wie man mir gesagt hat, schon nicht mehr der Stierkampf, sondern das Publikum; es war eine Gelegenheit zur Ausstellung von Toiletten geworden.

Das Pfingstfest, welches bei uns alles in die freie Natur hinauslockt, spielt im Bogotaner Leben keine Rolle. Am schönsten sind die Monate des niedrigsten Sonnenstandes, der Dezember und Januar; sie sind daher die Reisemonate der Bogotaner. Aber eigentliche Reisen in unserem Sinne, bei denen man beständig den Ort verändert, um immer neue Eindrücke in sich aufzunehmen, sind den Columbianern etwas Unerhörtes; die Freude derselben an der Natur ist viel zu gering, das Reisen noch mit zu vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen verbunden, als dafs man es für etwas anderes als ein notwendiges Übel ansähe. Ihre Reisen entsprechen vielmehr unseren Badereisen. Bei dem Mangel eines jahreszeitlichen Wechsels der Temperatur hat man das Bedürfnis, denselben durch einen Ortswechsel zu ersetzen. Man sucht für einige Wochen einen möglichst nahe gelegenen Ort wärmeren Klimas auf, badet im Flusse, veranstaltet gemeinsame Spazierritte mit Pikniks, versammelt sich in den Abendstunden zu Konversation, Spiel und Tanz. Kurz, das Leben gleicht mehr oder weniger dem in einem europäischen Badeorte, nur dafs die Zahl der Badegäste eine viel geringere ist und dafs sich das gesellschaftliche Treiben nicht in der Öffentlichkeit eines Kurhauses, sondern in den einzelnen Privathäusern abspielt.

Eine grosse Rolle in dem Leben der reichen Bogotaner spielt eine Reise nach Europa und den Vereinigten Staaten. In Europa ist es nicht etwa das Mutterland Spanien, welches man vorzugsweise aufsucht; auch England wird meist nur flüchtig und Deutschland fast gar nicht bereist. Das Eldorado aller Kreolen ist Paris; dorthin wird gewöhnlich der Jüngling geschickt, um seine Studien zu vollenden, dorthin geht der reichgewordene Haciendenbesitzer und Kaufmann, um das Leben zu geniefsen. Wie für den Kleinstädter der Besuch der Hauptstadt, so ist für den Bogotaner sein Aufenthalt in Paris noch lange die schönste Erinnerung, von der er in dem eintönigen Leben seiner Vaterstadt zehrt.

4. Die mittleren und niederen Volksklassen.

In dem Mittelstande finden sich die Eigenschaften des Indianers mit denen des Spaniers in den verschiedensten Abstufungen vermischt. Er läfst sich daher noch viel schwerer in ein einheitliches Bild zusammenfassen und kann überhaupt in den kleineren Landstädten viel besser als in Bogotá studiert werden, wo ihm die charakteristische Verbindung mit dem Landleben fehlt, und wo sich der Handwerker, der Commis, der Inhaber eines kleinen Ladens, der Subalternbeamte als besondere städtische Abarten herausgebildet haben. Ein Teil von ihnen hat selbst den Strohhut und die Ruana abgelegt und ahmt die europäische Kleidung der höheren Stände nach, so dafs die mitunter für sie angewandte zusammenfassende Bezeichnung „gente de ruana“ eigentlich nicht mehr richtig ist. Ihre Wohnungen nehmen den zweiten mittleren Ring ein, welchen wir im Bauplane Bogotás unterschieden, nämlich den Ring der einstöckigen, aber doch schon aus Adobes gebauten, getünchten und mit Ziegeln gedeckten Häuser, die, je nachdem, zwei bis zehn brauchbare Wohnzimmer enthalten. Gewöhnlich wohnt eine ziemliche Anzahl von Menschen in einer solchen Wohnung zusammen, denn aufser den meistens sehr zahlreichen Kindern pflegen auch so und so viele Brüder, Schwestern und Basen zum Haushalte zu gehören, und die Kinder selbst bleiben häufig auch nach ihrer Verheiratung mit ihren Nachkommen im Hause der Eltern. Die scheinbare Weitläufigkeit des Wohnens, welche uns zuerst verwundert, wird dadurch also bedeutend eingeschränkt. Die Möblierung dieser Wohnungen ist sicher eine sehr dürftige, aber ich bin in Bogotá zu wenig in solche Haushaltungen hineingekommen, um darüber Näheres berichten zu können. Auch den Mittagstisch wollen wir ungemustert lassen; auf den Reisen im Lande werden wir gerade mit diesen Ständen häufig in Berührung kommen und ihre Lebensweise besser kennen lernen.

Das Einkommen, in Geld ausgedrückt, kommt ungefähr dem Einkommen derselben Lebenskreise in Deutschland gleich,

aber da Wohnung, Kleidung und alle feineren Lebensbedürfnisse in Bogotá so viel teurer als in Deutschland sind, so ist die Lebensweise der Bogotaner Kleinbürger verhältnismäfsig ärmlicher. Am schlechtesten sind die Subalternbeamten gestellt, weil sie ihr geringes Gehalt meist erst Monate hinterher ausgezahlt bekommen und dasselbe inzwischen mit bedeutendem Verluste verpfänden müssen. Und doch lauert immer eine Unzahl von Existenzen darauf, bei einem Regierungswechsel ein solches Amt zu erlangen, und fristet inzwischen durch Borgen und allerlei Geschäftchen notdürftig das Leben. Es ist die Freude am städtischen Leben, die Abneigung gegen harte Arbeit, was alle diese Leute nach Bogotá treibt und in Bogotá festhält, während sie sich im Kampfe mit dem Urwalde einen besseren Erwerb schaffen und dadurch für ihr Alter und für ihre Nachkommen das Leben angenehmer gestalten könnten. Ihre Bildung übersteigt selten die gewöhnlichsten Elementarkenntnisse, in ihren Manieren sind sie eine Karikatur der höheren Stände.

Die unteren Volksklassen leben in den kleinen, aus Lehm gebauten, mit Stroh gedeckten Ranchos (d. h. Hütten) der Vorstädte und Flufsufer oder auch in den unteren, souterrainartigen Stockwerken der Casas altas, soweit dieselben nicht von Läden und Werkstätten besetzt sind. In einem kleinen Raume wohnen da viele Personen zusammengepfercht, aufser dem Ehepaare und seinen Kindern oft noch verschiedene männliche und weibliche Anverwandte beider Teile. Dafs solche Wohnungsverhältnisse der Gesundheit und Sittlichkeit nicht gerade zuträglich sind, ist klar, aber wir dürfen diesen Punkt doch nicht zu sehr hervorheben, sonst möchte etwa ein Columbianer Schilderungen der socialen Zustände im Erzgebirge oder in manchen deutschen Grofsstädten veröffentlichen, die in dieser Beziehung kaum viel besser sind. Die Einrichtung dieser Wohnungen ist dürftig genug. Den Hauptbestandteil der Nahrung liefern Kartoffeln, Mais und auch Gerste, in der Form von dicken Suppen, aber auch Fleisch wird eher mehr gegessen als von den armen Leuten in Deutschland, und nur die Ärmsten müssen sich den täglichen Genufs von Weifsbrod und Schokolade versagen. Unser Bier wird durch die Chicha, ein aus Mais-

mehl und Zuckerrohrsaft durch Gärung bereitetes Getränk[1]), vertreten, das etwas teurer als einfaches Bier in Mitteldeutschland (der Liter kostet nämlich einen halben Real) zu stehen kommt, aber wohl mehr Nahrungsstoffe als dieses enthält. Die Chicha bildet für den echten Bogotaner, ähnlich wie für den Baiern das Bier, die Essenz des Lebens; er kann unglaubliche Mengen davon vertilgen, stellt aber auch, wenn er seine Chicha hat, nur geringe Ansprüche an die übrige Ernährung.

Bei den Bettlern und Eckenstehern, welche die tiefststehenden Kategorien der Bevölkerung bilden, geht aller Verdienst auf Chicha und Anisadobranntwein darauf; ihre Kleidung ist meist so zerlumpt und, ebenso wie sie selbst, so ekelhaft schmutzig, wie wir es auch bei den schlimmsten heimischen Vagabunden nicht zu sehen bekommen; ihr Nachtlager schlagen sie in der Thür irgend eines Hauses auf, ohne bei dem milden Klima Bogotás ernstlich von der Kälte zu leiden und ohne befürchten zu müssen, dafs der Sereno (Nachtwächter) sie in ihrer Ruhe aufstört und zur Polizei bringt; kaum erweckt es sie aus ihrem festen Schlafe, wenn ein heimkehrender Bewohner des Hauses über sie stolpert.

In dem Bogotaner Volke liegt überhaupt ein gewisser Zug der Verkommenheit, welcher der Landbevölkerung im ganzen fremd ist. Bogotá übt in dieser Beziehung einen ähnlichen Einflufs wie die europäischen Grofsstädte aus. Von allen Seiten strömt besonders die männliche Jugend hier zusammen, weil sie hier einen besseren Verdienst und einen gröfseren Lebensgenufs als in den kleineren Ortschaften und den einsamen Hütten findet oder wenigstens zu finden glaubt. Aus dem altgewohnten Kreise patriarchalischen Lebens herausgerissen, den Verführungen der grofsen Stadt preisgegeben, das wenig gute Beispiel der gebildeten Jugend vor Augen, macht der Ein-

---

[1]) Ursprünglich bestand die Chicha aus gestofsenem Maismehl mit Wasser; heute ist dies altindianische Getränk nur noch in einzelnen abgelegenen Gegenden üblich, während meist Zuckerrohrsaft ein wesentlicher Bestandteil geworden ist. Gerstäckers Bericht, dafs der Mais zuvor von alten Weibern gekaut werde, ist viel angefochten worden; an einzelnen Orten scheint dieser Gebrauch aber auch heute noch zu bestehen.

wanderer hier eine Umwandlung durch, welche nicht gerade zu seinem Vorteile dient. Zwar eignet er sich gewisse Formen an, welche unseren Arbeitern fremd sind; seinen Dank stattet er mit einem „mil gracias“ (tausend Dank) ab, er entfernt sich nicht ohne ein „con su permiso“ (mit Ihrer Erlaubnis), er legt sich einen grofsen Panamastrohhut zu u. s. w., aber dabei wäscht er sich monatlich nur einmal, spuckt er ununterbrochen, reichen seine Schulkenntnisse im besten Falle bis zu etwas Lesen und Schreiben und den vier Species. Er ist durch und durch verlogen, stiehlt in kleinen Beträgen, wenn er nur kann, ist aber zu Einbruchsdiebstählen und anderen schweren Verbrechen zu feige; er ist kriechend unterwürfig oder grenzenlos frech, je nachdem es ihm pafst. Die Eckensteher sind wahre Musterbilder dieser schönen Eigenschaften; giebt man ihnen nach irgend einer Besorgung den üblichen Lohn, so fordern sie wenigstens das Doppelte und Dreifache dafür und erheben, besonders dem Fremden gegenüber, ein grofses Geschrei, bis sie sich von dessen Standhaftigkeit überzeugen und ihrer Wege ziehen, um den Erwerb in der nächsten Chicheria zu vertrinken. Auch mit seinem Diener hat man die liebe Not; für den kleinsten Gang in die Stadt braucht derselbe zwei bis drei Stunden, bei jeder Besorgung macht er einen kleinen Aufschlag; hat er nur irgend Gelegenheit, so bringt er gern einige Realen bei Seite; zu seiner Rechtfertigung erfindet er die verwickeltsten Geschichten, und glaubt man ihm dieselben nicht, sondern setzt ihn ernsthaft zur Rede, so dreht er einem wo möglich den Rücken und geht seiner Wege. Seine ganze Habe besteht in einem Bündel, das ihn nicht beschwert; wenn nicht als Diener, so findet er vielleicht Arbeit als Maurer oder Arriero oder schlägt sich sonst irgendwie durch. Man mag diese Unabhängigkeit von festem Wohnsitze, fester Stellung und festem Berufe, sowie von jeder strammen Zucht poetisch nennen, der sociale Fortschritt aber wird durch dieselbe nicht begünstigt. Bei dem weiblichen Geschlechte kann man den guten Einflufs einer gewissen Gebundenheit deutlich beobachten; die weiblichen Dienstboten, die nur selten aus dem Hause heraus kommen, sind besonders unter einer tüchtigen Hausfrau

oft williger und ordentlicher als viele deutsche Dienstmädchen; mit der Aufsicht fällt aber nur zu oft jeder sittliche Halt hinweg, gewinnen die schlechten Einflüsse der grofsen Stadt die Oberhand.

Der gewöhnliche Bogotaner Peon verdient täglich sechs bis höchstens acht Realen (2 Mark 40 bis 3 Mark 20 Pfg. Normalwert). Davon braucht er, wenn er ledig ist, zwei bis drei Realen für seine Ernährung; seine Kleidung bekommt er auch nicht umsonst, eine Ruana z. B. kostet ihn wenigstens 30 Realen, ein Paar Hosen 20 bis 40 Realen. Die meisten aber haben sich schon jung verheiratet und unterstützen aufserdem ihre Mütter und Schwestern, denn gerade in den unteren Volksschichten sind zärtliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern und kindliche Dankbarkeit gewöhnliche Züge. Wenn da noch etwas erspart wird, wird es im Boden vergraben oder sonst irgendwo versteckt, um im Falle von Krankheit oder Not hervorgeholt oder um zu Handelsgeschäften verwendet zu werden, die diesen Leuten immer im Sinne liegen, die aber selten einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

In Folge der geringen, oft zerrissenen Kleidung und der schlechten Wohnungen haben wir zuerst den Eindruck, als ob das Los des Bogotaner Peons ein noch viel bedauernswerteres als das eines deutschen Arbeiters sei, aber wenn wir die Nahrung beider betrachten und sehen, dafs jener die Qualen des Hungers nicht kennt, wenn das gleichmäfsig milde Klima uns zeigt, dafs er auch vom Froste wenig zu leiden hat, so werden wir in unserem Urteile doch bedenklich. Der Bogotaner Peon hat vollkommen genug an seiner Ruana, auch sehnt er sich gar nicht nach einer besseren Wohnung; was wir für äufserste Armut hielten, ist häufig nur Bedürfnislosigkeit, die ihrerseits mit dem niedrigen Stande der Kultur zusammenhängt. Jeder Bogotaner Peon könnte sich, wenn er nur wollte, bessere Wohnung und Kleidung verschaffen. Aber es ist fraglich, ob er im Stande sein würde, sich durch Arbeit und Sparsamkeit zu Vermögen und einer höheren socialen Stellung hinauf zu arbeiten. Der Landarbeiter kommt vielfach nach Bogotá, weil das Leben der Grofsstadt ihn lockt, aber wer seinen Kindern einen sicheren

Unterhalt schaffen will, wird doch auf das Land zurückkehren müssen.

5. Klima und Gesundheitspflege.

Man hat das Klima von Bogotá als einen ewigen Frühling bezeichnet, und in der That herrscht das ganze Jahr über mit geringen Schwankungen von einer Jahreszeit zur anderen eine mittlere Tagestemperatur von 14—15° C., also ungefähr dieselbe Temperatur wie bei uns im Juni oder September. Aber schon Humboldt hat hervorgehoben[1], dafs der Anblick der Zahlen erfreulicher sei als der Lebensgenufs, den man von diesem sogenannten ewigen Frühlingsklima empfange. In den Mittagsstunden ist es oft sehr heifs, und die Sonnenstrahlen brennen mit solcher Kraft, dafs man am ungeschützten Nacken Schmerzen empfindet, aber an trüben und regnerischen Tagen ist es so kühl, dafs man in den Bogotaner Zimmern friert und sich nach einem Ofen oder wenigstens nach geschlosseneren Wohnräumen sehnt. Auch Nebel und Regen werden oft lästig, obgleich Reisende, welche Bogotá gerade in solcher Zeit des Nebels und des Regens kennen lernten, ihre Erfahrungen zu sehr verallgemeinert und das Bogotaner Klima zu sehr verschrieeen haben, denn Wochen, ja Monate lang kann man das herrlichste Wetter und einen beinahe wolkenlosen Himmel geniefsen. In Bogotá besteht in Bezug auf die Temperatur kein Unterschied der Jahreszeiten, wohl aber zeigen die Niederschläge eine jährliche Periode, wenn auch nicht mit derselben Schroffheit wie vielfach im Tieflande. Als Regenzeit oder Winter (invierno) werden die Monate bezeichnet, welche den Äquinoctien folgen; die Vormittage pflegen heiter, ja wolkenlos zu sein, aber an den Nachmittagen stürzen oft gewaltige Regengüsse oder Hagelschauer vom Himmel herab. Ganz anders ist der Charakter der Witterung in den Monaten Juni bis September; obwohl man sie, dem Sprachgebrauche des Tieflandes folgend, Trockenzeit oder Sommer (verano) nennt, ist doch der Himmel fast beständig mit dicken tiefliegenden Wolken be-

[1]) Kleinere Schriften, Stuttgart und Tübingen 1853, Bd. I, S. 110.

deckt, die einen leichten und feinen, aber andauernden Nieselregen, sogenannte Paramitos, herabsenden. Die Menge des Niederschlages ist geringer, die Regendauer und damit der ungünstige Eindruck des Wetters viel gröfser als in den sogenannten Regenzeiten. Am schönsten ist die Zeit von Mitte Dezember bis Mitte März, in der man sowohl vor Paramitos wie vor Wolkenbrüchen ziemlich sicher ist, in der gewöhnlich heiteres Wetter herrscht.

Über die medicinischen Einflüsse des Klimas und die gesundheitlichen Verhältnisse von Bogotá ist wissenschaftlich noch wenig beobachtet worden, und der Laie kann dieselben ja überhaupt nur mit grofser Vorsicht besprechen. Die eigentlich tropischen Krankheiten, schwere Fieber, Leberleiden und dergleichen, fehlen natürlich in einem so hochgelegenen und im ganzen so kühlen Orte wie Bogotá, und auch gewöhnliche Malariafieber befallen im allgemeinen nur solche Personen, die sie aus dem heifsen Lande mitgebracht haben. Auch Schwindsucht ist unter den Einwohnern Bogotás ein unbekanntes Leiden, und Schwindsüchtige, die hierher kommen, können hier noch lange leben, ja unter Umständen Heilung gewinnen. In dieser Beziehung scheint sich Bogotá ähnlich wie Davos zu verhalten; englische Ärzte haben auch bereits Lungenkranke hierher geschickt und damit ganz gute Erfolge erzielt. Die eigentliche klimatische Krankheit von Bogotá ist der Rheumatismus, der bei dem nafskalten Wetter und den schlecht geschlossenen Wohnungen gute Nahrung finden mufs. Auch der Typhus ist hier endemisch, was jedoch wohl weniger eine direkte Folge des Klimas als des grofsen Schmutzes und des Mangels aller sanitären Einrichtungen ist. Die Lepra (Elephantiasis) tritt hier wie im heifsen Lande erschreckend häufig auf.

Weder Ärzte noch Apotheker bedürfen irgend welcher staatlichen Bestätigung. In früheren Jahren hielten sich gewöhnlich ein oder mehrere europäische Ärzte in Bogotá auf, die im allgemeinen um so mehr Erfolg gehabt zu haben scheinen, je mehr sie selbst aus sich zu machen verstanden und je mehr sie durch sicheres Auftreten den Columbianern imponierten. Auch während des ersten Teiles meines Aufenthaltes prakticierte

in Bogotá noch ein deutscher Landsmann, Herr Dr. Walz, dem ich selbst für seine sorgsame Behandlung eines hartnäckigen Fiebers zu Dank verpflichtet bin. Nach einigen Monaten sagte er aber Bogotá Lebewohl und liefs nur noch einheimische Ärzte zurück. Ich mufs gestehen, dafs ich zu denselben kein rechtes Zutrauen habe gewinnen können, denn obwohl ein grofser Teil derselben einige Jahre in Paris oder London studiert und teilweise sogar Prüfungen abgelegt hat, ist ihre Ausbildung gewöhnlich doch nur eine oberflächliche, und nach der Rückkehr in die Heimat ist nur noch bei wenigen von wissenschaftlichem Fortarbeiten die Rede, ja den meisten ist schon eine eingehende Untersuchung des Patienten zu mühsam. Als einer der angesehensten Ärzte Bogotás veranlafst wurde, einen Kranken zu auskultieren, legte er das an die Brust gehörige Ende des Höhrrohres an das Ohr. Fast jeder Arzt hat seine eigene Apotheke, verschreibt nur Arzneien aus dieser und findet seinen Vorteil dabei, möglichst viel zu verschreiben. Es giebt in Bogotá eine Unzahl von Apotheken, aber die meisten sind schlecht versehen, die Medicamente vielfach alt und verdorben.

Für die öffentliche Gesundheitspflege wird in Bogotá wenig gethan, von gesundheitspolizeilichen Mafsregeln ist kaum die Rede. Bei unserer Wanderung durch die Stadt haben wir bereits den Schmutz der Strafsen, besonders in den äufseren Stadtteilen, kennen gelernt und gesehen, welcher Unrat sich bei längerem Regenmangel in den Bachbetten anhäuft, den Keim zu zahllosen Krankheiten enthaltend. Viele Wohnungen (in den Bajos der zweistöckigen Häuser) bestehen nur aus einem nach der Strafse hinaus gelegenen Zimmer, die Bewohner derselben haben keinen Zutritt zum Patio und inneren Hause und sind zur Verrichtung ihrer natürlichen Bedürfnisse auf die Strafse hingewiesen. Auch in den besseren Wohnungen sind die Aborteinrichtungen überaus mangelhaft. Öffentliche Krankenhäuser sind zwar vorhanden, aber in sehr schlechtem Zustande. Auch im Irrenhause, welches von französischen Nonnen geleitet wird, herrscht die schrecklichste Not, weil der Staat das Vermögen des Ordens eingezogen hat und die Unterhaltungsgelder ganz unregelmäfsig und ungenügend zahlt, und weil auch die

reichsten Leute ihre Verwandten in dasselbe schicken, ohne irgendwie zu ihrem Unterhalte beizutragen. Monate lang haben Nonnen und Kranke nur von Kartoffeln leben müssen.

Besonders charakteristisch für Bogotaner Verhältnisse sind die Blatternepidemieen. Die gesetzliche Einführung der zwangsweisen Schutzpockenimpfung würde natürlich den freiheitlichen Grundsätzen Columbiens widerstreiten und würde wohl auch bei dem Hinundherfluten der Bevölkerung und der geringen polizeilichen Überwachung schwer durchzuführen sein. Erst wenn eine Blatternepidemie ausgebrochen ist und die herrschenden Klassen Angst bekommen, greift man zu energischen Mafsregeln und stellt wohl Truppen am Ausgange der Kirchen auf, um jeden aus dem Gottesdienste Herauskommenden zwangsweise zu impfen. Die Blattern haben inzwischen bedeutend um sich gegriffen; an vielen Häusern, namentlich der Vorstädte, sieht man eine gelbe Flagge wehen, zum Zeichen, dafs sich ein Blatternkranker darin befindet, oder man begegnet einem Karren mit einer solchen gelben Flagge, welcher Blatternkranke in das Hospital oder Verstorbene auf den Kirchhof bringt. Das Blatternhospital, die etwas aufserhalb der Stadt gelegene Casa de los Alisos, ist bald gefüllt. Im Jahre 1882 wurden durch öffentliche Sammlung die Mittel zur Errichtung von Baracken und zur Anschaffung von Betten und dergleichen aufgebracht. Als nach einiger Zeit auf das Gutachten der Ärzte hin die Epidemie für erloschen erklärt wurde, bot man diese Betten, sowie das Holz der Baracken erst dem Irrenhause an und verkaufte sie dann, da die Nonnen nichts damit zu thun haben wollten, für billigen Preis an den ärmeren Teil der Bevölkerung. Die Folge war natürlich der Ausbruch einer neuen Blatternepidemie.

6. Verbindung Bogotás mit der Aufsenwelt.

Bogotá hat eine eigentümliche Lage, mitten im Lande, hoch im Gebirge und von der Küste durch grofse, dünn besiedelte Urwaldgebiete getrennt. Die Entfernung von dem

Hafenplatze Savanilla beträgt über 700 km, ist also ungefähr ebenso grofs wie die Entfernung von Frankfurt nach Pest oder von Wien nach Hamburg. Wir mufsten bei günstigem Wasserstande sieben Tage auf dem Magdalenenstrom zubringen, häufig aber sind mehrere Wochen für diese Reise erforderlich; dann mufsten wir in dreitägigem Maultierritte zwei hohe Vorketten übersteigen, ehe wir zur Hochebene selbst hinaufklommen, und erst das letzte Stück auf der Hochebene konnten wir im Wagen verhältnismäfsig rasch zurücklegen. Die Entfernung von Buenaventura am stillen Ocean beträgt zwar nur 330 km, also nicht ganz die Hälfte, aber die West- und die Centralkordillere schieben sich dazwischen ein und machen die Reise zu einer noch viel mühsameren. Auch die anderen Hauptorte des Landes sind nur durch umständliche Reisen zu erreichen; eine Reise nach Bucaramanga oder Neiva nimmt anderthalb Wochen, eine Reise nach Cúcuta oder Medellin etwa zwei Wochen, eine Reise nach Popayan drei bis vier Wochen in Anspruch.

Wenn man zu diesen Entfernungen die Mühsal columbianischen Reisens nimmt, so kann man sich denken, dafs der Verkehr zwischen Bogotá und der Aufsenwelt kein besonders reger ist. Ein- oder zweimal jährlich kommen die Kaufleute der kleineren Ortschaften nach Bogotá, um ihre Einkäufe zu machen; aufser ihnen unternehmen fast nur Politiker und Leute, welche ein Geschäft mit der Regierung vorhaben, die weite Reise nach der Hauptstadt. Die Ankunft eines Europäers ist ein seltenes Ereignis.

Auch die Versorgung Bogotás mit Waren des Auslandes oder der übrigen Landesteile wird durch die isolierte Lage und den Mangel besserer Verkehrswege sehr erschwert. Eine Maultierlast von zehn Arrobas, d. i. 125 kgr., kostet für jeden Kilometer 30 bis 40 Pf., während das gleiche Gewicht als Exprefsgut auf der Eisenbahn bei uns auf die gleiche Strecke nur 6 bis 8 Pf. kostet; ein Kilogramm Fracht kommt daher allein von Honda nach Bogotá auf 20 bis 30 Pf. zu stehen. Gröfsere oder zerbrechliche Gegenstände können überhaupt nicht Maultieren aufgeladen, sondern müssen von Menschen geschleppt werden. Der Transport eines gewöhnlichen Pianos stellt sich von

Honda nach Bogotá auf 550 Mark, der eines Flügels auf 1300 Mark. Grofse Maschinen, die sich nicht auseinandernehmen lassen, können überhaupt nicht nach Bogotá gebracht werden und müssen oft in Honda liegen bleiben.

Etwas besser steht es mit dem Nachrichtenwesen. Der Postverkehr ist, so wie die Dinge einmal liegen, ganz gut eingerichtet. Zur Beförderung der Post von der Küste nach Bogotá hat man einen Vertrag mit einer der Dampfschifffahrtsgesellschaften des Magdalenenstroms geschlossen, welche dieselbe alle sechs Tage von Barranquilla stromaufwärts befördern soll. Aber der niedrige Wasserstand stört oft den regelmäfsigen Fahrplan und läfst die Post mehrere Wochen unterwegs verweilen, obwohl dieselbe sofort in einem Kahne vorausgeschickt wird, wenn der Dampfer nicht weiter kann. Die Beförderung der Post von Honda nach Bogotá ist einem Maultierbesitzer übergeben, der kontraktlich verpflichtet ist, dieselbe in Bogotá 35 Stunden nach ihrem Eintreffen in Honda abzuliefern. An mehreren Orten stehen frische Maultiere und Treiber bereit, und selbst die Nacht hindurch wird marschiert. In Los Manzanos werden die Maultiere verabschiedet, und ein Omnibus bringt die Postbeutel über die Hochebene nach Bogotá, wo ein Telegramm bereits am vorhergehenden Tage die Ankunft derselben mitgeteilt hat.

Die Post nach den übrigen Landesteilen verkehrt einmal wöchentlich und hält, da sie nur Landwege zu benutzen hat, die festgesetzten Termine mit ziemlicher Regelmäfsigkeit ein. Auch über die Schnelligkeit derselben kann man sich nicht beklagen, denn der Postbote mit seinem Maultier oder seinen Maultieren legt die Reise in kürzerer Zeit zurück als die meisten Reisenden. Trotzdem dauert es natürlich lange genug, bis ein Brief an den Bestimmungsort gelangt, oder gar, bis man Anwort erhalten kann.

Die Ankunft einer Post wird an einer Ecke des alten Klosters Santo Domingo, in dem sich das Postamt befindet, durch eine bestimmte Flagge mitgeteilt. Wie oft habe ich mit banger Sehnsucht dieser Flagge geharrt, die mir die Ankunft von Briefen aus der Heimat verkündete! Wer Briefe er-

wartet, begiebt sich jetzt nach dem Postamt, das nach Ankunft der Küstenpost ein förmliches Rendezvous aller Fremden bildet, denn das Institut der Briefträger ist bisher in Bogotá ebensowenig wie das der Briefkästen bekannt.

Columbien ist seit einigen Jahren dem Weltpostverein beigetreten, und wenn es auch im ganzen den zulässigen Maximaltarif angenommen hat, so müssen die Portosätze in Anbetracht der schlechten Wege und Verkehrsmittel doch als sehr niedrig bezeichnet werden, da Briefe nach dem Auslande 40 Pfennig (von Deutschland nach Columbien nur 20 Pfennig), Briefe im Inland 20 Pfennig und Postkarten innerhalb oder aufserhalb des Landes 8 Pfennig kosten. Mit der Beförderung von Packeten hat sich die columbianische Post bisher noch nicht befafst. Die Ordnung ist gröfser, Verluste sind seltener, als ich erwartet hatte. Nur auf die Ankunft illustrierter Zeitungen ist kein Verlafs, da sie unterwegs leicht Liebhaber finden.

Auch Telegraphenverbindungen sind vorhanden, ja man kann sagen, dafs Bogotá mit den meisten gröfseren Orten der inneren Landesteile telegraphisch verbunden ist und mit denselben für den billigen Satz von 8 Pfennig pro Wort, bei freier Adresse und Unterschrift, verkehren kann. Im Nordosten geht der Draht bis an die venezolanische Grenze und von da weiter nach Caracas, im Norden ist über Bucaramanga und Ocaña eine Verbindung bis Puerto Nacional am Magdalenenstrome hergestellt, während eine Verbindung mit Barranquilla, Cartagena u. s. w. noch fehlt, und im Westen ist in Buenaventura der Anschlufs an das Kabel der Westküste von Südamerika und damit an das transatlantische Kabel erreicht. Freilich haben alle diese Linien nur einen Draht, die Pfosten stehen in unglaublich grofsen Abständen von einander, der Draht geht oft mitten durch eine Baumkrone hindurch, so dafs Störungen sehr häufig eintreten. Und dann dauert es bei der dünnen Besiedelung der Gegend gewöhnlich lange, ehe man den Ort des Schadens ausfindig gemacht und denselhen repariert hat. In politisch erregten Zeiten, die hier ja häufig genug eintreten, nimmt die Regierung die Telegraphenleitungen ganz für sich in Anspruch, schon um zu verhindern, dafs sich unliebsame Nachrichten

allzu rasch verbreiten. Kurz, der telegraphische Verkehr ist gewöhnlich gerade dann unterbrochen, wenn man eine Depesche aufgeben will. Es ist bezeichnend, dafs sich am Postgebäude in Bogotá gleich eine grosse Tafel befindet, welche von jeder Linie anzeigt, ob sie in Ordnung ist oder nicht. Ist die Depesche aber auch zur Beförderung angenommen, so können Tage vergehen, bis sie ihren Bestimmungsort erreicht. Telegramme, welche Reisende in Puerto Nacional aufgegeben haben, sind häufig erst später als diese selbst in Bogotá angekommen. Für die telegraphische Verbindung mit Europa kommt noch ein Übelstand hinzu; auch wenn man in Bogotá die teuere Taxe für ein Kabeltelegramm entrichtet hat und dasselbe nach Buenaventura abgegangen ist, so ist man noch gar nicht sicher, dafs es von dort weitergesandt wird, denn der dortige Regierungstelegraphist ist häufig nicht mit den genügenden Geldern versehen, um die Gebühren der Kabelbeförderung zu bezahlen, und ohne Barzahlung nimmt die Kabelgesellschaft kein Telegramm an. Wer öfters nach Europa oder den Vereinigten Staaten zu telegraphieren hat, mufs sich deshalb in Buenaventura einen eigenen Vertreter halten, und ebenso ist derjenige, der die Telegraphenlinie nach Puerto Nacional zum Verkehr mit der Küste benutzen will, auf private Vermittlung angewiesen, da es der Telegraphenverwaltung nicht einfällt, sich zu diesem Zwecke mit den Dampfergesellschaften in Verbindung zu setzen.

Unter den Städten, welche Anspruch auf europäische Civilisation erheben, wird es wenige geben, die eine so abgeschlossene Lage und so schlechte Verkehrsverbindungen wie Bogotá besitzen. In den Staaten Europas wird, soweit nicht die Gliederung der Küste, die Richtung der Gebirge und andere Umstände störend eingreifen, die Hauptstadt der geometrischen Mitte des Landes möglichst nahe gerückt sein, weil die Lebensbethätigung der Nation nach allen Seiten hin mehr oder weniger die gleiche ist. Anders aber in den europäischen Kolonieen, die ihre Bevölkerung und ihre Kultur von Europa erhalten haben und grofsenteils noch heute erhalten; hier pflegt die Hauptstadt möglichst in der Mitte der Europa zugewandten

Küste zu liegen. Wenn wir blofs Südamerika mustern, so finden wir Demerara, Paramaribo, Cayenne, Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires am Meere liegend und Lima nur ganz wenig von demselben entfernt; auch Caracas und Santiago können binnen weniger Stunden vom Hafenplatze aus erreicht werden. Von Paraguay und Bolivia müssen wir absehen, weil sie das Meer überhaupt nicht berühren; es bleiben also nur die Hauptstädte von Ecuador und Columbien mit ihrer sonderbaren Lage mitten im Lande, hoch im Gebirge übrig.

Diese Lage, die sich bei der Eroberung aus den vorgefundenen Verhältnissen ganz von selbst ergab und auch heute noch manche Vorzüge besitzt, hat doch ihre schweren Bedenken. Wir könnten uns dabei an Rufsland erinnern, das seinen natürlichen Mittelpunkt in Moskau gefunden hatte, aber am Anfange des 18. Jahrhunderts, als es sich darum handelte, der abendländischen Bildung Eingang zu verschaffen, in Petersburg eine geeignetere Hauptstadt erhielt. Wir könnten wohl fragen, ob ein despotischer Herrscher von so genialem Blicke wie Peter der Grofse neben Bogotá eine neue Hauptstadt in gröfserer Küstennähe begründen würde. Man hat wohl auch in Columbien an eine Verlegung der Hauptstadt gedacht; am Ende des vorigen Jahrhunderts residierten die Vicekönige häufig in Cartagena, während der Unabhängigkeitskriege war der Blick mancher Politiker auf Ocaña und andere Orte gerichtet. Aber eine wirklich centrale Hauptstadt wird in Columbien überhaupt nicht gefunden werden können, denn die Punkte des Tieflandes, welche den orographischen Verhältnissen nach dazu geeignet wären, liegen in ungesunder, schwach besiedelter Gegend, und alle Orte des Gebirgslandes sind von den andern Teilen desselben schwer zu erreichen. Vielleicht wäre der eine oder der andere Ort an sich besser gelegen als Bogotá, aber der Vorzug der Lage ist jedenfalls so gering, dafs er eine Verlegung der Stadt nicht lohnt. Das Augenmerk der Columbianer mufs vielmehr darauf gerichtet sein, Bogotá bessere Verbindungen zu verschaffen.

In der That ist die Herstellung einer Eisenbahn oder einer Fahrstrafse nach dem Magdalenenstrom seit Jahren der sehnliche Wunsch aller Bogotaner gewesen. Die verschieden-

sten Projekte sind aufgestellt und in Angriff genommen worden, aber bis heute ist nichts zu Stande gekommen, eben weil man immer wieder etwas Neues anfing, statt das Angefangene zu vollenden. In den fünfziger Jahren dachte man daran, eine Fahrstrafse nach Honda anzulegen, der Oberst Codazzi machte eine vollständige Trace derselben, man begann auch mit dem Bau, liefs denselben aber bald in Folge politischer Verwirrungen liegen. Später verfolgte man den Plan, eine Eisenbahn in nördlicher Richtung bis Vélez oder Bucaramanga zu bauen und von dort zum Magdalenenstrom hinabzuführen. Diese Bahn würde unleugbar den Vorteil haben, dafs sie die Entfernung von Bogotá zum Meere bedeutend abkürzen und dabei alle Schwierigkeiten der Flufsschiffahrt umgehen, und dafs sie durch Gegenden führen würde, welche durch ihre Kohlen-, Eisen- und Salzschätze sowie durch die Produkte der Pflanzenwelt zu den reichsten des Landes gehören. Man begnügte sich nicht mit einer vorläufigen Recognoscierung, sondern führte mit einem Kostenaufwande von 200 000 $ die definitive Trace aus, lediglich um festzustellen, dafs die Ausführung des Projektes zu kostspielig sein würde. Schon vorher hatte man mit dem Baue einer Eisenbahn von Honda nach Bogotá begonnen, für welche man die Trace jener Fahrstrafse zu benutzen gedachte, ohne weiter zu untersuchen, ob dieselbe denn auch für eine Eisenbahn geeignet sei; in einer Reihe von Jahren stellte man 5 km in ebenem Terrain fertig, dann machte das von vornherein schwindelhafte Unternehmen Bankerott (vergl. S. 42). Inzwischen hatte man sich schon wieder einem anderen Projekte zugewandt, nämlich durch eine kleine Eisenbahn die Stromschnellen von Honda zu umgehen, den oberen Teil des Stromes bis Jirardot mit kleinen Dampfern zu befahren und von dort in verhältnismäfsig leichtem Anstieg zur Hochebene von Bogotá zu gelangen. Die Reisedauer würde in Folge des grofsen Umweges kaum abgekürzt werden, auch die Transportkosten würden sich nicht erheblich billiger stellen, und man bliebe von den Wasserstandsschwankungen des Magdalenenstromes ebenso, ja noch mehr als bisher abhängig; der wesentlichste Vorteil wäre, dafs man gröfsere Maschinen zur

Hochebene von Bogotá bringen könnte. Als ich im August 1884 das Land verliefs, war die in ebenem Terrain führende Strecke von Jirardot bis Tocaima fertig gestellt, baute man an der viel schwierigeren Fortsetzung, welche nach dem bisherigen Tempo der Arbeit noch Jahre in Anspruch nehmen wird, auch wenn keine Störung eintreten sollte. Gleichzeitig mit diesem von der Nationalregierung unterstützten Unternehmen baute die Regierung des Staates Cundinamarca an einer Bahn von Bogotá über die Hochebene nach Facatativá. Der Eisenbahndamm war zum gröfsten Teile aufgeworfen, ja zum Teil schon wieder eingefallen, die Bahnhofsgebäude waren zum Teil gebaut, ja die Billete und Coupierzangen sollen schon vorhanden gewesen sein, aber es fehlten noch die Schienen, Lokomotiven und Eisenbahnwagen. Die Schienen waren in Nordamerika bestellt worden, erwiesen sich aber bei der Ankunft in Honda als zu grofs, um von Maultieren zur Hochebene gebracht zu werden. Nun nahm man das alte Vorhaben einer Fahrstrafse von Honda nach Bogotá wieder in Angriff und wollte dieselbe wenigstens soweit herstellen, um die Eisenbahnmaterialien zur Hochebene befördern zu können. Alle paar Monate konnte man an den Strafsenecken von Bogotá ein Telegramm des Ingenieurs an den Gouverneur des Staates lesen, worin die Aufnahme der Arbeiten angezeigt und der Gouverneur zu seinen grofsen Verdiensten um das Vaterland beglückwünscht wurde. Dieser antwortete dann mit den pomphaften Worten, dafs die Eisenbahnen den Frieden der Völker und den Fortschritt der Kultur bedeuten. Nach einer oder zwei Wochen pflegte die Arbeit aus Geldmangel wieder eingestellt zu werden. Zuletzt hatte man die Anfertigung der Schienen dem neuen Eisenwerke in Subachoque übertragen, aber der Ausbruch der Revolution wird wohl auch dieses Unternehmen zum Stillstand gebracht haben.

Wer Land und Leute nicht kennt, wird diesen Bericht für erfunden oder wenigstens für übertrieben erklären. Die Lösung des Rätsels liegt zum Teil darin, dafs in Folge des häufigen (zweijährlichen) Präsidentenwechsels, mit dem hier wie in den Vereinigten Staaten ein Wechsel aller Beamten ver-

bunden ist, jede Stetigkeit der Verwaltung fehlt, und dafs die meisten Präsidenten durch die Einleitung eines neuen Unternehmens ein Geschäft machen wollen. Der Eisenbahnbau wird nämlich an einen Unternehmer vergeben und diesem eine Staatsunterstützung gezahlt, von der ein Teil heimlich in die Taschen der Staatsbeamten zurückfliefst, welche den Vertrag abgeschlossen haben; das Zustandekommen der Bahn, das Wohl des Landes ist durchaus Nebensache. Dazu kommen die hochfahrenden Ideen und der wenig praktische Sinn der Columbianer; es würde mich gar nicht wundern, wenn sie eines Tages die Dampfbahnen als einen überwundenen Standpunkt verlassen und den Bau elektrischer Bahnen oder die Einrichtung von Luftballonlinien in Angriff nehmen würden. Man wäre heute viel weiter, wenn man ruhig die Fahrstrafse nach Honda vollendet und die Hände von den Eisenbahnen gehalten hätte, für welche das Land noch nicht reif ist.

7. Verkehr und Handel.

In den Strafsen der inneren Stadt bekommt man fast nur Fufsgänger zu sehen, denn der Caños wegen können nur in wenigen Strafsen Wagen fahren, und es ist hier nicht, wie im heifsen sandigen Barranquilla, Sitte, sich innerhalb der Stadt des Pferdes zu bedienen. Häfsliche struppige Esel bringen Kohle, Brennholz, Ziegel und Bausteine oder auch Trinkwasser zur Stadt; der Transport von Möbeln, Kaufmannsgütern u. s. w. pflegt auf menschlichem Rücken oder mittels Tragen besorgt zu werden. Für ältere Damen und Kranke giebt es Sänften, welche den z. B. in Dresden noch manchmal benutzten Portechaisen ähneln und bei der hiesigen Unreinlichkeit schon manche ansteckende Krankheit verbreitet haben mögen.

In den äufseren Teilen der Stadt entfaltet sich ein bunteres Leben. Da sieht man zahlreiche Reiter mit hohem Strohhut, Ruana, Zamarros und grofsen Sporen angethan; da wird man plötzlich durch Trupps von zehn bis zwanzig galoppierenden Pferden erschreckt, welche von Knaben auf ungesattelten Tieren nach einem Potrero getrieben werden. Besonders von Süden

und Osten kommen grofse Maultierzüge und zahlreiche Landleute, mit Landesprodukten beladen, und auf den Fahrstrafsen, die in der Plaza San Victorin zusammentreffen, begegnet man den Omnibus, welche zweimal wöchentlich mit Facatativá und Zipaquirá verkehren, viersitzigen Kutschen, unter denen sich sogar ein Landauer befindet, und zweirädrigen Ochsenkarren, auf denen besonders die europäischen Waren von Agualarga oder Los Manzanos aus über die Hochebene nach Bogotá transportiert werden.

Am lebhaftesten ist der Verkehr an den Markttagen. Der Markt wird heute nicht mehr, wie in den meisten kleineren Ortschaften und früher auch in Bogotá, auf dem Hauptplatze abgehalten, sondern ist auf einen Seitenplatz zurückgedrängt worden, auf dem man sogar besondere Markthallen gebaut hat. An den meisten Tagen werden nur einige wenige Früchte und Gemüse feilgehalten, der Verkehr drängt sich fast ganz auf den Donnerstag und Freitag zusammen, an denen die Leute von weither zur Stadt hereinkommen, um die Erzeugnisse ihres Feldes und ihrer Arbeit zu verkaufen. Am Donnerstag werden die gröfseren Geschäfte vermittelt, am Freitag decken die Hausfrauen ihren Bedarf für die Woche.

Es lohnt sich wohl, eine Stunde über den Markt zu schlendern, weil man an wenigen Stellen die Bevölkerung und die Landesprodukte so gut überblicken kann. Neben den Bewohnern der Hochebene sind da Leute aus den östlich von Bogotá gelegenen Dörfern Choachí, Fómeque u. s. w., aus Fusagasugá und anderen Orten der tierra templada, ja auch einige Calentanos, die sich mit ihren dünnen Kleidern hier gar nicht behaglich fühlen. Männer und Frauen hocken dicht zusammen und bieten ihre Waren dem drängenden Publikum feil. Erst nach unendlichem Feilschen wird ein Kauf abgeschlossen. Aber selten sieht man streitende Gruppen, die durch Gewalt getrennt werden müfsten; an den meisten Stellen hört man ein fröhliches Plaudern. Trotz alledem ist der Aufenthalt auf dem Bogotaner Markte zwar interessant, aber in Folge des grofsen Schmutzes, der einem überall entgegenstarrt, keineswegs erquicklich, und bei der einförmig dunkelen Kleidung

der Hochlandsbewohner erhält man nicht etwa durch ein buntes, die Augen fesselndes Bild Entschädigung für die Qualen, welche die Geruchsnerven ausstehen.

Die Mannigfaltigkeit der Früchte, welche hier feilgeboten werden, ist so grofs, wie auf wenigen anderen Märkten der Erde. Neben den eigentlich tropischen Früchten und Gemüsen, welche aus der tierra caliente und tierra templada gebracht werden, der Banane, Maniokwurzel, Ananas, Orange, Cherimoya (Anona Cherimolia), der Cura oder Aguacate (Persea gratissima), dem Kaffee, Cacao und anderen lagern friedlich Äpfel und Pfirsiche, freilich in Folge von mangelnder Zucht nur von geringer Güte, Kartoffeln, Erbsen und Bohnen, Blumenkohl, Mohrrüben, Zwiebeln und andere unserer Nahrungsgewächse, die hier auf der Hochebene und ihrer Umgebung gedeihen. Die Hühner und Truthühner, welche man in grofser Menge sieht, sind meistens sehr mager und werden von der Hausfrau erst noch einige Wochen mit Küchenabfällen und Mais gefüttert, ehe sie auf den Tisch gebracht werden. Die kleinen wilden Enten sind auf den Teichen der Hochebene geschossen worden. Diese Teiche liefern auch den einzigen Fisch, den seltsamen Capitan (Eremophilus Mutisii), welcher einen wesentlichen Bestandtheil der Fastenspeisen bildet. Nach Wildpret sieht man sich vergebens um. Das Fleisch ist zum grofsen Teile Rindfleisch, dessen Beschaffenheit sich aber gar nicht unseres ungeteilten Beifalls erfreut; mitunter kommt Hammelbraten auf den Tisch der Bogotaner, während Schweinefleisch nur den unteren Volksklassen zur Nahrung dient und Kälber überhaupt nicht geschlachtet werden. Das Salz, die unentbehrliche Würze aller Speisen, kommt aus den Steinsalzwerken von Zipaquirá und liegt in grofsen unreinen Blöcken zum Verkaufe aus; den Zucker kann man raffiniert, wenn auch selten schön weifs, oder als braunen Rohzucker (panela) oder auch in syrupartiger Form (miel) kaufen, in welcher er namentlich zur Bereitung der Chicha dient. Tabak wird aus Ambalema und Jiron hierhergebracht, grofsenteils schon zu Cigarren verarbeitet. Unter den Erzeugnissen der Handarbeit fallen uns besonders die aus der Carludovica palmata verfertigten, bald höheren,

bald niedrigeren, bald feineren, bald gröberen Strohhüte, welche die allgemeine Kopfbedeckung, und die Alpargatas oder Strohsandalen auf, welche die allgemeine Fufsbekleidung des Volkes bilden. Ordinäre Ruanas und Drillichhosen werden aus dem Hochlande von Boyacá und der Gegend von Socorro hierhergebracht, wo sich die alte indianische Industrie bewahrt hat, aber oft wird der arme Indianer jetzt durch europäische Stoffe betrogen, welche den altgewohnten Mustern und Zeugen äufserlich täuschend nachgeahmt, aber viel weniger haltbar sind. Aus nördlicher Richtung kommen meistens auch die grofsen rotbraunen Thonkrüge und andere Töpfer- und gewöhnliche Porzellanwaren, dem heifsen Lande dagegen entstammen die Totumas und Calabassen, jene Schalen kürbisartiger Früchte, die man zum Teil mit rotem Firnis überzogen hat. Die meisten dieser Dinge, Alpargatas, Töpferwaren u. s. w. werden auch in kleinstem Mafsstabe, als Spielzeug für die Kinder, gefertigt und werden auch von den Europäern gern als eine Erinnerung an Bogotá mitgenommen.

Es giebt eine ganze Reihe von Kunst- und Naturprodukten, welche diesen selben Zweck erfüllen. Im allgemeinen werden sie nicht auf dem Markte feilgeboten, sondern von ihren Sammlern und Verfertigern in den Häusern herumgetragen. Die Verkäufer pflegen die übertriebensten Preise zu fordern, bis sie sich schliefslich nach langem Handeln mit einem Drittel bis einem Fünftel der ursprünglich geforderten Summe begnügen. Einen hervorragenden Platz unter diesen Specialitäten nehmen prachtvoll gefärbte Vogelbälge, besonders von Kolibris, ein, die ausgestopft eine schöne Zierde der Zimmer bilden und auch in gröfseren Mengen nach Europa versandt werden, um die Hüte unserer Damen zu schmücken. Auch schöne Schmetterlinge, an denen ja die Tropen so reich sind, besonders die prächtigen blauen Falter von Muzo (Morpho Cypris), kann man vielfach kaufen. Mitunter werden einem auch lebendige oder tote Affen, Gürteltiere und dergleichen angeboten. Aus den Federn der Vögel werden bunte Bilder zusammengesetzt, die aber meinem Geschmacke nach mehr künstlich als schön sind. Einzelne kunstreiche Indianer der Umgegend bilden Volkstypen

aus Wachs und Lappen nach, andere schnitzen Scenen des täglichen Lebens zierlich in Holz. Besonders beliebt sind die braunen und schwarzen, kunstvoll geschnitzten Kokosschalen. Aber alle diese Dinge werden doch nur von wenigen und in geringer Anzahl angefertigt, so dafs es oft viele Mühe kostet, dieselben zu erhalten. .Auch altindianische, in Gräbern gefundene, Gold- und Thonsachen werden mitunter in Bogotá ausgeboten, wenngleich dieselben hier seltener als in den westlichen Landesteilen sind (vergl. V. Teil, 5. Kapitel).

Sehr charakteristisch für das Bild von Bogotá sind die Tiendas oder Chicherias, welche unseren kleinen Produktengeschäften entsprechen. Hier kauft das Volk seine gewöhnlichen Bedürfnisse, Eier, Schokolade, Brot, Cigarren, Streichhölzchen, Seife u. s. w., hier findet es wohl auch eine warme Suppe aus Maismehl und Kartoffeln bereitet; hier trinkt es namentlich seine Chicha, die in grofsen Gefäfsen am Boden steht und mit der Totuma geschöpft wird. Aus solchen Totumas wird auch getrunken, sorglich bläst die Chichera, ehe sie dieselbe dem Gaste überreicht, darüber hin, oft greift sie auch mit dem Finger hinein, um die gröberen Staubteilchen zu entfernen, die sich, sei es in Folge der Bereitung, sei es in Folge der Aufbewahrung, fast immer in der Chicha finden. Sehr elegant pflegt die Einrichtung einer solchen Tienda oder Chicheria nicht zu sein; ein breiter Ladentisch teilt den kleinen Raum in zwei Hälften, vorn steht das Publikum, hinten sind auf Brettern und an Seilen die Schätze des Ladens aufgestapelt. Oft ist das ganze Gerüst voll von Flaschen der verschiedensten Farben, in denen der Fremde zu seinem Entsetzen lauter geistige Getränke vermutet, während dieselben in Wahrheit gröfstenteils nur mit Wasser angefüllt sind und lediglich als Staffage dienen. In Folge dieser Liebhaberei haben leere Flaschen von angenehmer Farbe in Bogotá einen ganz beträchtlichen Wert (etwa 30 bis 40 Pfennig), so dafs der Genufs z. B. ausländischen Bieres dadurch etwas verbilligt wird. Besonders abends drängen sich Männer und Frauen in diesen Chicherias zusammen; stundenlang bleiben sie plaudernd und singend, wie sie, schreiend, wie wir sagen würden, vor dem

Schenktische stehen, vielleicht lauschen sie den melancholischen Weisen, den sogenannten Bambucos, welche irgend einer dem Tiple (einer einfachen Guitarre) entlockt. Dabei geht die Totuma mit Chicha beständig von Hand zu Hand, vielleicht wird dazwischen ein Trago (wörtlich: Schluck) von Anisado (dem landesüblichen Branntwein) genommen; allmählich stellt sich ein Rausch ein, und das anfänglich harmlose Betragen wird immer widerwärtiger.

Den Bedürfnissen der höheren Stände dienen ähnliche Tiendas, welche nur etwas feiner ausgestattet sind; die Bar, der Schenktisch, hat in Bogotá den unbedingten Sieg über das Kneipzimmer davongetragen (vergl. S. 83), selbst Cafés, die sonst für südamerikanische Städte so charakteristisch sind, sind in Bogotá nur in kleinstem Mafsstabe vorhanden.

Die Zahl der Hotels in Bogotá ist ziemlich beträchtlich, aber kein einziges derselben, weder das Gran Hotel, noch das Hotel Frances, noch das Hotel Viollet, die für die besten gelten, kann sich europäischen Hotels auch nur einigermafsen zur Seite stellen. Die Kost ist, da sie meist unter französischer Leitung stehen und französische Küche haben, gar nicht so übel, aber die Zimmer sind meist sehr schlecht möbliert und entsetzlich schmutzig; das ganze Leben und Treiben im Hotel kann den Fremden nur anwidern. Denn die Gäste gehören selten den besseren Klassen der Bevölkerung an, welche entweder eigene Wohnung oder doch nahe Verwandte und Freunde in Bogotá haben, bei denen sie logieren können. Zu den Hotelgästen stellen die Haciendenbesitzer mittleren Schlages, die ihren Zucker, ihren Kaffee, ihre Maultiere auf den Markt zum Verkauf bringen, und die Abgeordneten zum Kongrefs das Hauptkontingent, ebenfalls meist Leute geringerer Herkunft, die einen beträchtlichen Teil ihrer hohen Diäten in Cognac vertrinken und bis tief in die Nacht hinein einen wüsten Lärm verführen. Diese Leute nehmen an dem Schmutze gar keinen Anstofs und würden sich nicht entschliefsen, 1 oder 2 M. täglich dem Cognac zu entziehen und auf den Besitz eines wohnlichen Zimmers zu verwenden. Oder sie würden sich für Monate häuslich im Hotel einrichten und zum Schlusse die

Bezahlung schuldig bleiben, denn vielleicht in keinem Lande der Erde sind Kaufen und Bezahlen so verschiedene Dinge wie hier.

Die meisten wohlhabenderen Fremden, namentlich Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, die sich keine eigene Wohnung nehmen, finden sich in dem Boardinghause von Mrs. Bowden geb. Price zusammen, das etwas oberhalb der Plaza gelegen ist. Sie bezahlen gern den etwas höheren Preis von 2 $ täglich, um in einem anständigen und reinlichen Hause zu wohnen. Ich bin diesem Boardinghause während der ganzen Zeit meines Bogotaner Aufenthaltes treu geblieben.

Das Handwerk steht in Bogotá noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe, obwohl es sich in den letzten zwei Jahrzehnten unter dem Einflusse europäischer, besonders französischer und italienischer, Handwerker beträchtlich gehoben und dem Handwerke aller anderen Landesteile, abgesehen von der Küste, einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hat. Aber man hat auch schon begonnen, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Seit ein hoher Schutzzoll zusammen mit den hohen Transportpreisen die Einfuhr europäischer Möbel fast unerschwinglich gemacht hat, glauben z. B. die Bogotaner Tischler, schlechte Möbel zu enormen Preisen verkaufen zu dürfen. Namentlich für die Anfertigung von Gegenständen, die nicht täglich vorkommen, werden die unsinnigsten Preise gefordert, aber auch gewöhnlichere Dinge, wie Stiefel, Kleider u. s. w., werden meist nur plump und mangelhaft angefertigt, so dafs man meistens fertig importierte Waren vorzieht.

Eine eigentliche Industrie, wenn man nicht die kleinen Buchdruckereien und Bierbrauereien dahin rechnen will, hat sich überhaupt noch nicht entwickelt, obwohl die dicht bei der Stadt vorhandene Kohle derselben zu Gute kommen würde und auch Eisen in der Nähe nicht fehlt. Man hat wohl versucht, Papier, Glas, Chemikalien u. s. w. in Bogotá herzustellen, aber diese Versuche sind bisher sämtlich fehlgeschlagen. In Folge des Zustandes der Verkehrswege ist das Absatzgebiet ein sehr beschränktes, denn schon nach dem nördlichen Santander und nach allen Landesteilen westlich vom Magdalenenstrome ist der

Transport von Europa billiger als von Bogotá; kann doch z. B. der Weizen der Hochebene von Bogotá schon an der Küste nicht gegen das nordamerikanische Mehl ankämpfen. Aus demselben Grunde stellen sich die zum Betriebe nötigen Maschinen in Bogotá so teuer, dafs die Produktionskosten sehr erhebliche werden. Dazu kommt die geringe Erfahrung und der unpraktische Sinn der Columbianer, die trotz alledem ihre Fabriken in viel zu grofsem Mafsstabe einrichten, wie er in Europa und Nordamerika passend, bei der gebirgigen Natur und dem niedrigen Kulturstandpunkte Columbiens aber unangebracht ist. Wegen jeder Kleinigkeit mufs man erst so und so viele Beamte bestechen. Und ist die Fabrik endlich glücklich in Gang gekommen, so bricht ein Bürgerkrieg aus oder wird auch nur befürchtet, die Arbeiter werden zu den Waffen gepreſst, der Betrieb mufs stocken, das Kapital verzinst sich nicht, und die Maschinen verrosten.

Die besten Läden befinden sich an der Plaza Bolívar, in der Calle Real, der Calle Florian und den unmittelbar benachbarten Strafsen, kleinere, für das Landvolk berechnete Läden findet man dagegen in der Nähe des Marktes, besonders auf der äufseren Seite der Markthallen. Eine Geschäftsteilung hat sich erst in verschwindend geringem Grade ausgebildet; nur für wenige Artikel giebt es Specialgeschäfte, wie die Apotheken, die Buch- und Papierläden, deren Büchervorrat sich freilich, aufser den gebräuchlichen Lehrbüchern, je nach der Parteistellung des Inhabers, auf etwas religiöse Litteratur oder einige schlechte französische Romane beschränkt, während man selbst die in Bogotá erschienenen Bücher nicht hier, sondern in der betreffenden Buchdruckerei erhält und schon nach wenigen Jahren meist überhaupt nicht mehr auftreiben kann; ferner die Strohhutläden, in denen die im Inlande, besonders in der Gegend von Suaza im südlichen Tolima, verfertigten Panamastrohhüte verkauft werden, und die Eisengeschäfte, in denen vor allem die grofsen Machetes (Waldmesser) einen gangbaren Artikel bilden. In den meisten Läden kann man alle möglichen Artikel kaufen, die öfters verlangt werden, nach allen etwas selteneren Gegenständen mufs man dagegen überall umherfragen, bis man

sie vielleicht nach langem Suchen irgendwo entdeckt. Viele Dinge, z. B. etwas bessere Thermometer, Lupen und andere Instrumente, findet man überhaupt nicht oder nur zufällig zu übertrieben hohen Preisen.

Was in den Läden verkauft wird, ist, fast mit alleiniger Ausnahme der Strohhüte, europäischer oder nordamerikanischer Herkunft; Wäsche, Stoffe, fertige Kleider, Lederschuhe, Tapeten, Metall- und Glaswaren, Papier, Chemikalien, Seife und Lichter, Lampen und Luxusartikel jeder Art haben den weiten Weg von Europa zur Küste, von der Küste nach Honda und schliefslich die kürzere, aber bei weitem schwierigste und kostspieligste Strecke von Honda zur Hochebene zurückgelegt. Wenn man dazu die hohen Zollgebühren und das Risiko der Kaufleute in Betracht zieht, das durch die unglücklichen Kreditverhältnisse und die unsicheren politischen Zustände noch vergröfsert wird, wird man begreifen, dafs alle diese Dinge, besonders aber leicht zerbrechliche Gegenstände, im Verhältnis zu Europa entweder sehr hohe Preise haben oder von sehr geringer Qualität sein müssen. Man sollte denken, dafs man hier nur gute Sachen importierte, denn ein gutes Messer z. B. zahlt nicht mehr Fracht und Zoll als ein schlechtes, wird also verhältnismäfsig weniger verteuert; und doch ist gerade das Gegenteil der Fall; in wenigen Ländern gilt der Grundsatz „billig und schlecht“ so sehr wie hier. Ein überwiegend grofser Teil der Bevölkerung lebt so sehr von der Hand in den Mund, dafs er sich gröfsere Ausgaben auf einmal, auch wenn sie eigentlich eine Ersparnis bedeuten, nicht gestatten kann. Die Warenkenntnis ist nicht genügend allgemein, die meisten Geschäfte sind nicht genügend solid, als dafs man sich auf die Güte eines angepriesenen Gegenstandes auch wirklich verlassen könnte. Kaum in einem Laden giebt es feste Preise; der Columbianer macht keinen Einkauf, ohne wenigstens einen Teil der ursprünglich genannten Summe herabgehandelt zu haben; viele Leute, selbst solche, denen das Geld nicht fehlt, können sich doch zum Bezahlen der Rechnungen nicht entschliefsen, was einzelne Geschäfte veranlafst hat, im Schaufenster eine Liste dieser säumigen Zahler auszuhängen; für den Kaufmann ist es ein

besonderes Vergnügen, den unerfahrenen Fremden über das Ohr zu hauen. Jedes Geschäft nimmt in Folge dessen die doppelte und dreifache, ja zehnfache Zeit in Anspruch wie bei uns, aber die Zeit hat ja in Columbien überhaupt noch keinen Wert.

Auch die Kaufleute der kleineren Ortschaften fast von ganz Cundinamarca und Boyacá machen ihre Einkäufe in Bogotá, denn sie haben im allgemeinen nicht die genügenden Betriebsmittel und geniefsen in Europa nicht den genügenden Kredit, um sich ihren Bedarf an Waren direkt von dort kommen zu lassen. Auch die Ausfuhr der Landesprodukte geht grofsenteils durch die Hand der Bogotaner Kaufleute, die dieselben von den Producenten oder den kleineren Händlern aufkaufen, nötigen Falles umpacken und Besorgung und Risiko des Transportes und des Verkaufes übernehmen. Gegenwärtig werden fast nur noch Kaffee und Häute von Bogotá aus versandt, da die Ausfuhr von Chinarinde in Folge ihrer Ausrottung in den leichter zugänglichen Wäldern und des Aufblühens der ostindischen Chinarindenanpflanzungen (vergl. IV. Teil, 3. Kapitel) ganz nachgelassen hat und Gold und Silber in dieser Gegend überhaupt nicht gewonnen werden. Es ist mir leider nicht möglich, zuverlässige Zahlen über die Gröfse der Bogotaner Ausfuhr und Einfuhr anzugeben, auf das Wertverhältnis derselben wirft aber der Wechselkurs ein Licht, der während meiner Anwesenheit (Mitte 1882 bis Mitte 1884) den hohen Stand von 20—30 % hatte. Wenn derselbe auch zum Teil durch den niedrigen Preis des Silbers bedingt war, so spiegelte sich in ihm doch auch der Niedergang der Ausfuhr wieder, die nicht mehr im Stande war, die Einfuhr zu bezahlen.

Der Bogotaner Handel ruht zum grofsen Teile in den Händen von Einheimischen, wenngleich auch einige fremde Häuser: Koppel und Schlofs, Alexander Koppel (früher Koppel und Schrader), Heckel und Freese, Kopp und Castello, mehrere Franzosen u. a. an demselben beteiligt sind. Die Columbianer, besonders die Bewohner des Staates Antióquia, scheinen recht geschickte Kaufleute zu sein; mit verhältnismäfsig geringem Gewinne zufrieden, jeden kleinen Vorteil, auch wenn er uns

nicht ganz anständig erscheint, mitnehmend, haben sie nicht nur den Handel im Lande grofsenteils in der Hand behalten, sondern sich teilweise auch in Paris, Neu-York u. s. w. mit Erfolg als Importeure columbianischer Produkte niedergelassen. Sobald technische Kenntnisse in Betracht kommen, hat es allerdings mit der Leistungsfähigkeit des Bogotaner Kaufmanns ein Ende; trotz der Bedeutung, welche die Ausfuhr der Chinarinde lange Zeit besafs, war doch kaum einer im Stande, Analysen derselben anzufertigen; die meisten mufsten aufs Geratewohl kaufen und verschicken. Auch für eine Organisation des Handels ist noch nicht viel geschehen. Erst vor kurzem war, namentlich durch die Bemühungen von Salomon und Bendix Koppel, die erste Bank gegründet worden, der dann allerdings rasch viele Banken zweifelhaftester Existenzberechtigung nachfolgten. Als Börse dient der Strafsenverkehr; hier hört man, wie der andere Wechsel kauft und verkauft, welchen Preis er für Chinarinde und Kaffee zahlt, was für Nachrichten er aus Europa oder sonstwoher erhalten hat. Freilich mufs man sich hüten, alles, was man hört, für bare Münze zu nehmen, denn wenn schon bei uns die Börsen die Hauptbrutstätte von falschen Gerüchten und mitunter wohl auch von absichtlich falschen Nachrichten sind, so sind falsche Gerüchte und absichtliche Erfindungen auf der Bogotaner Strafsenbörse noch viel mehr an der Tagesordnung.

8. Das geistige, politische und kirchliche Leben.

Die Betrachtung des geistigen Lebens einer Bevölkerung wird passend mit einer Darstellung des Schulwesens beginnen, da dasselbe die wichtigste Grundlage für die Bildung der Jugend und zugleich ein vorzüglicher Mafsstab für die Einsicht und das Bildungsbedürfnis der älteren Generation ist.

Das columbianische Schulwesen steht immer noch auf einer verhältnismäfsig niedrigen Stufe, wenn es auch in den letzten Jahrzehnten einen entschiedenen Aufschwung genommen hat. In den Volksschulen hat man jetzt das Lancastersystem,

welches darin besteht, dafs die älteren Schüler die jüngeren unterrichten, und welches zwar in jugendlichen Ländern, bei Lehrermangel, empfehlenswert, aber doch eben nur ein Notbehelf ist, durch unser deutsches Unterrichtssystem ersetzt. Man hat zu diesem Zwecke in den siebziger Jahren eine Reihe deutscher Lehrer berufen und als Direktoren der Lehrerseminare in den verschiedenen Staaten angestellt; ein grofser Teil der Lehrer, welche heute an den Schulen thätig sind, sind bereits unter ihrer Leitung ausgebildet worden. Leider bringen die meisten nur wenig Lust und Liebe zur Sache mit; die Gehälter sind schlecht und werden unregelmäfsig ausgezahlt, so dafs sich gerade die besten häufig anderer Thätigkeit zuwenden. Lehrmittel sind so gut wie gar nicht vorhanden; es ist nicht daran zu denken, dafs jeder Schüler sein eigenes Lesebuch hätte. Der Unterricht ist unentgeltlich, aber ein Schulzwang ist nicht vorhanden und der Schulbesuch ist daher ein sehr unregelmäfsiger. Immerhin ist die Zahl der Analphabeten geringer, als man vielleicht denken möchte; wohl über die Hälfte der jüngeren Bevölkerung kann annähernd ebenso gut lesen, schreiben und rechnen wie unsere unteren Stände.

Den höheren Ständen stehen sowohl mehrere öffentliche wie zahlreiche Privatschulen zur Verfügung. Die letzteren tragen meist ähnliches Gepräge wie die Privatvorbereitungsschulen bei uns, nur einzelne vermitteln etwas weitergehende Kenntnisse. Sie werden grofsenteils in specifisch katholischem Geiste geleitet, während die öffentlichen Schulen radikal und religionslos sind oder wenigstens während meines Aufenthaltes waren. Das Colegio de San Bartolomé und das Colegio del Rosario entsprechen in gewisser Weise, da sie die Vorbildung für das Universitätsstudium geben, unseren Gymnasien, in anderer Beziehung aber, nämlich in Bezug auf den Studienplan, mehr unseren Realgymnasien und Realschulen. Denn Griechisch wird gar nicht gelehrt und auch der lateinische Unterricht ist ganz nebensächlich, während er in früherer Zeit und auch heute noch auf den konservativen Privatschulen die erste Rolle im Unterrichtsplane spielte; der Nachdruck wird auf spanische Grammatik, Französisch und Englisch, Rechnen

und etwa Geographie gelegt. Eine Gliederung in Klassen fehlt vollständig; ähnlich wie auf unseren Universitäten bildet jeder Unterrichtsstoff einen oder mehrere Kurse, und der Studierende stellt sich seinen Studienplan aus diesen Kursen beliebig zusammen. Geographie z. B. braucht nur ein Jahr lang betrieben zu werden, aber dann auch jeden Tag in der Woche; Französisch besteht aus drei verschiedenen Kursen. Wem es Zeit und Mittel erlauben, kann diese Kurse schnell durchmachen, Ärmere müssen sich vielleicht mit einem oder zwei Kursen im Jahre begnügen. Sind die Kurse des eigentlichen Colegio absolviert, so gehen die Mediciner direkt in die medicinische Fakultät über, die Juristen dagegen müssen erst noch eine Mittelstufe, die sogenannte philosophische Fakultät, durchmachen, in welcher sie Vorlesungen über Biologie und Sociologie, Geschichte — zum ersten Male seit der Elementarschule — und Philosophie hören. Eine philosophische Fakultät in unserem Sinne, in welcher künftige Lehrer und Professoren erzogen werden, ist nicht vorhanden; nur von Zeit zu Zeit, wenn einmal stärkerer Bedarf danach ist, wird eine naturwissenschaftliche Fakultät eröffnet. Unsere Polytechnika finden einen gewissen Ersatz durch das Colegio militar, das in erster Linie ein Kadettenhaus ist und die künftigen Offiziere heranzieht, aus dem aber auch Civilingenieure hervorgehen, da nur hier ein erträglicher Unterricht in der Mathematik erteilt wird.

Der Hauptübelstand auch der höheren Schulen Bogotás ist die Mangelhaftigkeit der Lehrer und der Lehrmittel. Es fehlt nicht nur an allen jenen Anschauungsmitteln, welche in unseren Unterrichtsanstalten in immer gröſserer Vollkommenheit eingeführt werden, sondern auch an guten Lehrbüchern; der medicinische Unterricht z. B. wird nach französischen Lehrbüchern erteilt, so daſs die Schwierigkeiten des Stoffes und der Sprache zusammenkommen. Die Lehrer sind nicht fachmäſsig vorgebildet, sondern sind Advokaten, Ärzte und Kaufleute, die ihren Lehrerberuf nur als eine Nebenbeschäftigung betreiben und meist auch viel zu träge sind, um die Lücken ihrer Kenntnisse durch Selbststudium auszufüllen. Sie selbst beherrschen den

Stoff nicht und können darum auch ihre Schüler nicht in denselben einführen; der ganze Unterricht läuft auf das Abhören der mechanisch auswendig gelernten Pensa hinaus. Darum beschränkt sich auch die allgemeine Bildung der meisten Bogotaner auf einige sprachliche Fertigkeit, während von einer tieferen geistigen Bildung nur bei wenigen die Rede ist.

Die vermögenden Jünglinge pflegen sich auf ein oder zwei Jahre nach Europa, gewöhnlich nach Paris zu begeben, um ihre Bildung zu vervollkommnen. Aber ihre Vorbildung ist meistens ungenügend; statt zu studieren, flanieren sie auf den Strafsen und verkehren mit Damen der Halbwelt, kurz, halten sie sich, um einen studentischen Ausdruck zu gebrauchen, Studierens halber in Paris auf. Treffend hat ein columbianisches Verschen den geringen Erfolg der europäischen Studienaufenthalte mit folgenden Worten gekennzeichnet:

„Aquellos jóvenes vienen de Europa.“
„Qué traen de nuevo?“ „La ropa.“

„Jene Jünglinge kommen aus Europa.“ „Was bringen sie Neues?“ „Die Wäsche.“

Der Mehrzahl der Bogotaner aber ist es überhaupt nicht vergönnt, die Bildungsstätten Europas oder der Vereinigten Staaten zu besuchen. Höchstens führt sie einmal eine Reise an die Küste oder in die Städte der westlichen und nördlichen Landesteile. Auch in Bogotá selbst haben sie nur wenig Gelegenheit, mit gebildeten Ausländern und am wenigsten mit solchen zu verkehren, die eine wissenschaftliche Bildung genossen haben, denn die abgeschlossene Lage von Bogotá läfst nur wenige die beschwerliche Reise dahin unternehmen. Auch der Gedankenaustausch wird durch diese Abgeschlossenheit gehemmt; es dauert im Durchschnitt ein Vierteljahr, ehe man die Antwort auf eine Anfrage aus Europa erhalten kann. Das billige Briefporto und vielleicht noch mehr die billige und bequeme Beförderung von Büchern durch den Weltpostverein, welche eine Errungenschaft der letzten Jahre sind, werden den geistigen Verkehr Bogotás mit dem Auslande sicher beleben, aber gegenwärtig dringt nur ein später und schwacher Widerhall von dem geistigen Leben Europas nach Bogotá hinüber.

Ein anderes Hemmnis des geistigen Lebens liegt in den gesamten ökonomischen und socialen Verhältnissen. Die Beschäftigung mit Wissenschaft, Litteratur und Kunst bildet in seltenen Fällen den Lebensberuf, sondern ist meist nur eine Liebhaberei. Es giebt keine Anstellungen, in welchen der Gelehrte und Künstler seine Fähigkeiten verwerten könnte, das gebildete Publikum ist zu klein, um litterarischen und künstlerischen Leistungen den genügenden Lohn zu sichern. Cuervo, welchem wir ein Lexikon der spanischen Sprache verdanken, das auch in deutschen Litteraturzeitungen lebhaften Anklang gefunden hat, war Bierbrauer und mufste anfangs sogar die Flaschen mit eigener Hand verkorken; nur während weniger Mufsestunden konnte er sich seinen sprachlichen Sammlungen widmen, und zum Abschlufs konnte er sie erst dann bringen, als er sich ein Vermögen erworben hatte und von dessen Zinsen in Europa leben konnte. Fabian González, der lebhaftes Interesse für die Geologie besitzt und eine schöne Sammlung von Versteinerungen zusammengebracht hat, ist Ingenieur und Eisenhändler. Cárlos Balen, der sich eifrig mit Pflanzen- und Tierwelt beschäftigt, hat einen Laden in der Calle Real. Rafael Nieto Paris, der bei uns ein geschickter Physiker geworden wäre, mufs sich als Uhrmacher ernähren.

Die öffentlichen Anstalten zur Pflege von Kunst und Wissenschaft befinden sich in einem Zustande ziemlicher Verwahrlosung. Das Nationalmuseum, welches zur Aufnahme von naturhistorischen Gegenständen, indianischen Altertümern, historischen Merkwürdigkeiten und Kunstwerken bestimmt ist, ist in den Revolutionen so oft geplündert worden, dafs es sich gegenwärtig kaum über den Rang einer Raritätensammlung erhebt. Auch die Nationalbibliothek hat unter Diebstahl und schlechter Verwaltung sehr zu leiden gehabt und ist nur zum Teil geordnet. Eine Sternwarte und meteorologische Station wurde im Jahre 1802 durch den spanischen Gelehrten Mútis gegründet und war erst vor kurzem von José Maria González neu eingerichtet worden, nachdem sie in den Revolutionen gänzlich ausgeraubt worden war; man sagt, die Fernröhre wären zu Kanonen, die Deckel derselben zu Rasierbecken verwandt

worden. Die einheimischen Bildungsanstalten bieten also nur einen schwachen Ersatz für den Mangel äufserer Anregung.

Diese Thatsachen mufs man im Auge behalten, wenn man sich nicht zu einem ungerechten Urteil über das geistige Leben Bogotás verleiten lassen will. Aufser durch die Anlagen und Neigungen der Bevölkerung ist dasselbe durch die äufseren Verhältnisse bedingt, auf deren Gestaltung ja allerdings der Volkscharakter auch nicht ohne Einflufs gewesen ist.

Am schlechtesten ist es um die bildende Kunst bestellt, weil hier die beständige Anschauung guter Vorbilder am wichtigsten und in Bogotá am wenigsten möglich ist. Die wenigen architektonisch hervorragenden Gebäude, welche Bogotá besitzt, sind von Fremden gebaut; in ganz Bogotá gab es nur zwei geschulte Architekten: der eine ein Italiener und als Regierungsbaumeister angestellt, der andere ein Columbianer, aber von deutscher Mutter und in Deutschland aufgewachsen. Auch die Denkmäler Bogotás sind ausländische Arbeit, denn einen Bildhauer hat Columbien überhaupt noch nicht hervorgebracht. Als Maler hatte sich im 18. Jahrhundert Vásquez Ruhm erworben, aber gegenwärtig lag nur ein einziger Mann, Rafael Urdaneta, der Malerei ob. Der künstlerische Geschmack der Bogotaner ist noch vollkommen unentwickelt. Musikalische Begabung mag vorhanden sein, aber ist gleichfalls ungeschult; mit ganz wenigen Ausnahmen spielt man nur die oberflächlichste Salonmusik. Etwa ein Konzert im Jahre, von Dilettanten ausgeführt, und einige italienische Operetten sind die ganze musikalische Nahrung. Nur die Dichtkunst findet in Bogotá einen breiten Boden. Fast jeder gebildete Bogotaner ist in dieser Beziehung nicht nur Konsument, sondern auch Producent. Zwar hat Columbien nur wenige und schlechte Dramen und Romane hervorgebracht, aber jeder Tag erzeugt neue lyrische Gedichte, Plaudereien und novellenartige Schilderungen, sogenannte Cuadros de costrumbes, die in den Spalten der Zeitungen bereitwillige Aufnahme finden und später wohl in Buchform vereinigt werden. Es ist also das Feuilleton, das in Bogotá blüht. Als Vorbild dient nicht die spanische Litteratur, der man sich seit

dem Unabhängigkeitskriege ziemlich entfremdet hat, sondern die französische; der Heros der schöngeistigen Columbianer ist Victor Hugo; seine wortreiche, schwülstige Dichtung sagt ihrem Geschmacke am meisten zu. Der englischen und noch mehr der deutschen Litteratur steht man ziemlich fremd gegenüber; Goethe und Schiller sind nur dem Namen nach bekannt, werden aber häufig für lebende Persönlichkeiten gehalten, von Lessing haben die meisten nie etwas gehört.

Sinn und Verständnis für die Wissenschaft sucht man bei der grofsen Mehrzahl der gebildeten Columbianer vergebens. Zwar heucheln sie das lebhafteste Interesse, sprechen über alles mit, auch wenn sie gar nichts von der Sache verstehen, und können nicht begreifen, wenn der Fremde seine Unwissenheit in einem Punkte offen eingesteht; aber eben in diesem Glauben, alles zu wissen und über alles mitreden zu dürfen, zeigt sich ja schon, wie wenig sie den Ernst wissenschaftlicher Forschung zu würdigen wissen. Als charakteristisch für ihre Einsicht in das wissenschaftliche Getriebe will ich nur anführen, dafs ihnen Flammarion und Jules Verne als die beiden gröfsten Naturforscher gelten. Nur einzelnen — aufser den oben genannten sind es Liborio Zerda, Francisco Bayon, Miguel Antonio Caro, Salvador Camacho Roldan und einige andere — ist an wissenschaftlicher Erkenntnis ernstlich gelegen; aber die geringe Zeit, die ihnen für ihre wissenschaftlichen Studien freisteht, der Mangel an Anregung und an Hülfsmitteln lassen auch diese verdienstvollen und aller Anerkennung werten Männer vielfach doch nur zu dilettantischen Leistungen gelangen; die meisten, die sich ganz der Wissenschaft widmeten, Männer wie Cuervo, Ezequiel Uricoechea, Triana, sind nach Europa übergesiedelt und dadurch dem geistigen Leben Bogotás verloren gegangen. Die wissenschaftliche Zeitschrift, welche von der Unterrichtsverwaltung herausgegeben wird (Anales de la instruccion pública, früher Anales de la Universidad), hat selbst für die Landeskunde nur geringen Wert.

Das eigentliche Interesse der meisten Columbianer, soweit es sich nicht auf das Geschäft und den Stadtklatsch bezieht, ist auf die Politik gerichtet. Das ist in einem Lande,

in dem jeder jeden Augenblick zur Teilnahme an der Regierung berufen werden kann, ja auch noch natürlicher als bei uns, aber die Art dieser Politik hat für uns etwas Kleinliches. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur eines der laut genug geführten Gespräche zu belauschen oder einen Blick in eine der zahlreichen, meist zweimal wöchentlich erscheinenden Bogotaner Zeitungen zu werfen, welche wie Pilze aus der Erde wachsen und oft eben so rasch wieder verschwinden. Die Vorgänge in Europa werden nur in dürftigsten Auszügen mitgeteilt, welche nicht etwa europäischen Zeitungen, sondern dem Panama Star and Herald entnommen sind, dessen Kenntnisse wieder nur auf einer englischen, einer französischen und einer nordamerikanischen Zeitung beruhen. Daher findet man nur bei sehr wenigen Bogotanern einigermaſsen klare Ideen über die Stellung der europäischen Staaten zu einander und über die Fragen, welche die europäische Politik bewegen. Etwas mehr erfährt man von den Vereinigten Staaten und den anderen Republiken des spanischen Amerika, deren politische Vorgänge in Folge der Stammes- oder Kulturverwandtschaft mehr Verständnis und Interesse finden. Aber neun Zehntel des politischen Teiles der Zeitungen, neun Zehntel der politischen Gespräche beziehen sich auf die innere Politik Columbiens. Vor dem Schwall von tönenden, aber inhaltsleeren Phrasen, in welche auch die geringste und nüchternste Frage eingehüllt wird, würde sich jeder deutsche Redacteur, auch wenn er in Redensarten noch so gewandt wäre, beschämt verkriechen. In diesen Erörterungen und in der ganzen politischen Anschauungsweise herrscht der gröſste Formalismus und Doktrinarismus; die eigentlich wichtigen konkreten Fragen, Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse, sobald nicht ein mit Händen greifbarer eigener Vorteil dabei herausspringt, Förderung von Bildung und Rechtspflege und dergleichen mehr treten bei diesen politischen Erörterungen wie in den politischen Kämpfen ganz hinter den Fragen der reinen Politik, d. h. mit anderen Worten, hinter politischen Intriguen zurück. Die ganze Politik ist eigentlich ein Kampf um die Macht; die Welt mag zu Grunde gehen, wenn man nur selbst im Trüben dabei fischen kann.

Der einzige principielle Gegensatz von wirklicher Bedeutung besteht in religiös-kirchlicher Beziehung. Der gröfsere Teil der Gebildeten sind Freidenker, spotten über den Aberglauben der Kirche, sehen in derselben eine Feindin der Kultur und haben dieser Überzeugung auch in politischer Beziehung Ausdruck gegeben, indem sie die Civilehe eingeführt, die Klöster aufgehoben und überhaupt ein ähnliches Verhältnis von Staat und Kirche herbeigeführt haben wie die preufsischen Maigesetze. Ihnen gegenüber vertreten die Conservadores dieselben Anschauungen wie bei uns die Ultramontanen, plädieren für die Herrschaft der Kirche in Staat, Schule und Leben. Die grofse Mehrzahl der Frauen wie des Volkes steht auf ihrer Seite, sie hängen der Kirche gläubig an und machen die religiösen Übungen und Ceremonien, an denen der katholische Kult so reich ist, um so eifriger mit, als sie in denselben eine willkommene Aufregung des Gemütes, wie sie dem Manne die Politik bietet, eine Abwechselung in ihrem sonst so eintönigen Tageslaufe erblicken.

Es ist nicht die Aufgabe einer Reisebeschreibung, die Formen und den Gehalt des katholischen Kultus darzustellen, wie dies einige Reisende gethan haben, die in Columbien zum ersten Male ein katholisches Land betraten. Die katholische Kirche und ihre Gebräuche sind im ganzen überall dieselben, und nur in Einzelheiten kommen besondere Elemente zur Geltung, klingen die Religionen durch, welche von der katholischen Kirche verdrängt und aufgesogen worden sind. Diese Elemente aber zu erkennen, ist nur einem genauen Kenner der katholischen Gebräuche möglich; nur die Geschmacklosigkeit und grobe Sinnlichkeit der kirchlichen Formen in Bogotá fallen auch dem Uneingeweihten auf.

Die Kirchen selbst sind entweder kahl und nüchtern oder mit glänzenden Flittern überladen; von den Kirchtürmen ertönt statt harmonischen Geläutes ein elendes Gebimmel, denn in Folge der schlechten Verkehrszustände können im allgemeinen nur ganz kleine Glocken nach Bogotá gebracht werden. Nur wenige Kirchen besitzen Orgeln; vor dem Palmsonntag schicken Privatleute ihre Klaviere in die Kirche; wer gerade Lust hat

und ein verdienstliches Werk verrichten will, setzt sich an das Klavier und begleitet die Gebete der Andächtigen mit seinem Spiel. Gewöhnlich ist es ein Walzer von Straufs oder ein Stück aus irgend einer Operette, womit man hier wie jeden Sonntag in der Kathedrale oder wie bei gröfseren Begräbnissen seinen frommen, oft traurigen Gefühlen Ausdruck giebt. Und dazwischen ertönt das Knattern von Raketen und der Schall von Böllerschüssen, welche zur Erhöhung der Feierlichkeit vor den Thoren der Kirche losgelassen werden.

Am Fronleichnamstage, in der Charwoche und an einigen anderen grofsen Festtagen tritt die kirchliche Feier in Processionen auf die Strafse hinaus. Die staatlichen Behörden nehmen an denselben keinen Anteil, die Mehrzahl der Kerzenträger sind Leute des Volkes. Der eigentliche Kern des Zuges sind Scenen aus der Leidensgeschichte oder Heiligenbilder, die von vermummten Trägern — Büfsern — getragen werden. Meist sind diese Bilder Holzfiguren, welche mit allerlei bunten Lappen aufgeputzt sind, mitunter werden auch lebende Menschen in diese Kleider gesteckt und spielen für einige Tage die Rollen des neuen Testaments. In der Charwoche z. B. wird für einige Thaler ein Judas gemietet, der dann tüchtig durchgeprügelt wird. Andere noch naivere und drastischere Formen der religiösen Erbauung haben sich heute doch schon in die kleineren Ortschaften zurückgezogen.

Bei diesen Processionen ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Die Balkons sind mit geputzten Damen und Herren dicht besetzt, auf den Trottoirs bilden die unteren Volksklassen Spalier, um beim Nahen der Monstranz ehrfürchtig auf die Kniee zu fallen. Es ist zwar nicht angenehm, inmitten einer solchen dichten Volksmenge zu stehen, denn die Ausdünstungen derselben sind nichts weniger als lieblich, aber ihr Betragen kann man nur rühmen, von einem unziemlichen Stofsen und Drängen habe ich selten etwas bemerkt. Früher sind Fremde, die nicht niederknieen wollten, mehrfach mit Steinen geworfen oder sonst gröblich insultiert worden, in den letzten Jahren ist dergleichen nicht mehr vorgekommen. Von einer fröhlichen Erregung des Volkes ist freilich auch wenig zu spüren; dumpf

und gleichgültig läfst es den Zug an sich vorüberziehen, ebenso dumpf und gleichgültig geht es dann seines Weges. Man mufs in die tierra caliente hinabsteigen, um ausgelassene Heiterkeit und eigentliche Volksfeste zu finden.

Das kleinstädtische Leben Bogotás, die Entfernung von der Heimat und von geistiger Anregung, die Verschiedenheit der kreolischen Welt- und Lebensanschauung von der unserigen machen es den meisten Europäern, namentlich von germanischer Abstammung, schwer, sich hier einzuleben. Aber fast ohne dafs man es merkt, bildet sich doch ein gewisses Gefühl der Anhänglichkeit an einen Ort aus, in dem man längere Zeit zugebracht hat. So ging es auch mir mit Bogotá. Im ganzen habe ich mich daselbst nicht sehr wohl gefühlt, aber manches Schöne habe ich doch auch hier genossen, viele neue Eindrücke empfangen, einzelne Menschen sind mir lieb und wert geworden. Als ich am 31. März 1884 aus den Strafsen Bogotás hinausritt, und als ich am folgenden Tage die Türme der Stadt zum letzten Male erblickte, bewegte mich ein Gefühl tiefer Wehmut, und auch jetzt in der Heimat überkommt mich mitunter der Wunsch, der Andenstadt noch einmal einen Besuch abstatten zu können.

III.

Reiseleben.

Sieben und ein halber Monat waren seit unserer Ankunft in Bogotá verstrichen, als Herr Harriss-Gastrell die Rückreise nach Europa antrat. Damit löste sich auch meine Stellung, und ich konnte nun ganz meinen eigenen Studien nachgehen. Natürlich hatte ich schon seit langem zu überlegen begonnen, wie ich dieselben am zweckmäfsigsten einrichten könnte. Lange hatte ich daran gedacht, sei es direkt, sei es über Quito, einen Hafen des stillen Oceans zu erreichen, der Küste desselben südwärts zu folgen, hie und da Abstecher in das Innere machend, und dann an der atlantischen Küste entlang allmählich wieder der Heimat zuzustreben. Ich hätte auf diese Weise eine allgemeine Anschauung von dem gröfsten Teile Südamerikas gewonnen, aber selbständige wissenschaftliche Forschungen waren bei einer solchen Rundreise von vornherein unmöglich, die bedeutenden Kosten der Dampfschiffahrten, die an der Westküste Südamerikas besonders teuer sind, würden die Dauer der Reise unverhältnismäfsig beschränkt haben. Ich gab also diesen Plan ganz auf und entschlofs mich, so lange es meine Gesundheit und Kasse vertrügen, in Columbien umherzureisen.

Eigentliche Entdeckungsreisen lagen aber nicht in meiner Absicht. Allerdings hat der Reisende in Columbien noch die Möglichkeit, Entdeckungen zu machen, zwar nicht Entdeckungen von so weittragender Bedeutung, wie die der letzten Jahrzehnte in Afrika waren, aber doch Entdeckungen, welche weifse Flecke unserer Landkarten ausfüllen oder mehr oder weniger der Phantasie entsprungene Zeichnungen derselben verdrängen würden. Crevaux hatte erst kurz vorher den Rio Guayabero, dem er den Namen Rio Lesseps beilegte, befahren und aufgenommen, für die Flüsse Uaupes, Caquetá und Putumayo

blieb die gleiche Aufgabe noch zu leisten, und die beiden atlantischen Küstenstaaten Magdalena und Bolívar waren nur ganz im allgemeinen bekannt. Aber solche Entdeckungsreisen in Gegenden, die gar nicht oder nur von wilden Indianerstämmen bewohnt sind, setzen nicht nur eine sehr kräftige Konstitution, sondern auch einen wohlgefüllten Geldbeutel voraus, da sie im allgemeinen eine starke Begleitmannschaft erfordern. Neben der topographischen Aufnahme kann man botanische, zoologische und ethnologische Sammlungen anlegen und Aufzeichnungen machen, aber zu wissenschaftlich-geographischen Arbeiten, zur Untersuchung der Wechselbeziehungen von Gebirgsbau und Oberflächengestalt, Klima, Bewässerung, Pflanzen- und Tierwelt, Charakter und Kultur der Bewohner sind Reisen in offenem, besiedeltem Lande geeigneter.

Columbien ist gröfser, als man es sich, durch den kleinen Mafsstab der Karten getäuscht, leicht vorzustellen pflegt. Hat doch das columbianische Andenland allein schon einen nicht viel kleineren Flächeninhalt als das Deutsche Reich (vergl. S. 4)! Wieviel Zeit würde es aber in Anspruch nehmen, das Deutsche Reich einigermafsen kennen zu lernen, besonders wenn keine Eisenbahnen die Fortbewegung erleichterten, oder wenn das ganze Land von einem alpenartigen Gebirge eingenommen würde! Der wissenschaftliche Reisende wird dazu noch durch Sammlungen und Beobachtungen in hohem Grade aufgehalten, ist zu vielen Abstechern genötigt und mufs das Land kreuz und quer durchstreifen, so dafs er verhältnismäfsig nur kleine Gebiete kennen lernt. Daher kommt es, dafs sich meine Reisen in dem folgenden Jahre in einem Gebiete bewegt haben, das nicht gröfser als das mittlere Deutschland zwischen Köln, Dresden und Nürnberg oder das Alpengebiet zwischen Montblanc, München und Verona ist.

Den Aufenthalt in Bogotá hatte ich natürlich so gut wie möglich benutzt, um mich über die Geographie und Geschichte von Columbien eingehender zu unterrichten, als es mir vor der Abreise aus Europa möglich gewesen war. Einige Bücher hatte ich mir selbst angeschafft, andere wurden mir von Freunden und Bekannten geliehen, manches fand ich auch auf der

Nationalbibliothek, in der man mir auf das Liebenswürdigste entgegenkam, aber ein grofser Teil der Litteratur blieb mir damals unzugänglich.

Ein Bädekersches Reisehandbuch, welches den Reisenden von vornherein über Land und Leute orientiert, ihm zeigt, auf welche Weise er reisen mufs, welche Art Obdach und Kost er finden wird, mit welchem Aufwande von Zeit und Geld die Reise verknüpft ist, fehlt noch für Columbien wie für Südamerika überhaupt. Das wichtigste Hülfsmittel für den Reisenden bilden die Karten und die geographisch-statistische Beschreibung, welche von Ponce de Leon und Felipe Pérez nach den Manuskripten von Codazzi, schändlicherweise ohne Nennung seines Namens, veröffentlicht worden sind. Agostin Codazzi, ein italienischer Ingenieuroffizier, hatte zuerst Venezuela im Auftrage der dortigen Regierung untersucht und in Karte und Text vorzüglich dargestellt, war dann von der columbianischen Regierung zu dem gleichen Zwecke berufen worden und hatte in den Jahren 1849—58, jedoch durch andere Geschäfte und bürgerliche Unruhen vielfach unterbrochen, einen grofsen Teil von Columbien bereist und aufgenommen. Bei der Untersuchung der Küstenstaaten war er bei Valle Dupar am 13. Dezember 1858 einem Fieberanfall erlegen. Codazzi verdient unsere lebhafte Bewunderung, denn wenn auch in seinen Arbeiten noch manches mangelhaft ist, so bezeichnen sie doch einen gewaltigen Fortschritt und stellen die geographischen Verhältnisse, wenigstens der bewohnten Gebiete, im grofsen und ganzen richtig dar; man mufs auch bedenken, dafs die Herausgabe von Männern besorgt worden ist, welche derselben keineswegs gewachsen waren. Die Karten sind im Mafsstabe von 1 : 810 000 gezeichnet, also in einem nicht viel gröfseren Mafsstabe als das Doppelblatt „Südwestdeutschland und die Schweiz“ oder das Blatt „Sachsen und Thüringen“ im Stielerschen Handatlas. Die Beschreibung ist streng systematisch gehalten, erzählt nichts von der Art des Reisens und giebt erst recht nicht einen eigentlichen Reiseführer. Codazzi hatte freilich ein ausführliches Wegeverzeichnis sämtlicher bereister Gegenden, besonders für militärische Zwecke, angelegt, welches für die nord-

östlichen Provinzen auch veröffentlicht worden ist; aber die Regierung hat dasselbe später vernichten und für die übrigen Provinzen nicht abdrucken lassen, um den Revolutionen keinen Vorschub zu leisten. Fürwahr, ein engherziger und kurzsichtiger Standpunkt, da nun auch den Regierungstruppen dieses Hülfsmittel fehlt! Ein Teil dieses Wegeverzeichnisses wird noch auf der öffentlichen Bibliothek in Bogotá bewahrt, wo ich mir Auszüge daraus machen konnte.

Auf der ersten seiner Reisen, durch die heutigen Staaten Boyacá und Santander, war Codazzi von einem der besten Männer des Landes, Manuel Ancízar, begleitet worden, dem wir eine anziehende Beschreibung dieser Reise verdanken. Im übrigen haben Columbianer nur selten Reisen durch ihr Land beschrieben, und dann nur in feuilletonistischen Zeitungsartikeln, mit einem Schwall von poetischen Empfindungen, aber ohne plastische Darstellung der Gegend und ihrer Merkwürdigkeiten.

Auch die europäische Reiselitteratur über Columbien ist verhältnismäſsig mangelhaft. Humboldts klassisches Reisewerk bezieht sich nur auf Venezuela, seine Reise durch Columbien ist unbeschrieben geblieben. Während und nach dem Unabhängigkeitskriege stellten sich eine Menge fremder Reisender, zum Teil Abenteurer, ein, von denen mehrere ihre Eindrücke dem Publikum vorgelegt haben, aber diese Werke, teilweise schon damals ziemlich unbedeutend, sind heute vielfach veraltet. Später wurden die Reisenden seltener und haben fast immer nur die Hauptwege kennen gelernt und beschrieben. Eines der ausführlichsten ist das Buch von Isaac Holton, einem nordamerikanischen Botaniker, der 1852—54 in Neu-Granada reiste; es enthält viele interessante Einzelheiten, aber wenige allgemeinere Auffassungen. Aus der jüngsten Zeit ist wohl die Schilderung von Edouard André (in Le Tour du monde t. XXXIV ff.; Auszug im Globus 1877 ff.) die umfassendste und wegen ihrer zahlreichen, zwar zum Teil karikierten, zum Teil aber auch sehr naturwahren Abbildungen empfehlenswert; auch im Text ist vieles von Interesse, aber der Stil ist echt französisch, einer pikanten Bemerkung wird gern die Wahrheit geopfert, statt Untersuchungen werden immer nur Urteile gegeben. Noch

krasser zeigt sich diese Weise bei einem Grafen Gavriac, dessen durchaus wertloses Buch in Columbien mit Recht berüchtigt ist und die Abneigung der Columbianer gegen europäische Reisende entschuldigt. Weitaus den gröfsten Genufs und Nutzen hat mir die Lektüre von M. v. Thielmann, Vier Wege durch Amerika, Leipzig, Duncker & Humblot, 1879, gewährt, welches zwar nur auf einer flüchtigen Reise beruht und darum nur in Umrissen gehalten werden konnte, aber Land und Leute anschaulich schildert und, wie mir scheint, im ganzen richtig, wenn auch ein wenig zu herb, beurteilt. Die von ausführlichen Karten begleiteten, sehr vieles Gute enthaltenden Reiseschilderungen Schencks aus dem Staate Antióquia (Petermanns Mitteilungen 1883) erhielt ich erst, als ich schon beinahe am Schlusse meiner eigenen Reisen stand.

Für die Einrichtung derselben war ich daher grofsenteils auf mündliche Auskunft angewiesen. Aber es ist durchaus nicht leicht, solche Auskunft zu erhalten, denn sowohl die Fremden wie die Columbianer selbst kennen meist nur wenig vom Lande. Von den entfernteren Landesteilen haben sie nur undeutliche Vorstellungen; um zu erfahren, welche Wege nach dem Süden des Staates Cauca führen, mufste ich mich an einen jungen Mann aus Popayan, der Hauptstadt desselben, wenden, der gerade in Bogotá studierte. Aber auch um allgemeine praktische Notizen und Ratschläge ist es schlecht bestellt, denn den Columbianern fehlt meistens eine richtige Wertschätzung ihres Landes und seiner Kulturzustände; bald schildern sie dieselben in viel zu rosigen Farben, bald können sie sie nicht schwarz genug malen, weil sie durch diese scharfe Kritik ihre eigene Person in ein vorteilhaftes Licht zu stellen glauben. Aber auch die deutschen Landsleute sind nur selten im Stande, sich in die Lage eines wissenschaftlichen Reisenden zu versetzen, der nicht der grofsen Heerstrafse folgen kann und mancherlei besondere Wünsche hat. Jeder Reisende mufs in einem fremden Lande Lehrgeld bezahlen, ehe er weifs, wie man am besten in demselben reist.

Bei uns ist der Tourist schnell mit den Vorbereitungen zu seiner Reise fertig. In einem oder in zwei Läden findet er alles

zusammen, was er braucht; er packt es in seinen Ranzen, setzt sich auf die Eisenbahn und wandert, am Ziel angelangt, fröhlich in das Innere der Gebirge hinein. Der columbianische Reisende braucht zwar keine grofsen Karawanen auszurüsten, wie der Reisende in Afrika, aber jede Kleinigkeit kostet ihn so viel Zeit und Mühe, dafs es lange dauert, bis er endlich reisefertig in den Sattel steigen kann.

Denn das Reisen im columbianischen Gebirgslande ist ein Reiterleben. Die Flüsse sind reifsende Bergströme, welche erst beim Eintritte in die Tiefebene des Magdalenenstromes oder in die östlichen Ebenen schiffbar werden; Eisenbahnen sind zwar vielfach geplant, aber nur für kleine Strecken fertig gestellt, Fahrstrafsen giebt es nur auf den Hochebenen der Ostkordillere, bei Cúcuta und im Thale von Medellin, die überwiegende Mehrzahl der columbianischen Landstrafsen sind noch Saumwege.

Nur die unteren Volksklassen, die unbemittelten Pächter und Tagelöhner, gehen in Columbien zu Fufs; der erste Luxus, den sich der Columbianer gestattet, ist ein Reittier, der zweite ein Sattel mit Zaumzeug. Als ich zuerst in das Land kam, hielt ich das wohl für einen Ausflufs columbianischer Trägheit und glaubte, dafs ich hier, wie in der Heimat, die Gegend zu Fufs würde durchwandern können, aber schon nach den ersten kleinen Märschen sah ich ein, dafs ich von diesem Vorhaben besser abstände. Denn die Steilheit und schlechte Beschaffenheit der Wege, das häufige Nafswerden der Füfse bei Bachübergängen, die tropische Wärme und die Kraft der senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen zusammen machen die Anstrengung zu einer so bedeutenden und gefährden zugleich die Gesundheit des ungewöhnten Fufsgängers, also besonders des nordischen Fremdlings, so sehr, dafs derselbe lieber dem Beispiele der wohlhabenderen Landeskinder folgt und ein gutes Reittier besteigt, das ihn nicht nur in der Ebene, sondern auch in gebirgigem Terrain schneller von der Stelle bringt, als seine eigenen Füsse vermöchten. Wohin der Mensch treten kann, dahin kann im allgemeinen auch das Maultier seinen Fufs setzen. Nur die Schneeregion und die Wälder mit ihrem

dichten Unterholz, ihren zahllosen Schlingpflanzen und gefallenen Baumstämmen sind dem Maultier verschlossen. Wer nach Chinarinde, Kautschukbäumen oder seltenen Hölzern sucht, wer Gold- und Silberminen im Walde zu entdecken hofft, wer einen Gipfel besteigen will, dessen Abhänge mit Wald bedeckt sind, wer in die unerforschten Urwälder eindringt, um einen Weg anzulegen oder die geographische Kenntnis zu erweitern, wer die Besteigung von Schneegipfeln zu seiner Aufgabe macht, wird seine Reisen zu Fufs unternehmen müssen, aber solange man innerhalb des Bereiches menschlicher Ansiedelungen bleibt, wird man gut thun, zu reiten oder wenigstens immer ein Reittier zur Hand zu haben. Denn die erste Regel für Reisen in den Tropen ist, die Anstrengungen nicht unnötig zu häufen und sich jede mögliche Bequemlichkeit zu gestatten.

Das Maultier ist das eigentliche Reisetier in Columbien, obgleich auch das Pferd viel mehr benutzt wird, als man oft denkt. Das Pferd hat den Vorzug gröfserer Schnelligkeit, gröfseren Feuers und — wenigstens die besseren Tiere — einer aufserordentlich sanften, angenehmen Gangart, des sogenannten Paso. Es ist das geeignete Tier zum Spazierenreiten und für Reisen in der Ebene, aber es ist selten ein geschickter Bergsteiger, es hat nicht den sicheren Tritt und die besonnene Vorsicht des Maultieres. Dabei leiden die Pferde der Hochebene im warmen Klima, und die Pferde aus dem Tieflande bedürfen erst langer Gewöhnung, um im kalten Lande brauchbar zu werden. Für Reisen dienen am besten noch die Pferde aus mittlerer Höhenregion, die aber selten den feinen Gang derjenigen von der Sabana, d. h. der Hochebene, besitzen. Das Maultier bleibt in der Ebene hinter dem Pferde zurück und macht doch den Reiter viel müder, es bedarf häufiger des Spornes, aber auf den schlechtesten Wegen kann man sich vollkommen auf seinen sicheren Tritt verlassen, wenn man es nur nicht überhetzt, sondern in Ruhe seinen Weg suchen läfst. Der Wechsel des Klimas, die Verschiedenheit des Futters thun seiner Gesundheit keinen Eintrag, und dabei vermag es viel gröfsere Anstrengungen und Entbehrungen als das Pferd zu ertragen. Auf den Hochebenen benutzt man nur dieses, und der

Bewohner derselben, der kein Maultier besitzt, macht wohl auch gröfsere Reisen zu Pferde, aber in eigentlich gebirgigen Landesteilen, im Staate Santander oder in Antióquia, weifs man den Vorzug des Maultieres zu schätzen und würdigt nur besonders schöne und feurige Rosse, die dem Luxus des Spazierenreitens dienen. Selbst in heifsen Tiefebenen, wie in den Llanos, hat das Maultier das Pferd zum grofsen Teile verdrängt, weil es unter der Hitze und den damit verbundenen tierischen Plagen weniger leidet. Und überall, selbst auf den Hochebenen, besitzt es als Packtier gröfseren Wert.

Die meisten Columbianer führen auf Reisen ihr ganzes Gepäck in den Satteltaschen mit sich. Freilich besteht dasselbe meist nur aus einer Flasche Cognac, einer Zahnbürste und einem Kamme, während Seife für ein unnützes Möbel gilt. Mufs man auf dem kalten Páramo übernachten, so schnallt man eine dicke Decke, in den heifsen Llanos dagegen eine Hängematte hinter dem Sattel auf. Nur die vermögendsten Leute stellen an Speise und Bett höhere Ansprüche, ja eine gewisse Klasse reicher Jünglinge, welche den Komfort europäischen oder nordamerikanischen Reiselebens kennen gelernt haben und in dem Komfort das höchste Lebensglück erblicken, statten sich, wenn sie in ihrem Vaterlande überhaupt notgedrungen eine Reise unternehmen, mit allen möglichen Bequemlichkeiten aus und vergeuden unsinnige Summen zur Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse. Der Europäer wird sich zwar von derartigen Übertreibungen fernhalten, aber er stellt doch, von den italienischen Krämern abgesehen, an Reinlichkeit und Komfort höhere Ansprüche als die Mehrzahl der Columbianer und wird daher nicht wohl ohne ein Packtier auskommen können. Er braucht etwas Proviant, um unter Umständen die dürftigen Mahlzeiten zu ergänzen, Wäsche zum Wechseln, Handtücher und Bettzeug, vielleicht ein Feldbett und, wenn er wissenschaftliche Zwecke verfolgt, Schreibmaterialien, einige Bücher und Instrumente, er mufs schliefslich — last not least — beträchtliche Mengen Geld in Silber mit sich führen, da das Gold fast ganz aus dem Lande verschwunden ist und die Banknoten nur eine sehr beschränkte

Geltung haben. Statt gewöhnlicher europäischer Koffer thut man gut, sich der in einigen Landesteilen üblichen Petacas, welche aus zwei Deckeln von ungegerbter, auf leichten Stäben befestigter Ochsenhaut bestehen und daher beliebig kleiner oder geräumiger gemacht werden können, wasserdicht sind und sich sehr bequem aufladen lassen, oder auch weiter, gleichfalls aus Ochsenhaut oder auch aus gegerbtem Leder verfertigter, Säcke zu bedienen, welche auf einen gewöhnlichen Sattel aufgeschnallt werden und auch beim Traben nicht in Unordnung kommen.

Hat sich der Reisende überzeugt, dafs er Reit- und Packtier nötig hat, so entsteht die zweite Frage, ob er besser thut, dieselben zu kaufen oder zu mieten. Die Preise der Tiere ändern sich sowohl mit der Zeit wie mit der Gegend. Ein gutes Packmaultier kostet zwischen 60 und 120 Pesos[1]) (200 bis 400 M.), ein gesundes und kräftiges Reittier 80 bis 100 Pesos (250—320 M.), aber ein feines, starkes und lebhaftes Tier mit guter Gangart 200 Pesos (640 M.) oder mehr. Die Pferde sind im allgemeinen etwas billiger, besonders wenn sie keinen Paso besitzen; ein Pferd mit Paso bekommt man etwa von 80 Pesos an, Luxuspferde erzielen Preise von 200, 300, ja selbst 1000 Pesos.

Die meisten Columbianer der höheren und mittleren Stände haben ihre eigenen Tiere; giebt es doch verhältnismäfsig nur wenige, die nicht zugleich Landwirte sind, sondern ihr ganzes Leben in den Kontors und Bureaus der Städte verbringen! Und wird doch selbst der kleinste Ausflug nur beritten gemacht! In den meisten Ortschaften, besonders auf dem Wege von Honda nach Bogotá, kann man allerdings auch Tiere mieten, aber meist schwache, schlecht genährte Tiere, welche das Reisen zu einer Qual machen. Alle paar Tage hat man von neuem die Unannehmlichkeit langwieriger Unterhandlungen, mufs, um Aufenthalt zu vermeiden, auf übertriebene Forderungen eingehen und verliert schliefslich doch die kostbarste Zeit, weil die gemieteten Tiere nicht, wie

[1]) Im Pferde- und Maultierhandel rechnet man noch allgemein nach Pesos sencillos zu acht Realen, also 3 M. 20 Pf.

versprochen, bei Sonnenaufgang, sondern erst um Mittag eintreffen. Und dabei erhält man jede Woche einen anderen Begleiter, dessen Dienst aus ist, sobald man ihn mit seinen Wünschen und Bedürfnissen bekannt gemacht hat, dessen Schmutz und Trägheit unendlich und dessen Intelligenz gleich Null ist. Die ewigen Klagen vieler Reisender entspringen daraus, dafs sie sich nicht durch den Ankauf eigener Tiere aus dieser Abhängigkeit befreit haben. Man reist mit eigenen Tieren und einem selbst ausgesuchten Diener nicht nur angenehmer, sondern bei längeren Reisen auch billiger, weil man am Schlusse der Reise die Tiere ja doch wieder, wenn auch mit Verlust, verkaufen kann.

Ich habe mir nach und nach drei Maultiere und ein Pferd angeschafft, die mich zusammen 350 Pesos kosteten und die ich für etwas weniger als zwei Drittel des Einkaufspreises wieder verkaufen konnte. Zwar habe ich mich fast immer mit einem Packtiere begnügt, dem auch die Sammlungen aufgeladen wurden, bis sich eine Möglichkeit bot, dieselben nach einem späteren Rastpunkte vorauszuschicken oder direkt nach der Heimat abzusenden; lieber legte ich mir in dem Umfange der Sammlungen einige Schranken auf, um dafür länger reisen zu können. Aber auch wenn man nur ein Tier belädt und eines selbst besteigt, mufs man doch auf einer gröfseren Reise wenigstens ein lediges Tier mit sich führen, um die Tiere nicht zu sehr anzustrengen und bei einer Verletzung oder einem Unfalle sofort einen Ersatz zur Hand zu haben. Das Pferd habe ich mir gekauft, weil mein Sattelmaultier in der Ebene eine sehr harte Gangart hatte, aber ich habe viel Not mit demselben gehabt und würde mir bei einer neuen Reise statt eines mittelmäfsigen Maultieres und eines Pferdes wahrscheinlich lieber ein besseres Reitmaultier anschaffen.

Die Sicherheit des Reisenden ist im columbianischen Gebirgslande höchstens in Revolutionszeiten gefährdet, denn das Strafsenräuberwesen, wie es im Mutterlande Spanien und in Mexico blüht, hat in Columbien keinen Boden gefafst; nur im Staate Cauca sollen auch im Frieden bisweilen räuberische Überfälle vorkommen. Ich bedurfte daher keiner gröfseren

Begleitmannschaft, sondern hatte an einem Burschen genug, der zugleich den Arriero (d. h. Maultiertreiber) und meinen Diener spielte. Es ist, namentlich in Bogotá, nicht leicht, einen geeigneten Burschen zu finden, der die Anstrengungen der Reise erträgt, mit Tieren umzugehen versteht, dabei ehrlich, nicht allzu schmutzig, willig und freundlich ist; für die letzte Reise hatte ich in der That das Glück, in Adolfo Duarte einen solchen Diener zu finden, dem ich in jeder Hinsicht volles Lob spenden konnte.

Der Tag der Abreise ist festgesetzt. Die Maultiere, die ich auf einen Potrero der Umgegend geschickt hatte, damit sie sich von den Anstrengungen der letzten Reise erholen könnten, sind hereingeholt und haben die letzte Nacht im Stalle verbracht, wo ich das Pferd immer zu meiner Verfügung hielt. Die Petacas sind gepackt und sorgfältig gegen einander abgewogen worden und können nun aufgeladen werden. Dem Packtier wird zuerst eine Decke oder Strohmatte, der sogenannte Sudadero, aufgelegt, darauf kommt der Packsattel (Enjalma), eine Art Sackzeug, welches mit Stroh gut ausgefüllt ist, und auf diese die beiden Petacas zu liegen, die einander das Gleichgewicht halten und durch Stricke um den Leib des Tieres festgehalten werden. Auch das Reittier ist gesattelt und aufgezäumt. Die columbianischen Reisesättel sind in der Mitte tief eingesenkt und mit einem Lederüberzug versehen, um dem Körper auf den schlechten Wegen einen festeren Halt zu gewähren, und haben meist einen grofsen Sattelknopf, an dem der Lasso zum Einfangen der Pferde oder Rinder befestigt werden kann. Aufser dem Schwanzriemen sind in einigen Gegenden auch Vorder- und Hintergeschirr vorhanden, um an steilen Stellen das Gleiten des Sattels oder Zerreifsen des Schwanzriemens zu verhindern. Für die Trense sind die columbianischen Tiere zu hartmäulig, man bedient sich auffallend grofser und schwerer Kandaren, mit welchen man auch weniger feine Tiere in sanfter Gangart zu halten vermag, welche aber beim Saufen abgenommen werden müssen. Unter dem Zaum liegt der Halfter aus gedrehter Ochsenhaut, dessen Ende am Sattel befestigt wird. Auch die Zügel sind aus gedrehter Haut,

mit einem Ansatz, welcher die Peitsche ersetzt. Die schuhförmigen, messingenen Steigbügel schützen den Fufs gegen Regen wie Sträucher und Steine am Wege, aber sind sehr schwer und heifs.

Ich war gerade in Überlegung begriffen, ob ich mir einen solchen columbianischen Reisesattel oder einen europäischen Sattel anschaffen sollte, als mir Herr Gastrell bei seiner Abreise einen englischen Sattel und Zaumzeug schenkte und damit meine Überlegung beendigte. Monate lang bin ich mit diesem Sattel auf den schlechtesten Wegen gereist, ohne einen erheblichen Nachteil zu spüren, obwohl man mich oft genug versichert hatte, dafs ein solcher Sattel in Columbien nicht zu gebrauchen sei. Eine praktische Ergänzung der Steigbügel würden eine Art Gummischuhe sein, die zum Schutze gegen den Regen in den Steigbügel eingesetzt werden.

Auch ich selbst hatte mich dem columbianischen Reisekostüm nur zum Teil anbequemt. Die hohen Jipijapastrohhüte, welche mit Leinwand- und Gummiüberzug versehen werden können, sind sehr praktisch, denn sie schützen sowohl gegen die Sonne wie gegen Regen und Kälte vortrefflich, besser noch als die indischen Helmets, aber die Ruana hindert die freie Bewegung der Arme, die Zamarros das Gehen, sie sind also beide für den wissenschaftlichen Reisenden nicht zu gebrauchen; statt der Zamarros hatte ich mir für schlechtes Wetter und schmutzige Wege eng anliegende Gamaschen aus demselben Stoffe anfertigen lassen und bin mit denselben sehr zufrieden gewesen.

Endlich ist meine kleine Karawane marschfertig, und aus den Häuserreihen von Bogotá geht es in die Landschaft hinaus. Die ersten Stunden führen gewöhnlich über die Hochebene, auf welcher wir wohl einen Wagen benutzen könnten, wenn wir dadurch nicht in unseren Beobachtungen gehindert würden, wenn das nicht die Kosten unnötig vermehrte, und wenn nicht das Fahren auf diesen Strafsen mit ihren tiefen Schlammlöchern oft eine gröfsere Qual als das Reiten wäre. Bald hat auch die Möglichkeit des Fahrens ein Ende; für Wochen und Monate bekommen wir nur noch Saumwege und Fufspfade zu

sehen. Was sind das oft für Wege! Der Weg von Honda zur Hochebene von Bogotá ist zwar nicht der beste des Landes, aber die naiven Fremden, welche meinen, daſs schlechtere Wege überhaupt nicht möglich seien, würden sich bei längerem Reisen in Columbien bald eine andere Ansicht über diesen Punkt bilden. Das ist ein ewiges Auf und ab, auch an Stellen, wo das leicht hätte vermieden werden können. Oft steigt der Weg über den höchsten Gipfel, wie um den Reisenden die weite Aussicht genieſsen zu lassen, während unmittelbar daneben die Paſshöhe mehrere hundert Meter unter uns liegen bleibt. Die Wege, welche einem Thale folgen, steigen zu jeder Schlucht hinab und zu jedem vortretenden Bergrücken wieder hinauf, statt beide durch Ausbuchtungen zu umgehen. Böschungswinkel von 25 bis 30° sind durchaus nicht ungewöhnlich. Vielfach steigen die Wege so steil an, daſs die Maultiere in Zickzacklinien von einer Seite zur anderen gehen müssen, um den Anstieg zu bewältigen. Wenn ein solcher Weg aus Thonboden besteht und nach Regen schlüpfrig geworden ist, kann die Höhe nur erreicht werden, indem der Reiter absteigt und den Anstrengungen des Tieres zu Hülfe kommt; bergab stemmt das kluge Maultier die Vorderbeine ein und läſst sich, ähnlich wie der Alpensteiger auf einem Schneefelde, hinabgleiten. Nach stärkerem Regen wird der Boden schlammig und oft so schlammig, daſs das Tier bis über die Kniee einsinkt; und in diesem Zustande bleiben die Wege in waldigem Terrain das ganze Jahr über. Die Ochsen setzen ihre Füſse immer wieder auf denselben Fleck, so daſs allmählich Schlammlöcher entstehen, zwischen welchen schmale Leisten stehen bleiben. Das Pferd versucht, den Fuſs auf diese Leisten zu setzen und rutscht unfehlbar aus, das Maultier kennt die Sache besser und tritt in die Löcher, aber wenn dieselben tief sind, strauchelt es gleichfalls; es soll vorkommen, daſs kleine Tiere nur noch mit dem Bauche auf der Leiste ruhen, mit den Beinen aber den Halt verloren haben. Man hat sich auf schlammigem Boden mitunter durch Pflastern der Wege oder durch Belegen derselben mit Holzpfählen zu helfen gesucht, aber da diese Arbeiten liederlich ausgeführt und nie ausgebessert werden, ist

der Zustand des Weges bald schlechter als zuvor. Mitunter hat man Felsstufen von mehr als einem halben Meter Höhe stehen lassen, von welchen das Tier hinabspringen oder auf welche es hinaufspringen mufs, so dafs sein Rücken mit der Horizontalebene oft einen Winkel von 45° bildet und der Reiter die Schenkel fest schliefsen oder sich gar an der Mähne anklammern mufs, um den Halt nicht zu verlieren. Auf dem Wege von Vélez zum Carare wechseln solche Felsstufen und ebenso tiefer Schlamm mit einander ab. An vielen Stellen hat man enge Wasserrisse benutzt, um den Weg hindurchzuführen. Der Reiter thut gut, an solchen Stellen auf seine Beine Acht zu geben, damit sie ihm nicht an der Wand geschrammt werden, besonders, wenn er da einer Karawane von Packtieren begegnet, die nur auf ihre Füfse achten, unbekümmert, wo ihre Ladung anstöfst.

Nur auf den besuchtesten Wegen sind sämtliche Bäche und Flüsse überbrückt. Über die Flüsse der Hochebene von Bogotá mit ihren weithin versumpften Ufern haben schon die spanischen Vicekönige einige grofse steinerne Brücken erbaut, in neuerer Zeit sind über verschiedene der gröfseren Flüsse, bei Jirardot sogar über den Magdalenenstrom selbst, gute eiserne Brücken angelegt worden, bei kleineren Flüssen findet man häufig überdachte Holzbrücken oder Brücken, welche aus den Stämmen der amerikanischen Bambusen, nicht mit Nägeln und Klammern, sondern mit Bejucos, d. h. Schlinggewächsen, zusammengefügt sind und beim Betreten so stark schwanken, dafs sie das Maultier nur mit Zittern und unter dem Drucke der Sporen oder am Halfter geführt betritt. Sehr oft sind diese Brücken aber überhaupt nur für Fufsgänger gangbar. Auch die Seilbrücken, welche in manchen Gegenden noch heute, ähnlich wie in indianischer Zeit, bestehen, können nur für Personen und Waren, nicht für Tiere benutzt werden. Ein starkes Seil, neuerdings häufig ein Drahtseil, zieht in einiger Höhe von einem Ufer zum anderen, beiderseits an Baumstämmen befestigt; an demselben wird ein Korb hin- und hergezogen, in welchem sich die Person und die Gegenstände befinden; die armen Indianer müssen sich wohl auch ohne dies Hülfsmittel hinüberarbeiten, sich mit

Händen und Beinen am Seile anklammernd. Bei gröfseren Flüssen, welche nur wenige gröfsere Steine mit sich führen, wie dem Magdalena und Cauca, bewerkstelligt man den Übergang in Kähnen und läfst die abgesattelten Tiere nebenher schwimmen, sie an den Halftern haltend; man sagt, dafs dieselben dadurch ebenso angestrengt werden wie durch einen ganzen Tagemarsch. Es kommt vor, dafs zwar der Mensch auf Seilbrücke oder im Kahne den angeschwollenen Flufs passieren kann, seine Tiere aber am anderen Ufer zurücklassen mufs, dafs also der ganze Warenverkehr und ein grofser Teil des Personenverkehrs doch unterbrochen ist. Aber häufig fehlt jedes Hülfsmittel. Dann sieht man Männer und Frauen zu Fufs mit hochgeschürzten Kleidern durch den Bach waten oder sich, um nicht nafs zu werden, hinter einem Reiter aufsetzen. Auch zu Pferde kann die Passage höchst unangenehm werden. Denn auch unansehnliche Bäche, welche gewöhnlich kaum einen Tropfen Wasser führen, brausen nach einem Regen als hochangeschwollene Giefsbäche dahin; über Nacht, binnen weniger Stunden, kann ein Bach unpassierbar werden. Und die gröfseren Gebirgswässer sind auch bei niedrigem Wasserstande überaus reifsend und dabei voll von grofsen Felsblöcken und kleineren Rollsteinen. Die Füfse so weit wie möglich heraufgezogen, sich nur noch mit den Oberschenkeln auf dem Tiere haltend, gilt es, dasselbe stromaufwärts zu lenken, aber ihm sonst freien Spielraum zu lassen und doch fortwährend bereit zu sein, ihm Halt an den Zügeln zu gewähren. Es ist ein harter Kampf des Tieres gegen den wild einherschiefsenden Strom. Jeden Augenblick tritt es auf einen Stein am Flufsboden und stolpert. Wehe dem Reiter, wenn das Tier das Gleichgewicht verliert, wehe ihm, wenn er selbst schwindelig wird und den Gang desselben stört! Nicht selten sind die Fälle, dafs der Flufs Rofs und Reiter hinwegschwemmte und man erst weit unterhalb ihre Leichen wieder auffand. Es ist durchaus nötig, sich bei Ortskundigen zu vergewissern, ob der Flufs noch passierbar ist, und wenn nicht, von dem tollkühnen Vorhaben abzustehen. Es giebt in den Llanos Orte, welche auf diese Weise über die Hälfte des Jahres von jedem Ver-

kehre abgeschnitten sind. Für Kähne sind diese Flüsse zu reifsend, für gewöhnliche Holzbrücken zu grofs, und noch Jahrhunderte werden vergehen, bis sie alle durch moderne Eisenkonstruktionen überbrückt sein werden.

Auf manchen Wegen kommen wir alle paar Minuten bei einem Haus oder einer Hütte vorbei, und in Abständen von drei bis vier Stunden folgen einander die Dörfer, deren wir mehrere an einem Tage passieren. Andere Male dagegen kann man stundenlang durch Wald oder über den kalten Páramo oder durch andere Einöden reiten, ohne eine Spur menschlicher Ansiedelung zu sehen. Oft begegnet man nur nach langen Pausen einem einsamen Reiter oder Wanderer, dann wieder ist der Weg voll von Passanten, ähnlich wie auf unseren Landstrafsen. Es hängt viel davon ab, an welchem Wochentage man einen Weg passiert, denn der gröfste Teil des Verkehrs ist an den Markttag der nächsten Ortschaft geknüpft. Am frühen Morgen des Markttages oder auch schon am vorhergehenden Tage verlassen die Landleute mit voll bepacktem Maultier oder Pferde und auch selbst schwer beladen ihre Hütten und ziehen dem Dorfe zu, um die Produkte ihres Feldes, um ihre Hühner und Schweine auf dem Markte zu verkaufen und dafür andere Gegenstände einzutauschen. Und am Nachmittage oder am folgenden Tage ergiefst sich der Strom aus dem Dorfe wieder in die Hütten zurück. Lachend und plaudernd, vielleicht auf dem Tiple und der Bandola spielend, ziehen die Leute ihres Weges, demütig stehen sie dem vornehmen Caballero Rede, welcher sie um eine Auskunft anhält, willig und höflich erweisen sie ihm jeden Dienst. Hin und wieder begegnet man gröfseren Trupps von Maultieren, die von einigen Arrieros mit beständigem Rufen und Schreien geleitet und angetrieben werden. Meist giebt sich der Inhalt der Ladung dem Beobachter rasch zu erkennen; Blöcke rohen Steinsalzes gucken aus Netzen hervor, Lederbeutel (Surones) beherbergen geprefsten Zuckerrohrsaft (Miel), in jenen Säcken befindet sich Kaffee oder Chinarinde, dort sind europäische Zeuge in Ballen zusammengeschnürt, und die Kisten enthalten die verschiedensten fremden Manufakturwaren. Hier wird eine

Maultierkarawane von einem ganzen Trupp Soldaten begleitet; es ist die Geldpost, die einmal monatlich auf jeder Strecke verkehrt. Da kommt ein Trupp Caballeros oder eine reisende Bogotaner Familie, welche sich auf die Hacienda oder in die Sommerfrische begiebt; voran der Señor, dann die Señora und Señoritas mit ganz verhülltem Gesicht, damit der Teint von dem Staub und den Sonnenstrahlen nicht leide, die Kinder in den Armen eines Peons, Köchin und andere Dienstboten, mehrere Packtiere, mit den Bedürfnissen der Nacht beladen. Dios mio, qué mal camino, qué calor sufocante, qué terrible posada! — o Gott, welch schlechter Weg, welche erstickende Hitze, welche schreckliche Herberge! — sind die Ausrufungen, die man zu hören bekommt, aber kein Wort der Freude und Bewunderung über die Schönheiten der Landschaft. Halb schlafend reiten sie dahin; wie unsere Bauern nennen sie den Weg schön, auf welchem sie schnell von der Stelle kommen.

Vor dem Verirren braucht man, solange man auf dem Hauptwege, dem Camino real oder Camino de distrito, bleibt, keine Angst zu haben, denn so wenig für die Wege gethan ist, so heben sie sich doch durch ihre Breite und die Menge der Spuren fast immer deutlich von den Seitenwegen ab, deren Ziel abseits gelegene Hütten sind. Gerade die Üppigkeit und Unwegsamkeit der tropischen Vegetation läfst die häufig begangenen Wege um so schärfer hervortreten. Nur auf dem Páramo und in den Grassteppen ist Gefahr vorhanden, dafs man die Spuren des Weges verliert. Obgleich die Karte von Codazzi, die ich immer bei mir führte, im Mafsstab von 1:810000 gezeichnet ist, also nur die allgemeinsten Direktiven giebt, und mein Diener den Weg meistens ebensowenig kannte wie ich, habe ich mich doch höchst selten und beinahe nur dann verirrt, wenn ich ausnahmsweise einen Führer genommen hatte, der sich als ortskundig ausgab. Natürlich zieht man in den Häusern und bei den Passanten von Zeit zu Zeit Erkundigungen über den Weg ein. Mehr als die Richtung desselben und das Vorhandensein von Häusern und Tiendas darf man allerdings nicht erfragen wollen; über das, was am Wege zu sehen ist, erhält man auch von Caballeros, die den Weg wöchentlich

wenigstens zweimal zurücklegen, keine Auskunft, oder, was schlimmer ist, man erhält falsche Auskunft, weil der gebildete Columbianer nie seine Unwissenheit in irgend einem Punkte eingesteht. In manchen Gegenden werden auch die schlechtesten Wege für gut erklärt, in anderen durchaus erträgliche Wege als das Nonplusultra der Unpassierbarkeit geschildert. Am unzuverlässigsten sind aber die Angaben der Reisedauer, welche sich auch aus der Karte nicht entnehmen lassen, weil dieselbe Strecke von einem Kilometer in der Ebene vielleicht in sechs Minuten, auf guten Gebirgswegen in $^1/_4$ Stunde, auf schlechten Wegen in $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden zurückgelegt wird. Die meisten Leute, namentlich diejenigen, welche Anspruch auf Bildung erheben, geben die Entfernungen in Leguas und Cuadras an, welche an sich rein geometrische Maſse, aber im Gebirge ein unklares Mittelding zwischen Entfernungs- und Zeitangabe geworden sind [1]. Auch auf die reinen Zeitangaben ist wenig Verlaſs, weil die meisten Leute keine Uhren haben und doch auffallend wenig geübt sind, die Zeit nach dem Sonnenstande zu schätzen. Der Reisende muſs meist mehr Zeit rechnen, als ihm besonders von sogenannten Caballeros angegeben worden ist, weil diese gern mit der Schnelligkeit des Reisens prahlen und mit frischen Pferden nur bis zum nächsten Orte allerdings schneller reisen können als der Reisende, der Wochen lang unterwegs ist und wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen hat. Die Zahl der Stunden wird von den meisten nur ganz in's Blaue hinein angegeben; gewöhnlich erhält man nur eine ganz unbestimmte Auskunft wie: Wenn Sie in A früh am Morgen aufbrechen, können Sie in B frühstücken. Fragt man auf dem Wege einen armen Indianer nach der Entfernung des nächsten Ortes und erhält die Antwort: Pues todavía es léjos (Hum, es ist noch weit), so muſs man noch auf wenigstens zwei bis drei Stunden Reitens gefaſst sein; aber auch wenn es

[1]) Das alte granadinische Maſssystem war folgendes:

1 Legua	= $62^1/_2$ Cuadras	=	5000 m
1 Cuadra	= 100 Varas	=	80 m
1 Vara		=	0,8 m.

heifst: Ya es cerca (es ist nah) oder cerquita, oder wenn er, mit doppelter Diminutivform und in singendem, gedehntem Tone antwortet: es cerquitica oder es aquínomasito (wörtlich: es ist hier nicht weiterchen), und man bei jeder Ecke hofft, die ersehnte Herberge zu erblicken, kann es doch noch eine halbe Stunde oder länger dauern, ehe man dieselbe endlich erreicht, aber inzwischen wirkt jene Antwort wie eine Fata Morgana und läfst die Glut der Sonne, läfst Hunger und Durst doppelt empfinden.

Eigentliche Hotels giebt es nur in den gröfseren Städten und an den Hauptwegen, aber freilich darf man sie sich nicht im Stile unserer europäischen Hotelriesen vorstellen oder glauben, dafs sie auch nur dieselben Bequemlichkeiten böten wie ein deutscher Gasthof dritten Ranges. Nur sehr selten erhält der Reisende ein eigenes kleines Zimmer, in den meisten Hotels giebt es nur ein oder zwei Logierräume, in denen je vier Betten und als einziges anderes Möbel ein oder zwei Stühle stehen. Wenn überhaupt ein Waschtisch vorhanden ist, steht er, nebst Kamm und Zahnbürste, im Vorsaale zu allgemeiner Benutzung. Der Schmutz, der, besonders im Hochlande, in den Höfen und an gewissen anderen Lokalitäten dieser Hotels herrscht, spottet jeder Beschreibung.

In den meisten Ortschaften giebt es überhaupt kein eigentliches Wirtshaus, aber eine oder mehrere Familien sind bereit, den wenigen passierenden Caballeros gegen ein mäfsiges Entgelt Unterkunft und Kost zu gewähren. Oft gelingt es dem Reisenden nicht, das nächste Dorf zu erreichen, sondern er mufs an der Landstrafse in einer der Tiendas zur Nacht bleiben, welche den Maultiertreibern als Herberge dienen. An belebten Wegen haben viele Häuser diese Tiendas, in denen den durstigen Passanten die beliebten Nationalgetränke Guarapo oder Chicha und Branntwein verschenkt, Brot, Talglichter, Streichhölzchen, Alpargatas (Strohsandalen), Seife und dergleichen verkauft werden, unter Umständen auch eine Suppe gereicht wird. Ist ein solches Haus etwas geräumiger und hat es einen guten Potrero (Weideplatz), so wird es gleichzeitig zur Posada oder Herberge, in der den Gästen als Lager freilich oft

nur eine Strohmatte (Estera) oder Ochsenhaut auf dem Boden ausgebreitet wird.

Nur selten passiert es dem Reisenden, dafs er, wie es von den Hausknechten unserer deutschen Wirtshäuser oft geschieht, in aufdringlicher Weise zum Eintritt in eine Herberge genötigt wird. Der Besitzer des Hauses sagt ihm offen, dafs er eine halbe Stunde weiter bessere Unterkunft finden werde. Die Aufnahme eines vermögenden Reisenden ist, mit Ausnahme der besuchtesten Wege, weniger ein Geschäft, von dem man sich Vorteil verspricht — selten ist die Rechnung übertrieben hoch —, als eine Gefälligkeit, welche man demselben erweist. Selbst in einem Hotel mufs man darum als um eine Gunst bitten.

Auf einsamen Wegen kommt man mitunter in die Lage, in einer Hacienda oder auch in der Hütte eines armen Indianers um Aufnahme für die Nacht anzusprechen. Wo ich derart durch die Not gezwungen oder auf Grund von Empfehlungsbriefen die Gastfreundschaft reicher und gebildeter Columbianer direkt in Anspruch nahm, ist sie mir freundlich gewährt worden, aber man findet in Columbien doch nicht dieselbe ausgedehnte Gastfreiheit, von welcher Reisende aus anderen Teilen von Südamerika erzählen. Mit Worten erweist dir der Columbianer unaufgefordert und ohne Veranlassung jeden denkbaren Liebesdienst, stellt dir hundertmal sein Haus, sein Pferd, seine Familie zur Verfügung, aber der Fremde mufs sich hüten, solche Anerbietungen auf Treue und Glauben hinzunehmen. In Wahrheit viel gastfreundlicher und treuherziger sind die unteren Volksklassen, in welchen das indianische Blut überwiegt. Unzählige Male habe ich in ihren Hütten übernachtet. Natürlich erstattet man der Wirtin ihre Auslagen zurück und vergilt ihr ihre Mühe, aber höchst selten ist mir eine unbescheidene Forderung entgegengetreten. Manche Reisende behaupten zwar, dafs man oft nur durch Drohungen die Gewährung von Obdach und Speise erlange, aber das ist zum Teil ihre eigene Schuld; wer von vornherein in barschem Tone Quartier und Kost fordert, der wird leicht zurückgewiesen werden. Vielfach lehnt der arme Indianer zunächst aus Scheu die Bitte ab; seine

Hütte ist zu dürftig, um dem Fremden, der ihm wie ein Halbgott erscheint, als Obdach zu dienen, er kann demselben keine entsprechende Kost vorsetzen. Sagt man ihm aber, daſs man gern mit allem vorlieb nehme oder, daſs man Decken und Vorräte mit sich führe, um Lager und Mahlzeit zu ergänzen, so wird man bald den diensteifrigsten, liebenswürdigsten Wirt in ihm finden. Und wenn man bei der Abreise nach seiner Schuld fragt, nennt die Hausfrau eine mäſsige Summe oder fordert den Fremden verlegen auf, diese selbst zu bestimmen, und bittet ihn um Verzeihung für die schlechte Bewirtung. Nur in einigen abgeschlossenen, von Fremden selten durchzogenen Gebirgsgegenden findet auch freundliche Bitte kein Gehör. Mitunter habe ich wohl aus diesem Grunde die Reise bis tief in die Dunkelheit fortsetzen müssen, aber nie muſste ich deshalb im Freien übernachten, schlieſslich fand sich doch immer ein freundliches Herz, das sich meiner erbarmte. Nur wo es keine Ansiedelungen giebt, im Urwalde oder der Steppe und auf einigen der Wege über die Centralkordillere, wo ein breiter, in einem Tage nicht zu überschreitender Kamm die menschlichen Ansiedelungen trennt, muſs der Reisende die Nacht in einer Höhle oder unter freiem Himmel verbringen.

Die erste Sorge des Reisenden, nachdem er das Nachtquartier erreicht hat, darf nicht die eigene Ruhe und Behaglichkeit, sondern muſs das Wohl der Tiere sein. Oft muſs sich der Reisende mit einem schlechten Nachtquartier begnügen, damit die Tiere in der Nacht sich satt fressen können und am nächsten Tage wieder frisch sind. Nur in wenigen Gegenden ist es Sitte, sie während der Nacht im Stalle zu lassen und ihnen dort Futter vorzuwerfen, meist schickt man sie auf einen eingezäunten Weideplatz (Potrero), wo sie sich nach Herzenslust umherwälzen können und besser von den Strapazen des Weges ausruhen. Hat der Potrero genug Gras? ist er auch nicht zu weit entfernt? und ist er sicher, so daſs die Tiere nicht weglaufen können? kann man Futter für dieselben erhalten? Das sind die Fragen, welche den Reisenden während der ersten Viertelstunde oder länger beschäftigen. Denn, wem an dem guten Zustande seiner Tiere gelegen ist, giebt ihnen, ehe er

sie zur Weide schickt, Gerste und Luzerne oder Zuckerrohr und Guineagras, je nach dem Klima des Ortes, oder Maiskörner und Kleie zu fressen. Und während sie fressen, sieht man nach, ob sich etwa in den Ohren Garrapatas (Zecken) festgesetzt, oder ob der Sattel oder das Gepäck das Tier irgendwo gedrückt oder wundgerieben haben.

Auch der eigene Magen sehnt sich nach Speise; die Sonne ist bereits untergegangen, und wir haben das Almuerzo vor Mittag genossen. Aber wir müssen uns schon noch eine oder zwei Stunden gedulden, denn die columbianische Speisestunde ist bereits vorüber, die Mahlzeit mufs neu für uns bereitet werden, und nur selten ist der Herd grofs genug, um mehrere Gerichte auf einmal aufzusetzen. Gegen die Auswahl der Speisen läfst sich in den besseren Herbergen gar kein Einwand erheben; es giebt Suppe, eine Eierspeise, Fleisch mit Kartoffeln, Reis, Bananen, Yuca (Maniokwurzel) und Arracacha und zum Schlufs eine Tasse Kaffee oder Schokolade. Wenn nur die Bereitung etwas besser wäre; das Fleisch ist meistens so hart, dafs es kaum zu geniefsen ist, und alle Speisen sind in widerlichem Schweinefett gekocht oder gebraten; es war immer ein Festtag, wenn die Wirtin sich entschlossen hatte, ein Huhn zu opfern. In kleineren Ortschaften und in einzelnen Tiendas an der Landstrafse mufs man natürlich seine Ansprüche noch tiefer hinabschrauben; eine Mazamorra (Suppe aus Maismehl und Kartoffeln) oder einige Kartoffeln würden die ganze Mahlzeit bilden, wenn der Reisende nicht vorsorglich einige Fleischkonserven und einige Tafeln Schokolade mit sich führte. Besonders in den tieferen Regionen giebt es genug der köstlichsten Früchte, aber die Columbianer essen dieselben wenig, und es macht daher immer Umstände, sie zu erhalten, wenn man sie nicht einfach beim Vorbeireiten vom Baume abgepflückt hat. Am angenehmsten sind die Orangen, welche besonders in mittlerer Meereshöhe wachsen, während die Mangos, Bananen und Ananas das Fieber zu begünstigen scheinen und die schlechten Äpfel und Pfirsiche kaum zum Genusse locken. Der Wein ist in Columbien ein kostspieliges Vergnügen und enthält meist wohl alles Andere eher als wirk-

lichen Rebensaft; deutsches Bier trifft man nur an wenigen Orten und mufs eine kleine Flasche davon mit 5 Realen (2 Mark) bezahlen; an einzelnen Orten kühlen Klimas kann man das stark kohlensäurehaltige, dünne, in etwas an das Grätzer Bier erinnernde einheimische Bier trinken, aber die gewöhnlichen columbianischen Getränke sind Guarapo und Chicha, ersterer nur aus verdünntem und gegorenem Zuckerrohrsaft bestehend und besonders in der tierra caliente und templada verbreitet, letztere unter Zusatz von gestofsenem Maismehl bereitet (vergl. S. 87) und im Hochland beliebter. Diese Getränke ersetzen dem columbianischen Arriero oft jede andere Speise und finden um so mehr seinen Beifall, je essigartiger und berauschender sie durch langes Gären geworden sind. Auch der fremde Reisende, dem der häfsliche Geruch und die unappetitliche Bereitung anfangs Widerwillen einflöfsen, mufs sich bei dem Mangel guten Wassers bald entschliefsen, diesen Widerwillen zu überwinden, und wird namentlich schwach gegorenen Guarapo als ein durststillendes Getränk schätzen lernen.

Der Geschäftsreisende und der Tourist können während der Bereitung der Mahlzeit mit den Bewohnern des Hauses plaudern und scherzen oder durch die Strafsen des Ortes bummeln, der wissenschaftliche Reisende mufs die Beobachtungen, die er während des Tages stehend oder im Sattel nur ganz kurz und flüchtig in sein Notizbuch hat eintragen können, so ausarbeiten, dafs er, und zur Not auch ein anderer, sie später mit Leichtigkeit verwerten kann; er mufs die Karte mit Transporteur und Zirkel sorgfältig zeichnen, die allgemeinen Eindrücke im Tagebuch niederlegen, die gesammelten Steine besser etikettieren u. s. f. Es kostet oft viel Überwindung, sich am Abend noch zu solcher Arbeit hinzusetzen, aber man mufs diese Überwindung üben, wenn man nicht die Resultate der Reise überhaupt gefährden will. Papier, Tinte u. s. w. mufs man selbstverständlich mit sich führen, aber auch gute Kerzen darf man nicht vergessen, denn bei den schlechten Talglichtern, die man überall als einziges Beleuchtungsmittel findet, würde man sich rasch die Augen verderben. Meine klaren, vorzüglich brennenden Paraffinkerzen und die bequemen, zusammenschraubbaren

Leuchter aus Messing haben oft die Bewunderung und das Staunen der Leute erregt, die sich bei meinen Arbeiten gaffend um mich herumzustellen pflegten.

Ist die Arbeit vollendet und die Abendmahlzeit mit mehr oder weniger Behagen genossen, so setzt man sich wohl noch eine Weile vor das Haus, um die schöne Abendluft zu genieſsen, mit den Leuten zu plaudern oder von der Heimat zu träumen. Es ist die schönste Zeit des Tages, aber sie ist rasch verflossen, denn es wird spät und man muſs das Nachtlager aufsuchen, das die Wirtin oder der Diener inzwischen bereitet haben.

In der tierra caliente sind Catres oder auch Cujas gebräuchlich, wie wir sie auf dem Magdalenenstrom und auf der Reise von Honda nach Bogotá kennen lernten (vergl. S. 24 und S. 43); im kühlen Klima der höher gelegenen Gegenden schläft man dagegen in Holzbetten mit dünnen Matratzen und von Flöhen wimmelnden Decken. In den gewöhnlichen Tiendas aber darf man überhaupt nicht darauf rechnen, etwas Bettartiges zu finden, die Tiendera besitzt nur einige Ochsenhäute oder Strohmatten, welche als Lagerstätte für die Peone auf dem schmutzigen Erdboden ausgebreitet werden. Wenn der Reisende keine Lust hat, diese Lagerstätte zu teilen und sich wehrlos allem Ungeziefer preiszugeben, so muſs er eben eine Hängematte oder besser noch ein Feldbett mit sich führen, denn die Hängematte ist nur für das warme Land geeignet; in gröſserer Meereshöhe ist es dafür zu kalt, ist daher meist auch gar keine Vorrichtung zum Aufhängen derselben vorhanden. Das Zusammenschlafen mit sechs bis acht schmutzigen Indianern, die noch lange ihre Cigarre rauchen, in einem geschlossenen Raume, ist zwar gerade kein Vergnügen, aber bald findet der ermüdete Körper doch den Schlaf, den er zur Erholung von den Strapazen der Reise so nötig hat.

Um 6 Uhr geht, einen Tag wie den anderen, die Sonne wieder auf und läſst das Tagewerk von neuem beginnen. Schon eine Weile vorher hat sich mein Bursche erhoben und ist nach rasch vollendeter Toilette, da er für die Nacht nur

seinen Strohhut und die Ruana abgelegt hat, auf den Potrero hinausgegangen, um die Tiere zu holen. Je nach der Entfernung und Gröfse des Potreros dauert es eine halbe Stunde oder länger, bis er dieselben eingefangen und zur Stelle gebracht hat. Man denke sich den Schrecken, wenn es dann plötzlich heifst, sie seien nicht mehr im Potrero. Derselbe war trotz aller Beteuerungen doch nicht sicher, und die Tiere, vielleicht mit dem Futter unzufrieden oder auch sich nach der Heimat zurücksehnend, haben den Rückweg angetreten, vielleicht sind sie auch — doch kommt das selten vor — während der Nacht gestohlen worden. Nun gilt es, die Flüchtigen zu verfolgen, und es dauert oft viele Stunden, ja Tage, bis man dieselben wieder eingefangen hat. Wenngleich solche Ereignisse bei einem sorgsamen Arriero zu den Seltenheiten gehören, so sind sie doch nicht ganz zu vermeiden, denn an manchen Wegen trifft man überhaupt keine eingehegten Weideplätze an. Auf dem Páramo zwischen Onzaga und Belen hatte ich mir nicht anders helfen können, als dafs ich, wie ich es auch schon sonst gethan hatte, eines der Maultiere an langem Seile anband, damit es dabei doch immer noch grasen könnte, und darauf vertraute, dafs die anderen bei ihrem Kameraden bleiben würden. Am nächsten Morgen aber waren alle drei Tiere verschwunden. Eines wurde bald in geringer Entfernung gefunden, die Staude, an der es angebunden gewesen war und die es gewaltsam ausgerissen hatte, noch nachschleppend. Die beiden anderen hatten diesmal Selbständigkeitsgelüste gehabt; obgleich ich sofort mehrere Leute zum Suchen ausschickte und nach allen Richtungen telegraphierte, wurden sie doch erst nach vier Tagen auf dem höchsten Bergrücken vergnüglich einherspazierend gefunden.

Aber gewöhnlich sind die Tiere nach einer Weile richtig zur Stelle. Auch ich habe mich inzwischen erhoben, mich angekleidet und mit der Wirtin einen kleinen Krieg geführt.

Was doch die Fremden für sonderbare Wünsche und Bedürfnisse haben! Ich bitte um ein Waschbecken. Häufig dauert es eine ganze Weile, bis man überhaupt versteht, was ich meine, denn das columbianische Volk und auf Reisen auch

die gebildeten Columbianer pflegen auf die Ceremonie des Waschens keinen grofsen Wert zu legen. Ein besonderes Gefäfs für diesen Zweck ist nur selten vorhanden; man bringt mir eine Totuma, aus der für gewöhnlich Chicha getrunken wird, oder auch einen gewöhnlichen Suppenteller. Während ich mich so gut wie möglich wasche, steht das ganze Haus um mich herum und betrachtet sich das merkwürdige Schauspiel. Dann gilt es, immer und immer von neuem an die Bereitung des Frühstücks zu mahnen. Das landesübliche Frühstück (Desayuno) besteht aus einer Tasse Schokolade oder in Boyacá statt dessen aus dem Caldo oder Aguasal, welcher weiter nichts als heifses Wasser mit Fett, Salz und Zwiebeln ist. Der sonderbare Fremde verschmäht dieses vorzügliche Gericht, hat auch nicht mit einer Tasse Schokolade genug und will gar noch zwei weiche Eier dazu essen.

Doch um 7 oder 7½ Uhr ist das Frühstück endlich bereitet und rasch verzehrt, die Koffer sind gepackt und aufgeladen, das Reittier ist gesattelt, das Barometer und verschiedene Thermometer sind abgelesen, wir haben mit vielen Danksagungen von der Wirtin Abschied genommen und lange Wünsche für weiteres Wohlergehen auf den Weg erhalten. Und nun geht es wieder hinaus, und von neuem beginnt der gleiche Tageslauf, Tag für Tag, Woche für Woche.

Man kann sich denken, dafs die Columbianer mich und mein Thun mit der gröfsten Neugier betrachteten. Fremde Reisende sind in Columbien im ganzen doch eine seltene Erscheinung, mein Reisekostüm wich von dem landesüblichen ab, und nun ging ich gar oft zu Fufs hinter dem Maultier einher, hielt so komische Dinge wie einen prismatischen Kompafs und ein Goldschmidtsches Aneroid an das Auge, schrieb auf dem Wege und schlug mit dem Hammer das Gestein an. Die armen Indianer und die Caballeros waren in gleicher Weise neugierig, nur mit dem Unterschiede, dafs jene bescheiden schwiegen oder nur unter einander ihre Glossen austauschten, diese aber sich für berechtigt hielten, mich und meinen Diener beständig mit ihren Fragen über meine Herkunft und den Zweck meiner Reise zu belästigen. Eines Tages

wurde ich von zwei Herren einem besonders eindringlichen Verhöre unterworfen, ob ich Französisch und Englisch spräche und dergleichen mehr, so dafs ich ihnen ziemlich kurz angebundene Antworten gab. Im nächsten Nachtquartier erzählte mir ein junger Mann, dafs er einer der Frager gewesen sei; sie hätten gehört, wie einige Frauen hinter mir herriefen: „á ver el loco!" (seht den Verrückten!) und hätten sich überzeugen wollen, ob ich wirklich verrückt wäre. Gut, dafs die Prüfung wenigstens mit meiner Verständigerklärung geendigt hat!

Gewöhnlich wurde ich, auch in ganz abgelegenen Gegenden, für einen Bergmann, der Minen suche, oder für einen Ingenieur gehalten, der Vorarbeiten für eine Eisenbahn mache; denn Minen und Eisenbahnen spuken in allen columbianischen Köpfen. Es ist den Columbianern, und zwar nicht nur den untersten Klassen, vollkommen unverständlich, dafs man ihr Land ohne unmittelbare praktische Zwecke besuchen könne. Wenn ich auseinander gesetzt hatte, dafs ich wissenschaftlicher Studien halber reiste, wurde ich entweder wegen dieser Thorheit belächelt oder erhielt das infame „Quien sabe?" (Wer weifs?) zur Antwort, d. h. man glaubte doch, dafs ich irgend einen geheimen Zweck verfolgte. In Antióquia wird jeder Fremde zunächst für einen Engländer, in Santander für einen Deutschen, in Boyacá für einen Italiener gehalten, weil im erstgenannten Staate englische Bergleute, im zweiten deutsche Kaufleute überwiegen, in den dritten, ärmsten, aber nur italienische Krämer kommen. Aber da mein Gepäck für einen wandernden Krämer doch zu wenig umfangreich war, aus meinem Feldbette aber einige Stäbe hervorlugten, wurde ich von einem erfinderischen Kopfe für einen Seiltänzer (maromero) erklärt. Gerade solche Episoden beweisen, wie selten hierher Europäer kommen, die um der Wissenschaft oder des Vergnügens willen reisen. Diesen wenigen wird ein jahrelanges Andenken bewahrt.

Es waren Tage reich an Anstrengungen und Entbehrungen, aber auch reich an Belehrung und Genufs, welche ich in Columbien verlebt habe. Das Reisen in Columbien ist unleugbar ziemlich anstrengend, anstrengender als eine Fufsreise in

deutschen Gebirgen. Der südamerikanische Reisende hat den Vorteil des Reitens, aber das ewige Auf und ab und die überaus schlechte Beschaffenheit der Wege sowie die glühende Hitze gleichen diesen Vorteil reichlich aus. Und während den Wanderer bei uns am Abend, wenigstens in der Regel, ein freundliches Nachtquartier und eine gute Mahlzeit empfängt, mufs er dort in schmutziger Hütte schlafen, sich mit unschmackhafter, unverdaulicher Kost begnügen. Für einige Tage läfst sich das leicht ertragen, aber Wochen und Monate fortgesetzt mufs ein solches Leben ermüden und schwächen. Aber doch sind diese Strapazen nichts, verglichen mit den Mühseligkeiten afrikanischen und centralasiatischen Reisens. Giebt es doch selbst einzelne Damen, welche einige Wochen zum Vergnügen in Columbien reisen!

In Folge der Gebirgsnatur Columbiens und der innigen Durchdringung heifser Thäler und kühler Gebirgskämme ist jede Reise mit beständigem Klimawechsel verbunden. Es kommt oft vor, dafs man im Laufe eines Tages vom heifsen Lande zu einem Bergrücken aufsteigt, auf dem ein eisig kalter Wind das hundertteilige Thermometer auf 5° sinken läfst, und dafs man am Abende desselben Tages wieder in heifsem Klima übernachtet, oder dafs man den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze reitet und in der Nacht das Wasser gefrieren sieht. Die so rasche Aufeinanderfolge entgegengesetzter Temperatureinwirkungen mufs dem menschlichen Organismus schädlich sein, mufs ihm Fieber verursachen oder wenigstens seine Empfänglichkeit für Fieberkeime aufserordentlich steigern. Es ist bekannt, dafs alle tropischen Klimate reich an denselben sind, und dafs es nur des leisesten Anlasses bedarf, um das Fieber zum Ausbruche zu bringen. Columbien macht keine Ausnahme von dieser Regel; nur die höchsten Gebirgsregionen scheinen von klimatischen Fiebern, ebenso wie von der Schwindsucht frei zu sein. Nur wenige von denen, die längere Zeit im Lande reisen und sich nicht auf das Peinlichste schonen können, werden einem Fieberanfalle entgehen. Meistens sind es nur leichte Malariafieber, aber in den Urwäldern des mittleren Magdalena und seiner Nebenflüsse, im Chocó, in den Llanos treten auch

schwerere Fieber auf, denen nicht nur der Fremde und der Bewohner kühler Gebirgsregionen, sondern auch das Kind des heifsen Tieflandes selbst mitunter schon nach wenigen Stunden erliegen. Neben Fiebern fordern namentlich ruhrartige Krankheiten viele Opfer. Aber alles in allem genommen, scheint Columbien doch in klimatischer Beziehung für den Reisenden weniger gefährlich zu sein als das tropische Afrika, denn wenn auch seine Gebirgsnatur die Kontraste häuft und dadurch die Gesundheit des Reisenden angreift, so entrückt sie andererseits viele Quadratmeilen den Bedingungen der Fieber und gewährt zugleich dem durch die Fieber des Tieflandes geschwächten Körper eine Zufluchtsstätte, wo er sich wieder kräftigen kann. Die Mühen und Gefahren, durch welche der Körper in anderen Ländern, namentlich in Afrika, für Krankheitskeime besonders empfänglich gemacht wird, sind hier doch nur in geringerem Mafse vorhanden. Der Tod durch ein Raubtier oder den Bifs einer giftigen Schlange, der Sturz auf einem schlechten Wege, ein unglücklicher Flufsübergang sind nur Ausnahmefälle, welche das Leben kaum häufiger bedrohen als Eisenbahnunglück, Theaterbrände und dergleichen in der Heimat. Auch von der Bevölkerung droht dem Reisenden keine Gefahr. Obgleich ich stets einen Revolver bei mir führte, hatte ich doch nie nötig, zu schiefsen oder auch nur mit Schiefsen zu drohen. Man ärgert sich wohl manchmal über die Indolenz der Bevölkerung, welche dem Reisenden vielen Zeitverlust und manche unnötige Mühe verursacht, aber dieser Ärger bleibt mehr auf der Oberfläche; es ist, mit Onkel Bräsig zu reden, ein „lütten Hawjungensarger", den man wenigstens teilweise vermeiden kann, wenn man sich durch den Ankauf eigener Tiere und dergleichen möglich unabhängig von dem Beistande der Bevölkerung stellt. Solange ich aber keine gröfsere Anstrengung verlangte, sind mir die Columbianer, besonders das niedere Volk, gefällig und dienstwillig entgegengekommen, obgleich ihnen der Zweck meiner Reise zweifelhaft genug war, obgleich ich aus meinem Urteile über columbianische Zustände kein Hehl zu machen pflegte.

Mitunter gewinnen Anstrengungen und Entbehrungen, Krankheit und Ermattung wohl die Oberhand, so dafs man das

Reisen verwünscht und sich nach dem behaglichen Leben in der Heimat sehnt. Das Klima des tropischen Tieflandes, die grofse Wärme, welche auch die Nächte über andauert, beengt den nordischen Fremdling, hemmt den Flufs der Gedanken, die Kraft der Empfindungen. Aber gröfsere Erhebung über den Meeresspiegel ändert die Bedingungen, die Luft wird dünner, die Temperatur niedriger. Noch strahlt die Sonne in den Mittagsstunden brennend heifs, aber Morgen und Abend sind wunderbar schön, gestatten freie Entfaltung der geistigen Kräfte. Wohl denkt man gerade dann der Familie und Freunde, aber nicht unzufrieden nach ihnen zurück sich sehnend, wie während eines Fiebers, sie vielmehr herbeiwünschend, um mit ihnen die Schönheit der Natur zu geniefsen. Denn die Ungebundenheit des Lebens, der innige Verkehr mit der Natur, die Masse neuer, wechselvoller Eindrücke, welche mit einer längeren Reise in den columbianischen Anden verknüpft sind, üben einen mächtigen Reiz aus. Oft jubelt das Herz laut auf vor Entzücken über die herrliche Landschaft. In der Seele bleibt ein unauslöschlicher Eindruck dieser Stunden; wenn längst alle Mühsal des Reisens vergessen ist, denkt man noch mit Sehnsucht der blauen Berge Columbiens.

IV.

Bilder aus der Kordillere von Bogotá.

1. Gebirgsbau und Höhenstufen.

Die Kordillere von Bogotá oder von Cundinamarca, wie man den mittleren Teil der columbianischen Ostkordillere wohl nennen kann, steht zwar hinter anderen Teilen der Anden an Höhe zurück, ist aber nichtsdestoweniger ein gewaltiges Gebirge, denn ihre Gipfel erheben sich über 4000 m, also höher als sämtliche Gipfel der deutschen und österreichischen Alpen, und ihre Breite, vom Magdalenenstrom bis zu den Llanos gerechnet, beträgt über 20 deutsche Meilen (160 km), kommt also ungefähr der Breite der Schweizer Alpen gleich.

Die höchsten Gipfel der Anden von Chile, Bolivia, Peru, Ecuador und auch der columbianischen Centralkordillere sind thätige oder erloschene Vulkane, und in Folge der hervorragenden Stelle, welche diese Vulkane in den Schilderungen der Reisenden einnehmen, hat sich mit dem Namen der Anden bei vielen unwillkürlich die Vorstellung feuerspeiender Berge verknüpft. Und doch sind die Anden keineswegs ein eigentlich vulkanisches Gebirge, denn die Vulkane sind einem hohen Felsgerüste ganz anderer Entstehung aufgesetzt. In der columbianischen Ostkordillere giebt es überhaupt keine Vulkane; nur irrtümlicherweise sind Angaben über Spuren vulkanischer Thätigkeit in derselben gemacht worden. Selbst ältere krystallinische Gesteine, Granit, Porphyr, Gneifs, Glimmerschiefer und dergleichen, fehlen in der Kordillere von Bogotá und treten erst im nördlichen Teile der Ostkordillere auf. Die Gesteine, welche die Kordillere von Bogotá zusammensetzen, sind sämtlich aus dem Wasser niedergeschlagen worden. Bis zu den gröfsten Höhen des Gebirges findet man versteinerte Muscheln, namentlich Ammonshörner von oft erstaunlicher Gröfse, welche

einst, nämlich in derjenigen geologischen Periode, welche man nach ihrem Auftreten an der Nord- und Ostsee als die Kreidezeit bezeichnet, im Meere lebten. Freilich darf man nicht denken, dafs der Spiegel des Meeres in dieser gewaltigen Höhe gelegen habe; die Schichten befinden sich nicht mehr in der mehr oder weniger horizontalen Lage, in welcher sie aus dem Meere abgelagert wurden, sie sind fast immer unter steilen Winkeln aufgerichtet und bekunden dadurch unzweideutig, dafs sich hier seit ihrer Bildung gewaltige Bewegungen der Erdrinde zugetragen haben, durch welche sie so hoch emporgehoben wurden. Man hat früher geglaubt, dafs die Hebung der Gebirge dem Granit und ähnlichen Gesteinen zuzuschreiben sei, aber man hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht überzeugt. Die Bildung der meisten Kettengebirge scheint auf einer Faltung der Erdrinde zu beruhen, welche man sich versinnlichen kann, indem man eine Tischdecke von einer Seite her mit den Fingern zusammenschiebt. Die einfachste Form dieser Faltengebirge, bei welcher Sprünge und Zerreifsungen nur eine untergeordnete Rolle spielen und die einzelnen Falten nicht in einander geschoben sind, sondern in gewissen Abständen auf einander folgen, wird in Europa durch den Schweizer Jura vertreten. Und nach demselben oder ähnlichem Typus scheint auch die columbianische Ostkordillere gebaut zu sein, obwohl sie beträchtlich höher als jener aufragt. Dem ähnlichen inneren Baue entsprechend zeigen die beiden Gebirge auch eine ähnliche Gestaltung ihrer Oberfläche. Für beide ist das Auftreten paralleler, in Columbien ungefähr von Süd nach Nord verlaufender, Bergketten charakteristisch, zwischen denen die Flüsse in Längsthälern nach Norden oder Süden fliefsen, um jene Bergketten plötzlich in engen Querthälern zu durchbrechen, dann aber einem neuen Längsthale zu folgen, bis sie ein zweiter oder dritter Durchbruch in das Tiefland hinausläfst. Innerhalb der grofsen Längsthäler aber finden sich zwischen den verschiedenen Flüssen nur verhältnismäfsig niedrige Wasserscheiden, welche von Codazzi fälschlich als hohe Ketten gezeichnet worden sind.

Ursprünglich, d. h. beim Auftauchen aus dem Kreidemeere, waren die auf einander folgenden Schichten als ziemlich gleichförmige Decken über einander ausgebreitet, so dafs nur die obersten, jüngsten, an das Tageslicht traten. Der Faltenwurf ergriff die ganze Masse in gleicher Weise, und nur an einzelnen Stellen besonders energischer Störung wurden die unteren Schichten hervorgezogen. Aber dieselbe Schicht hatte jetzt von Punkt zu Punkt eine andere Höhe über dem Meeresspiegel und eine andere Lagerungsweise bekommen, so dafs Wind und Wetter, Regen und Bäche ihre modellierende und abtragende Thätigkeit an jeder Stelle mit verschiedener Stärke und in verschiedener Weise entfalteten, dafs die oberflächlichen Schichten heute an vielen Stellen ganz zerstört sind und den darunter liegenden Platz gemacht haben. Im allgemeinen treten nach dem Fufse des Gebirges hin bunter Thon, welcher mit roten Sandsteinbänken wechsellagert, und nahe dem Magdalenenstrom in der Breite von Bogotá auch grüne und gelbe Tuffgesteine auf; in den mittleren Regionen herrschen Letten und Schiefer mit zwischengelagerten Kalk- und Sandsteinbänken vor, und erst auf den höchsten Kämmen finden wir von neuem die die ursprüngliche Decke bildenden roten Thon- und Sandsteinmassen. Daher haben die untersten Ketten meist einförmige, langweilige Umrisse; jenen stockwerkartig gegliederten, scharfgratigen Kämmen und Zinken, welche nach hinten verhältnismäfsig sanft einfallen, dem tief eingeschnittenen Thale dagegen eine sehr steile und von Pflanzenwuchs beinahe entblöfste Böschung zuwenden (vergl. S. 46), begegnen wir wesentlich in der mittleren Höhenregion, in welcher sie z. B. bei Fusagasugá, Fómeque, Pacho, La Vega, ähnlich wie an den Gehängen des Thales von Villeta, auftreten. Nach oben pflegen dann einförmigere Sandsteinmauern zu folgen, an denen man zu breiten, meist sanft gewellten, selten von schroffen Gipfeln gekrönten Rücken emporsteigt.

Die Gestalt und Beschaffenheit des Felsgerüstes bilden jedoch nur ein Moment in dem physiognomischen Charakter der Landschaft, zu welchem auch die Klarheit und Färbung des Himmels, die Pflanzendecke, das Tierleben und unter Umständen der Mensch

und seine Werke gehören. Die Kordillere von Bogotá liegt 4—6° nördlich vom Äquator, also mitten in der Tropenregion. Im columbianischen Tieflande herrscht eine mittlere Jahrestemperatur von ungefähr 28° C (22½° R); mit der Höhe nimmt sie, einem bekannten meteorologischen Gesetze gemäfs, allmählich ab, so dafs sie eine ähnliche Abstufung wie nach den Polen hin erleidet. Es ist bezeichnend, dafs für die Höhenregionen des tropischen Amerika dieselben Namen wie für die mathematischen Klimazonen gebraucht werden; die tierra caliente oder das heifse Land reicht ungefähr bis 1000 m Höhe empor, in welcher die Temperatur etwa 25° C beträgt; die tierra templada (die gemäfsigte Zone) reicht von 1000—2000 m oder von 25° bis zu 17° C, die tierra fria (die kalte Zone) von 2000—3000 m, d. h. von 17° bis zu 10° C; über 3000 m folgt der sogenannte Páramo. Aber während bei uns, der Wanderung der Sonne entsprechend, die verschiedenen Jahreszeiten bedeutende Temperaturunterschiede zeigen, bleibt in den Tropen, von den Änderungen im Laufe des Tages abgesehen, das ganze Jahr über fast dieselbe Temperatur bestehen; in der tierra caliente dieselbe drückende Hitze, auf dem Páramo dieselbe empfindliche Kälte. Die Worte Sommer und Winter haben hier ihre Bedeutung ganz verloren; als Winter (invierno) bezeichnet man die Regenzeit, als Sommer (verano) die trockene Jahreszeit. Das Absterben der Natur im Herbste, ihr Wiedererwachen im Frühling sind hier unbekannt oder sind vielmehr, wo sie vorhanden sind, an das Ende und den Beginn der Regenzeit geknüpft. In Folge dieser Verschiedenheit des jährlichen Temperaturganges und der verschiedenen Niederschlagsverhältnisse besteht in der Änderung, welche die Vegetation mit der Höhe und nach den Polen zu erfährt, kein vollkommener Parallelismus. Allerdings kehren in der tierra templada viele Gewächse der Subtropenzone wieder, bringt die tierra fria die Pflanzen des mittleren Europa hervor, erinnert der Páramo an die norwegischen Fjelde, aber in dem tropischen Gebirge fehlen manche Pflanzen bei derselben Jahrestemperatur, bei welcher sie weiter polwärts auftreten, weil ihnen die sommerliche Wärme hier nicht genügt, während sich andere hier einstellen, die dort

fehlen, weil sie durch den winterlichen Frost geschädigt werden. Die Regionen der tropischen Gebirge tragen bei mancher Ähnlichkeit doch einen ganz anderen Charakter als die ebenso benannten mathematischen Klimazonen.

2. Die Kulturlandschaft.

Die Landschaft, durch welche wir auf dem Wege von Honda nach Bogotá hindurchritten, und welche in ähnlicher Weise rings um die Hochebene von Bogotá herum wiederkehrt, entspricht wenig den Vorstellungen, die wir einer tropischen Landschaft meist entgegentragen. Im untersten Teile kamen wir durch einen ziemlich niedrigen und lichten Wald hindurch, in der Nähe von Agualarga sahen wir seitlich vom Wege gröfsere Waldflecken liegen, aber der gröfsere Teil des Gebietes, das wir überschauen konnten, trägt keinen Wald, sondern höchstens einzelne Bäume, Orangen, Mangos, Totumos, Ceibas (Bombax Ceiba) u. a., welche die über die Landschaft verstreuten Hütten beschatten. In der Nähe der Hütten liegen kleine Anpflanzungen von Mais, Bananen, Zuckerrohr, Kaffee und anderen Nutzgewächsen und etwas umfangreichere Weideplätze, auf denen Rinder, Pferde und Maultiere grasen. Und zwischen diesen Anpflanzungen und Weideplätzen sind viel gröfsere Strecken mit einem niedrigen häfslichen Gebüsch bedeckt, in welchem die amerikanische Bambuse (Guadua) oft eine hervorragende Rolle spielt, oder tritt der nackte Schieferboden zu Tage, dem nur noch hier und da ein Grasbüschel oder eine Staude entspriefst.

Wohl erfreut sich das Auge in dieser Kulturlandschaft an einzelnen schönen Blumen und wohlgestalteten mächtigen Bäumen, an manchem farbenreichen Vogel oder Schmetterling, der von einem Strauche zum anderen hüpft oder schwirrt, um den Honig der Blumen auszusaugen, an den prächtigen Leuchtkäfern, die in der Nacht den Weg anmutig illuminieren und uns manchmal den Anblick eines fernen Dorfes vorgaukeln, aber ein angenehmer Gesamteindruck der Landschaft tritt doch erst in gröfserer Entfernung ein, wenn die Einzelheiten ver-

schwinden und die schönen Konturen und lebhaften Farben zur Geltung kommen. Im allgemeinen ist ein tiefes, der Farbe des Himmels entsprechendes, Blau die Farbe der tierra templada, welche darin der italienischen Landschaft ähnelt, aber wohl noch grofsartigere Formen als diese aufweist.

Wenn man einen Bergabhang von weitem überschaut, so sieht man häufig, wie der Wald nach unten in einer scharfen Linie abschneidet, und wie er ganz in Wolken gehüllt ist, während darunter jene Gebüschlandschaft von der Sonne kräftig beschienen wird. Anfangs glaubte ich wohl, dieser Gegensatz sei natürlich gegeben, die Wolken seien durch meteorologische Gesetze an die höheren Regionen gebunden und hätten dort üppigen Waldwuchs erzeugt, während in der tieferen, trockeneren Region nur Gebüsch fortzukommen vermöge. Aber als ich meine Reisen auf Gebiete ausdehnte, in welchen die menschlichen Ansiedlungen noch selten sind oder fehlen, und sah, wie der Wald hier den ganzen Abhang überkleidet, und wie auch die Wolken tiefer hinabreichen und weniger scharf abgeschnitten erscheinen, konnte ich mich der Einsicht nicht länger verschliefsen, dafs der Gegensatz nicht von Natur gegeben, sondern vom Menschen geschaffen ist, dafs der Mensch mit der Pflanzendecke auch den Witterungscharakter in gewissem Grade verändert hat. Ähnlich wie Deutschland von Natur ein Waldland ist, so waren auch die Hänge der Kordillere von Bogotá ursprünglich zum gröfsten Teile mit üppigem Urwald bedeckt. Aber während bei uns jedes Fleckchen gerodeten Landes von der dicht gedrängten Bevölkerung auf irgend eine Weise in Anspruch genommen wird, verläfst man dort Feld und Weide, sobald der Boden anfängt sich zu erschöpfen, ja schlägt man den Wald vielfach auch nur um des Holzes willen nieder, ohne ihn irgend in Arbeit zu nehmen. Auf dem ungepflegten Boden sprofst jenes häfsliche Gebüsch empor, das bald von neuem der Axt zum Opfer fällt; oder das spülende Wasser führt die ungeschützte Bodenkrume hinweg und entblöfst den darunterliegenden festen Schiefer, der nun nur noch wenige Pflanzen trägt.

Der Charakter dieser Landschaft ist also in hohem Grade durch den Menschen bedingt, so dafs man sie als Kulturland-

schaft der Naturlandschaft gegenüberstellen kann. Auch wenn wir die Pflanzen- und Tierarten mustern, welche auf den Feldern wachsen und auf den Weiden grasen, tritt uns das Eingreifen des Menschen entgegen. Die alten Indianer bauten nur, je nach der Höhe und Temperatur, Mais, Quinoahirse (Chenopodium Quinoa), Maniokwurzel oder Yuca (Manihot utilissima Pohl), Arracacha (Arracacha esculenta Decand.), Kartoffel, Batate (Convolvulus Batatas L.), Cacao und Tabak um ihre Hütten, kein Haustier leistete ihnen Gesellschaft. Aber die Europäer brachten bald viele der Gewächse und Tiere mit sich, welche sich der Mensch in der alten Welt zu seinem Dienste gezogen hat. Die Banane und das Zuckerrohr mit ihrem lichten Grün, der Kaffeestrauch mit seinen dunkelgrünen, myrtenartigen Blättern, seinen schönen weifsen Blüten und roten Kirschen sind heute so charakteristische Bestandteile der Landschaft, dafs man sich dieselbe kaum ohne sie denken kann; ja, die Banane hatte sich hier so rasch verbreitet, dafs die Naturforscher sie lange auch in Amerika heimisch glaubten. Und mit den Nutzpflanzen haben Unkräuter und gleichgültige Gewächse ihren Weg gefunden; nicht nur bei Bogotá, sondern mitten auf einsamem Páramo sah ich unseren Fingerhut (Digitalis purpurea) in Menge verwildert.

Fast jede Pflanze wird hier in irgend einer Höhenstufe die ihr zusagenden Bedingungen finden, aber keine ist im Stande, sich über den ganzen Gebirgshang vom heifsen Tieflande bis zu den schneebedeckten Gipfeln zu akklimatisieren. Am ehesten könnte man das noch vom Mais sagen, der nur in der gröfsten Hitze und in der ärgsten Kälte seine Keimkraft verliert. Der Cacao, Indigo, Tabak und Reis, sowie der Plátano arton (eine besonders grofse Bananenart) steigen nur ganz wenig an den Gebirgshängen empor. Die anderen Bananenarten, Zuckerrohr, Ananas, Maniokwurzel, Baumwollenstaude reichen in die tierra templada (das gemäfsigte Land) hinauf, wo sich der Kaffeestrauch, die Orange, die Arracacha zu ihnen gesellen. Ungefähr in der Höhe von 2000 m kommen auch diese Gewächse nicht mehr fort, wir treten aus der tierra templada in die tierra fria ein. Das Klima ist hier schon für den Anbau des Weizens,

der Gerste und unserer heimischen Gemüse und Obstsorten und bald auch der Kartoffel geeignet, die aber auf den benachbarten Hochebenen soviel bequemer gepflanzt werden können, daſs man sich erst an verhältnismäſsig wenigen Stellen die Mühe genommen hat, den Wald zum Zwecke ihres Anbaues zu roden.

Die meisten dieser Gewächse, namentlich die eigentlichen Nahrungspflanzen, finden sich nur in kleineren Anpflanzungen zur Seite der Hütten, nur einzelne Pflanzenarten, welche wir wohl als Kolonialpflanzen zu bezeichnen pflegen, werden, teils für den Export, teils auch nur für den einheimischen Verbrauch, in gröſserem Maſsstabe gebaut.

Sehr groſse Flächenräume nehmen die Zuckerrohrfelder ein. Das Zuckerrohr (Saccharum officinarum L.), hier einfach Rohr (Caña) genannt, hat keine jährliche Periode, sondern reift das ganze Jahr hindurch und kann in den höheren Regionen einmal im Jahre, im heiſsen Tieflande alle sechs Monate geschnitten werden. Wenn man das Schneiden unterläſst, vertrocknet die Pflanze bald, während sie sonst viele Jahrzehnte über andauern soll. Das geschnittene Rohr wird, meistens durch Ochsen, in die Zuckermühlen (Trapiches) gebracht, welche gewöhnlich aus horizontalen, hölzernen, durch Pferde oder Ochsen gedrehten Walzen bestehen, stellenweise aber auch schon vollkommenere eiserne Maschinen haben, deren Motor Wasserkraft oder Dampf ist. Nur das untere, eigentliche Rohr enthält genügenden Zuckersaft, um in der Zuckermühle verarbeitet zu werden, während der obere blattartige Teil als Futter verwandt wird; der trockene Rückstand des Rohres endlich giebt ein gutes Brennmaterial, mit welchem man den ausgepreſsten Zuckersaft kocht. Man erhält hierdurch die dickflüssige Melasse (Miel), welche in vielen Trapiches das Endprodukt der Fabrikation bildet und, in Ledersäcke (surones) gefüllt, zum Markte oder in die Tiendas gebracht wird. Durch fortgesetztes Kochen und Formen erhält man den braunen Rohzucker (Panela), der ein sehr beliebtes Nahrungsmittel besonders der Maultiertreiber, Chinarindensucher und anderer ein wanderndes Leben führender Personen bildet. Raffinierter

Zucker wird nur wenig hergestellt und hat kaum jemals jene schöne weifse Farbe, welche wir an demselben lieben. Von ungleich gröfserer Wichtigkeit sind die Getränke, welche man aus dem Zuckerrohrsafte bereitet, die Chicha, der Guarapo und der Anisadobranntwein, in geringerem Mafse auch der Rum. Wenn man beobachtet, welche Mengen Panela, Dulces (sehr süfs eingemachte Früchte), Guarapo, Chicha und Anisado jeder einzelne Columbianer verzehrt, dann begreift man wohl, worüber man sich zuerst wundert, dafs die Zuckerrohrfelder im Verhältnis zur Bevölkerung einen ebenso grofsen Flächeninhalt einnehmen können wie etwa bei uns der Roggen, und dafs ihr Ertrag doch im Lande selbst ganz aufgebraucht wird. Man könnte ja sicher noch viel gröfsere Flächen mit Zuckerpflanzungen bedecken, wenn sich die Ausfuhr des Zuckers lohnte; aber bei den ungünstigen Verkehrsverhältnissen wäre derselbe nicht im Stande, in Europa oder Nordamerika den Wettbewerb des westindischen Zuckers und des deutschen Rübenzuckers zu ertragen. Vorläufig besitzt man auch noch gar nicht die Maschinen und die Kenntnisse, welche zur Gewinnung eines fein raffinierten Zuckers notwendig sind.

Der Kaffeestrauch wächst und gedeiht zwar auch in ziemlich tiefen Lagen, ist aber in gröfserer Meereshöhe von besserer Qualität, so dafs sehr tief und heifs gelegene Anpflanzungen neuerdings mehrfach aufgegeben worden sind. Der beste Ertrag wird in Sasaima, Tena und ähnlich gelegenen Ortschaften zwischen 1000 und 1700 m Meereshöhe erzielt. Der Kaffee soll namentlich durch zu starke Sonnenbestrahlung leiden, weshalb man ihm an den meisten Orten Schatten giebt, zuerst durch den schnell wachsenden Pisang, dann am liebsten durch Mimosenbäume, deren Schatten nicht allzu tief ist. In gepflegten Anpflanzungen läfst man den Strauch nur 1—1½ m hoch wachsen, um bei der Ernte nicht unnötige Mühe zu haben; der Strauch wächst dann in die Breite und wird sehr dicht. Im dritten Jahre beginnt er Früchte zu tragen und trägt bei guter Pflege viele Jahre hindurch. Die Blüte fällt in den November und Dezember, die Reife und Ernte in April und Mai. Nachdem die Kaffeekirschen gesammelt sind, wird zunächst durch

eine Mühle das Fleisch abgelöst, dann werden die Bohnen in einer anderen Mühle von ihren Schalen befreit und in einer dritten gereinigt; hierauf werden sie auf einer flach geneigten Platte den Sonnenstrahlen und dem Winde ausgesetzt, in einem geheizten Raume getrocknet, sortiert und verpackt. Zwar leidet der Kaffeehandel gleichfalls unter den schlechten Verkehrswegen und den gedrückten Preisen des Weltmarkts, aber der Kaffee kann doch in nicht allzu abgelegenen Gegenden der Kordillere von Bogotá immerhin noch mit Vorteil für den Export angepflanzt werden. Sein einheimischer Verbrauch ist geringer, als man erwarten sollte, da er eigentlich nur von den reicheren Familien der Städte und — auffallenderweise — in abgelegenen Gegenden von den ärmsten Volksklassen, aber dann ziemlich schwach und ohne Zucker und Milch, genossen wird, während die grofse Mehrheit des Volkes die Schokolade als tägliches Getränk bevorzugt.

Die Cacaoanpflanzungen sind, umgekehrt wie die Kaffeeplantagen, in die tieferen Regionen, ungefähr bis 1000 m Meereshöhe, gebannt. Sie erfordern ziemliche Feuchtigkeit und werden darum besonders in den Flufsniederungen und im Grunde der Thäler, in den kleinen Thalauen, angelegt. Cacaoanpflanzungen verleihen besonders entwaldeten Gegenden einen grofsen Reiz, denn wenn schon dem Kaffee die direkten Sonnenstrahlen gefährlich sind, so erfordert der Cacao zu seinem Gedeihen erst recht dichten Baumschatten und nötigt dadurch den Kreolen, einmal Bäume anzupflanzen statt niederzuschlagen. In der Kordillere von Bogotá sind Cacaoanpflanzungen nicht allzuhäufig, denn die besiedelten Teile derselben erheben sich im ganzen über den Bereich des Cacaos; dazu kommt, dafs das obere Magdalenathal, besonders die Gegend von Neiva, in verhältnismäfsiger Nähe Cacao von vorzüglichster Beschaffenheit darbietet.

Auch Indigo und Tabak werden nur an vereinzelten Stellen gebaut. Die Indigopflanze (Indigofera, verschiedene Species) ist eine kleine Papilionacee, deren Blätter den gesuchten Farbstoff enthalten. Dieselben werden alle zwei Monate geschnitten, in ein grofses Becken (tanque) geworfen und unter Wasserzuflufs geprefst. Die ausgeprefste Tinte fliefst in ein anderes

Becken und wird dort durch ein grofses Rad geschlagen, wodurch sich der Indigo setzt. Derselbe wird nun gekocht, trocknet einige Zeit und wird schliefslich geprefst, so dafs er die Form von kleinen Blöcken erhält, in welcher er in den Handel kommt. Gegenwärtig besteht nur noch eine gröfsere Indigoanpflanzung, die der Herren Nieto bei Peñalisa (Ricaurte) am Magdalenenstrom, nachdem alle anderen Pflanzungen, welche in den 60er und 70er Jahren wie Pilze aus der Erde schossen, wieder eingegangen sind, weil sie mit unsinnigen Kosten und zum Teil an ganz verkehrten Stellen angelegt worden waren.

Auch die Anzahl der Tabaksanpflanzungen ist in der Kordillere von Bogotá gering, weil auf der anderen Seite des Magdalenenstroms, in der Umgegend von Ambalema, die Bedingungen für den Tabaksbau günstiger sind. Die gröfste Tabakspflanzung befindet sich gleichfalls in Peñalisa, wo mich Herr Nieto freundlichst in seinen Anlagen herumführte. Die Tabaksblätter werden zuerst zwei Wochen lang in besonderen Häusern zum Trocknen aufgehängt, dann, in Ballen gepackt, zur Fabrik gebracht, daselbst geprefst und nochmals getrocknet, bis sie endlich zur Anfertigung von Cigarren tauglich sind. Etwas über fünfzig Arbeiterinnen waren damals mit der Ausbreitung und Glättung der Blätter, ebenso viele mit der Bereitung der Cigarren beschäftigt. Bis zur Erhöhung des Tabakszolles in Deutschland versandte man den Rohtabak dorthin, seitdem ist man zur Cigarrenfabrikation für den Verbrauch des Inlandes übergegangen. Die beste Qualität hat einen Preis von 20 $, in Kisten von 25 $ pro Tausend. Die Kisten werden aus columbianischem Cedernholze, aber in Hamburg, gefertigt. Die Beschaffenheit des Tabaks soll sich in den letzten Jahren, wie überall im Lande, verschlechtert haben; genauere Untersuchungen liegen nicht vor, doch dürfte Bodenerschöpfung die wahrscheinlichste Ursache sein (vergl. V. Teil, 3. Kapitel).

Auch Reis, Mais, Bananen und andere Gewächse werden hier und da in gröfserem Mafsstabe angebaut. Ebenso sehr aber, ja wohl noch mehr als diese Anpflanzungen bestimmt die Viehzucht den Charakter der Kulturlandschaft. Allerdings finden

sich auf den Gebirgshängen der tierra templada nicht die ausgedehnten Viehweiden wie in den Grassteppen am Fufse des Gebirges, aber auf dem gerodeten Waldboden hat man durch Aussaat fremder Gräser, der sogenannten Guinea und Pará (Panicum maximum und Panicum molle), Weiden von viel besserer Qualität hervorzubringen vermocht, auf welchen das Rindvieh eine reichlichere Nahrung findet und darum viel fetter und schwerer wird. Diese Weiden der mittleren Gebirgshänge sind ferner der geeignetste Boden für die Maultierzucht, da sich das hier geborene und aufgewachsene Maultier sowohl an das heifse wie das kalte Klima leicht gewöhnt und zugleich von Jugend auf klettern lernt, während die grofsen stattlichen Maultiere der Hochebene oft viel weniger ausdauern. Dagegen sind die Pferde der Hochebene als die schönsten und elegantesten im ganzen Lande berühmt. In einem Lande wie Columbien, in welchem fast alle Wege Saumwege sind, müssen das Pferd und noch mehr das Maultier eine viel gröfsere Bedeutung als bei uns haben. Der kleine Bauer und Pächter besitzt gewöhnlich ein Pferd oder Maultier, oft eine Stute, die ihm zugleich zur Zucht dient, oder wenigstens einen Ochsen, auf deren Rücken er die Früchte seines Feldes zu Markte bringt, die er bei seinen ländlichen Arbeiten, besonders in den Zuckermühlen, benutzt. Auf den Fahrstrafsen wird der Ochse auch zum Ziehen der zweiräderigen Karren, auf besonders schlechten Wegen sogar als Packtier verwandt. Milchkühe werden selten gehalten; im allgemeinen geht das Rindvieh auf der Weide ungestört seiner Ernährung nach, bis es zum Schlachten reif geworden ist. Schafe werden erst in höheren Regionen häufiger, Schweine und Hühner dagegen fehlen, aufser in den gröfseren Städten, wohl in keinem columbianischen Haushalte; sie sind, wie die häfslichen Hunde, Haustiere im strengsten Sinne des Wortes, da sie in und neben der Hütte von den Küchenabfällen und vielleicht etwas Mais aufgezogen werden.

Während uns in dem Tieflande des Magdalenenstromes, besonders oberhalb seiner grofsen Krümmung bei Tamalameque, die Landschaft noch mit beinahe jungfräulichem Charakter ent-

gegentrat, der Urwald sich nur von unbedeutenden Flecken gerodeten Landes unterbrochen zeigte, hat auf den Hängen der Kordillere von Bogotá der Mensch bereits in höherem Grade Boden gefafst und der Landschaft den Stempel seiner Anwesenheit und Arbeit aufgedrückt. Fast aller Orten trifft hier das Auge auf einzelne Hütten, und in gröfseren Abständen findet man Dörfer und Städte. Der Verkehr ist reger, die Berührung der Menschen ist inniger, materielle Wohlfahrt und geistige Bildung sind höher entwickelt. Das kühlere Klima, welches den Menschen weniger erschlafft und dabei höhere Anforderungen an Wohnung und Kleidung stellt, also zur Arbeit aufmuntert, die geringere Üppigkeit der Vegetation, welche die Arbeit des Menschen nicht so rasch überwuchert, die geringere Anzahl tierischer Feinde sind also wirksamer gewesen als der verkehrsfeindliche Gebirgscharakter und haben dem Gebirgslande zu einer höheren Kulturstufe als dem Urwalde des Tieflandes verholfen.

3. Der Gebirgswald.

Der tropische Gebirgswald gleicht nicht etwa unserem heimischen Laub- und Nadelwalde, sondern ähnelt im grofsen und ganzen dem Walde, welchen wir am Magdalenenstrome kennen gelernt haben. Hier wie dort sind es verschiedene Arten und Gattungen von Bäumen, welche in buntem Durcheinander den Wald zusammensetzen, hier wie dort immergrüne Laubbäume, die sich erst weit oben verzweigen, so dafs eine schirmartige Krone entsteht, hier wie dort unter den Hochbäumen eine Region niederer Bäume, unter denen freilich die Palmen verschwinden und durch die schönen Baumfarren mit ihren zierlichen Wedeln ersetzt werden, hier wie dort zahllose Schlinggewächse, welche sich an den Stämmen hinaufziehen oder von einem Baume zum anderen winden, zahllose Epiphyten und Schmarotzer, welche die Bäume bedecken und mitten aus dem Laube herrliche Blüten hervorgucken lassen.

Oft bin ich durch diesen Gebirgswald hindurchgeritten. Anfangs genofs ich seine Schönheit mit vollen Zügen, denn die

Üppigkeit des Wachstums, die zahllosen Epiphyten und Luftwurzeln, das dichte Unterholz mit schönen Farrenbäumen und Farrenkräutern, die prächtigen Blumen haben etwas Bestrickendes, Überwältigendes, aber ich muſs gestehen, daſs ich mich je länger, je mehr aus dieser sinnverwirrenden Pracht nach der ernsten Ruhe und Einfachheit unserer nordischen Wälder zurücksehnte, welche man nicht nur durchziehend bewundern, in denen man sich auch ohne Furcht vor giftigen Tieren lagern, in deren Schatten man sinnen und träumen kann. Ein beschaulicher, nachdenklicher Volkscharakter hat unter den Tropen keine Heimat.

Ist der Urwald das Eldorado des Botanikers und Zoologen, die hier auf kleinstem Raume unzählig viele Pflanzen- und Tierarten zusammengedrängt finden, so ist er dagegen für das Studium des Geographen und Geologen eine schlechte Stätte, denn selten bietet sich ein freier Überblick der Gegend oder auch nur gröſserer Wegstrecken dar, wie er doch zur kartographischen Darstellung derselben erforderlich ist; die mehrere Meter dicke Humusschicht, die überall den Waldboden bildet, läſst im günstigsten Falle den Charakter des anstehenden Gesteins, nicht aber dessen Lagerungsweise erkennen.

Den gröſsten Teil des Tages weht der Wind vom Thale herauf und hüllt den Wald der höheren Bergregionen in dichten Nebel ein, so daſs Sonnenschein um Mittag zu den seltensten Ereignissen gehört. Erst gegen oder nach Sonnenuntergang wird der Thalwind durch einen Bergwind verdrängt, der den Nebel allmählich verscheucht. Die Morgenstunden bis 8 oder 9 Uhr, mitunter auch die Zeit um Sonnenuntergang, sind daher die einzige Zeit, in der man sich einer klaren Aussicht erfreuen kann, in der man von geeignet gelegenen Punkten der Kordillere von Bogotá die Schneeberge der Centralkordillere erblickt.

Die Wege durch den Urwald pflegen von besonders schlechter Beschaffenheit zu sein, weil die Sonnenstrahlen nur selten durch die dichten Laubkronen hindurchdringen und die tiefgründige Verwitterungserde austrocknen können. Bis über die Kniee sinken die Maultiere in dem Moraste ein, der hier

und da durch hohe Felsstufen unterbrochen wird. Findet kein regelmäfsiger Verkehr auf dem Wege statt, so schliefst ihn der üppige Pflanzenwuchs bald wieder zu. Seitab vom Wege ist ein Eindringen in den Wald nur mit dem grofsen Waldmesser (Machete) in der Hand möglich, mit dem man besonders die Schlinggewächse durchschneidet; statt auf dem Boden führt die Wanderung häufig auf gestürzten Baumstämmen in beträchtlicher Höhe dahin, so dafs ein Kilometer Weges oft mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Wer in den Urwald eindringt, mufs seine Nahrung auf dem Rücken mit sich tragen und sein Nachtlager mitten im Walde aufschlagen, wo der Tiger oft unliebsame Besuche abstattet. Mit Mühe schützt er seine Vorräte vor gierigen Ameisen, er selbst wird von Moskitos zerstochen, eine unglückliche Bewegung kann eine Giftschlange zum tödlichen Bisse reizen, das Fieber überfällt den von Anstrengungen und Entbehrungen geschwächten Körper; kurz, der Eintritt in den Urwald und die Gewinnung seiner Schätze läfst sich nur durch grofse Mühe und viele Opfer erkaufen.

Für viele bildet die Hoffnung, eine Goldader zu entdecken, ein genügendes Lockmittel, andere stellen mit dem Blasrohre den armen Vögeln nach, deren glänzendes Gefieder sie den europäischen Damen als einen erwünschten Schmuck erscheinen läfst, Gärtner, meistens deutscher Abstammung, sammeln Orchideen und andere schönblühende Pflanzen. In den tieferen Regionen werden verschiedene Hölzer geschlagen, Elfenbeinnüsse (Taguas) und Kautschuk gesammelt, und in gröfserer Höhe, besonders zwischen 2000 und 2800 m, wächst die Chinarinde, welche von 12° s. Br. bis zum karibischen Meerbusen in verschiedenen Arten vorkommt und eines der wertvollsten Naturprodukte Südamerikas bildet.

Nachdem die Chinarinde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuerst in Europa bekannt geworden war, ist sie, trotz manchen Widerspruches, doch bis heute eine unserer wichtigsten Arzneien geblieben, das einzige wirksame Mittel, welches wir gegen Malariafieber besitzen. Die Ausbeutung der Fieberrinde, wie man sie wohl auch genannt hat, war daher in den betreffenden Ländern Südamerikas einer der einträglichsten

Erwerbszweige. Im Anfange wurde die Gewinnung der Rinde nur oberflächlich betrieben, man schälte die Rinde vom lebenden Baume ab (was gerade besonders schädlich ist, weil dann Insekten den Baum zerstören, während er, dicht über der Wurzel abgehauen, von neuem wächst), oder nahm sich, wenn man den Baum fällte, oft nicht einmal die Mühe, denselben umzuwenden, um ihn auch auf der unteren Seite zu schälen. Bald begann jedoch der Reichtum abzunehmen. Man mufste immer tiefer in den Wald eindringen, wodurch natürlich die Gewinnungskosten erheblich gesteigert wurden, denn auf diesen oft drei Wochen dauernden Märschen durch den Urwald kann ein Mann nicht mehr als drei Arrobas, d. i. 37½ kgr, tragen. Und zugleich begann die schlimmste Raubwirtschaft, da man auch die Wurzeln ausgrub, um die wenig Chinin enthaltende Rinde derselben abzuschälen. Da so die gänzliche Ausrottung der kostbaren Naturgabe zu befürchten war, entschlossen sich zunächst die holländische, später die englische Regierung, eine Verpflanzung der Chinarinde nach ihren ost- und westindischen Kolonien zu versuchen. Der Versuch gelang erst nach einigen vergeblichen Bemühungen, aber hatte dann einen überraschenden Erfolg[1]). Die angepflanzte Rinde enthielt nicht nur dieselbe, sondern in Folge geschickter Kreuzung eine weit gröfsere Menge von Chinin (bis über 10 Prozent) als in ihrer Heimat; durch die Nähe der Anpflanzungen an der Küste stellten sich die Transportkosten unverhältnismäfsig niedriger. Auf dem europäischen Markte wurde Chinarinde in sehr grofser Menge und zu viel niedrigeren Preisen angeboten, als der südamerikanische, im besonderen der columbianische, Kaufmann sie liefern konnte, so dafs grofse Mengen columbianischer Rinde unverkauft in London liegen und dieselbe gegenwärtig nur noch von wenigen Leuten versandt wird, welche die Ursache der gewaltigen Preiserniedrigung nicht einsehen und dieselbe für die vorübergehende Folge von Spekulationen halten.

Nachdem die Holländer und Engländer mit gutem Bei-

[1]) Vergl. Cl. Markham, Peruvian bark. Introduction of Chinchona Cultivation into British India. London 1880.

spiele vorangegangen waren, mufste der Gedanke nahe liegen, nun auch in der eigentlichen Heimat der Chinarinde mit der künstlichen Anpflanzung derselben zu beginnen. An verschiedenen Stellen, z. B. in der Hacienda Colombia, östlich von Purificacion, pflanzte man junge Reiser, aber der erste systematische Anpflanzungsversuch ging von Deutschen aus, die eine Stunde südlich von Los Manzanos, am oberen Ende eines nach Süden sich senkenden Thales, in einer Meereshöhe von annähernd 2600 m die Hacienda Alexandria anlegten. In Folge einer freundlichen Einladung von Herrn Paul Heckel bildete diese Anpflanzung das Ziel des ersten mehrtägigen Ausfluges, den ich von Bogotá aus unternahm; seitdem habe ich sie noch mehrfach besucht und konnte jedes Mal einen bedeutenden Fortschritt bemerken. Die jungen Bäume wuchsen kräftig empor und versprachen gutes Gedeihen. Man darf jetzt die Hoffnung hegen, dafs die fieberreichen Gegenden Columbiens dieses wichtigste Heilmittel gegen Malariafieber in nicht zu ferner Zeit zu billigerem Preise erhalten werden, dagegen scheint es mir fraglich zu sein, ob die hiesige Chinarinde bei den ungünstigen Verkehrs- und Arbeitsverhältnissen auch auf dem Weltmarkte mit der ostindischen Chinarinde wird konkurrieren können.

4. Der Páramo.

In derselben Höhe, in welcher in den Alpen die Grenze des ewigen Schnees liegt, beginnt in den tropischen Anden erst der Baumwuchs allmählich zu verkrüppeln und gewinnt zugleich durch dichte Moosbekleidung ein trauriges Ansehen. Allmählich mischen sich Sträucher den Waldbäumen bei, bis sie etwa in 3000 m Höhe die eigentlichen Bäume gänzlich verdrängen. Nun kommen wir in die Region der Páramos, jener Bergeinöden, die bis zur Höhe von 4600 m, d. h. bis zur Grenze des ewigen Schnees, hinaufreichen.

Nur selten bildet der Páramo einen schmalen scharfgratigen Kamm, und noch seltener sind die isolierten hohen und kühnen Gipfel, welche in den Alpen unsere Bewunderung erwecken. Eher läfst er sich mit dem breiten Kamme des Riesengebirges

vergleichen, den nur niedrige rundliche Kuppen überragen. Während der Abfall des Páramo gegen das wärmere Land häufig in steilen Mauern geschieht, finden wir auf der Höhe gewöhnlich sanftgewellten Boden; zwischen die Kämme sind Längsthälchen von mäfsiger Tiefe eingesenkt, oder die Gewässer schleichen auch auf breiten Hochflächen träge dahin, auf welchen die absterbende Vegetation in Folge des ungenügenden Wasserabflusses eine nasse schwarze Erde erzeugt, die stellenweise in eigentliches Hochmoor übergeht.

Wenn die Sonne scheint, dann haben ihre Strahlen in Folge der dünnen Luft eine ganz gewaltige Kraft, aber selten nur ist dem Páramo ihr Anblick gegönnt. Gewöhnlich hüllt ihn ein dichter Nebel ein, der die wärmenden Sonnenstrahlen abhält und als leichter aber andauernder Regen niederfällt; oder es stürzt auch grobkörniger Hagel herab. Die Temperatur erhebt sich nur noch wenige Grad über den Gefrierpunkt, über die Kämme peitscht ein eisigkalter Wind.

Im unteren Teile des Páramo herrschen Sträucher vor, welche mit ihren immergrünen, lederartigen Blättern der Lorbeer- und Myrtenform angehören. Allmählich treten diese Sträucher zurück, aber an ihre Stelle treten nicht Alpenmatten mit schönen Kräutern, sondern dürres, steifes, in Büscheln wachsendes Gras und einzelne Pflanzen mit gröfseren Blüten und niedrigen, aber fast immer verholzten Stengeln. Die eigentlichen Charakterpflanzen sind der Cardon und noch mehr der Frailejon, jenes eine Bromeliacee von dem äufseren Typus der Agave, mit schwertartigen, steifen und am Rande stachligen, eine dichte Rosette bildenden Blättern, in deren Mitte sich zeitweise ein mehrere Fufs hoher Blütenstamm erhebt, dieses (Espeletia Frailejon) eine Komposite mit grofsen, langgestielten, gelben Blütenkörben und dicken, wolligen und harzigen Blättern, gleichfalls in rosettenförmiger Anordnung, deren unterer Teil nach dem Absterben verholzt und so allmählich einen mehrere Meter hohen Stamm bildet. Dem Wanderer, der gezwungen ist, auf dem Páramo zu übernachten, bieten diese Blätter des Frailejons eine willkommene Decke dar, und in Folge ihres Harzgehaltes läfst sich mit geringer Mühe ein Feuer aus ihnen

anfachen, an dem der Reisende seine Abendmahlzeit bereitet, das ihn gegen die Kälte der Nacht schützt. In den Tellen und Schluchten, in welche der kalte Wind keinen Zutritt hat, drängt sich der Wald oder wenigstens höheres Gebüsch zwischen den eigentlichen Páramo ein. Da finden sich Farrenkräuter und schöne Sträucher oder auch ein dichtes, von Schlingpflanzen durchsetztes, Gebüsch der bambusartigen Chusque, welches den Wanderer nur ungern durchläfst und ihn belehrt, dafs die tropische Vegetation auch in dieser Meereshöhe ihre Tücken noch nicht verloren hat.

Kartoffeln, Erbsen, Gerste und selbst der Weizen steigen zwar bis in die Region des niederen Páramo hinauf, aber gedeihen doch nur noch an trockenen geschützten Stellen und geben weniger Ertrag als in geringerer Meereshöhe; die Kartoffel des Páramo ist freilich von besonderer Güte und wird in Bogotá teuerer bezahlt als die Kartoffel der Hochebene. In den Thälern des Páramo pflegen Rinder, Pferde und Maultiere zu weiden, welche sich durch ihr langes zottiges Haar auffallend von den glatten kurzhaarigen Tieren der tierra caliente unterscheiden, im höheren Teile der Hänge bis an die Schneegrenze hinan finden sich grofse Herden von Schafen, welche weniger Ansprüche an das Futter stellen, und wo der Boden felsig ist, klettern zahlreiche Ziegen umher.

Der Mensch flieht womöglich diese Einöden. Stundenlang kann man über den Páramo wandern, ohne bei einer menschlichen Ansiedlung vorbeizukommen, und erreicht man endlich eine Ansiedlung, so ist es eine elende, mit Binsen oder Frailejonblättern gedeckte Lehmhütte, in der ein armer Bauer oder Pächter wohnt. Der Bewohner des Páramo hat kein leichtes Leben. Noch ehe die Frau das Feuer entzündet und eine warme Speise bereitet hat, muss er in die kalte Morgenluft hinaus, und nach kurzer Frühstücksrast bleibt er oft bis in die Dunkelheit auf den Beinen. Bald bestellt er das Feld, dann sucht er stundenlang nach einem verirrten Schafe oder Rinde oder stellt dem Bären, Tiger und Fuchse nach, der ihm seine Kälber und Lämmer raubt, dann wieder legt er den weiten Weg zur Stadt zurück, um Früchte oder Tiere zum Markte zu

bringen. Abends drängt sich alles trotz des beifsenden Rauches in der Küche um das Holzfeuer zusammen, über welchem in der grofsen Olla (Topf) die Mazamorra (eine Maissuppe mit Kartoffeln) gekocht wird. Bald bereitet sich jeder sein dürftiges Lager, das nur aus einer Ochsenhaut besteht, hüllt sich in seinen Bayeton (so nennt man besonders grofse und dicke Ruanas) und schläft den Schlaf des Gerechten, unbekümmert um die eisige Kälte und den sausenden Wind, die überall durch die klaffenden Fugen der schlecht gebauten Hütte hereindringen und den Schlaf des Fremden noch lange verscheuchen. Hier auf dem Páramo findet man wirkliche Armut; auf wertlosem Boden wohnen Familien, deren einziger Erwerb es ist, das Reisig zu sammeln und als Brennholz zur Stadt zu bringen; Kinder, deren Bäuche durch die vorherrschende Kartoffelnahrung unnatürlich aufgebläht, die nur dürftig mit Lumpen bedeckt sind, betteln den Reisenden um eine kleine Gabe an.

Dieser passiert den Páramo so schnell wie möglich und weilt nur einen Augenblick auf der Pafshöhe, um auf einem improvisierten Altar einen Stein oder ein Holzstückchen als Opfer für das glückliche Gelingen der Reise niederzulegen. Der Columbianer hafst den Ernst und die Öde des Páramo, er fürchtet seine Kälte. Und in der That können der eisige Wind und Regen dem an die tropische Hitze gewöhnten, meist schlecht bekleideten Körper verderblich werden; giebt es doch ein eigenes Wort (emparamarse) für den Erstarrungstod, der auf dem Páramo mitunter eintritt! Aber auch der nordische Fremdling findet hier wenige von den Reizen der heimischen Gebirge wieder; viel eher wird er an eine Gebirgswanderung an einem stürmischen Herbsttage erinnert. Auch er empfindet, durch das tropische Klima verwöhnt, die Kälte so unangenehm, dafs er mit Erstaunen das Thermometer noch über dem Gefrierpunkte verweilen sieht; mit Mühe kämpft sein Maultier gegen den Sturm an, nur selten dringen Sonnenstrahlen durch den Nebel hindurch, der Blick ist gewöhnlich auf die unmittelbare Nachbarschaft mit ihrer kümmerlichen, langweiligen Vegetation gebannt. All' das stimmt ihn, besonders wenn er allein ist, trübe und mifsmutig; erst wenn er beim Abstiege aus den Wolken heraustritt, und vor ihm die Häuser

und Anpflanzungen wärmerer Regionen im Sonnenlichte erglänzen, findet sich auch seine heitere Gemütsstimmung wieder ein.

Unter günstigen Umständen kann sich allerdings der Besuch des Páramo zu einem Genuſs schönster Art gestalten, wenn man nämlich bei heiterem und ruhigem Wetter einen jener Gipfel erreicht, von denen sich eine weite Umschau über das Land darbietet. Oft war ich an schönen Tagen zu den Höhen hinter Bogotá hinangestiegen und hatte über die Ebene hingeschaut. Auf der Reise konnte ich mir Zeit und Wetter nicht aussuchen und habe meine Schritte darum auch nur selten nach seitlich gelegenen Gipfeln gelenkt, weil der unsichere Genuſs und Gewinn sich nur durch zu groſse Opfer an Zeit erkaufen lieſs. Einer der gelungensten Ausflüge dieser Art war der nach dem Tablazo. Früh um 5 Uhr brachen wir von dem in einer Bucht der Hochebene von Bogotá gelegenen Orte Subachoque auf; der Vollmond stand noch hell leuchtend am westlichen Himmel, am östlichen brach eben die Dämmerung an. Nach Humboldt haben viele Reisende wiederholt, daſs es in den Tropen eigentlich gar keine Dämmerung gäbe, aber man darf diesen Satz nicht zu wörtlich verstehen, es verstreicht immer ein halbes Stündchen von dem Momente, daſs man das Zifferblatt erkennen kann, bis der purpurglühende Ball selber über dem Horizonte sichtbar wird. Es war ein herrlicher frischer Morgen, Vögel zwitscherten in allen Zweigen, wir aber muſsten so rasch wie möglich vorwärts eilen, um den Tablazo zu erreichen, ehe der vom Thale aufsteigende Nebel ihn einhüllte. Ungefähr eine Stunde lang folgten wir dem Wege nach San Francisco und passierten dabei das Schlachtfeld von Santa Barbara, auf welchem Mosquera am 25. April 1861 den entscheidenden Sieg erfocht, der ihm die Thore von Bogotá öffnete und den Grund zu der heutigen politischen Gestaltung Columbiens gelegt hat. Dann folgten wir rechts dem Wege nach Subatá, einem jener scheuſslichen Wege, welche die Engländer als mule-ladders bezeichnen, auf der Paſshöhe bogen wir auch von diesem rechts ab und stiegen, zuerst noch im Sattel, dann zu Fuſs, zum Gipfel des Berges hinan, der sich in mehreren, mit flacheren Hängen wechselnden, Felsstufen über diese Paſshöhe emporhebt.

Bis an diese Felsstufen heran finden sich an einzelnen geschützten Stellen Waldflecke, zwischen welche sich die Páramovegetation herabsenkt. Auf dem eigentlichen Bergrücken aber kommt kein Wald mehr fort, auch die Strauchvegetation hört auf, und der Frailejon bleibt mit einigen Kräutern und trockenen Grasbüscheln allein übrig. Allmählich stiegen wir auf der sanft nach Westen ansteigenden Fläche zum Kamm empor, der durch eine steile, mehrere hundert Meter hohe, Felsenmauer scharf abgeschnitten ist, so dafs man von der Höhe fast senkrecht auf die Wipfel eines üppigen Waldes hinabschaut. Nach Norden setzt sich dieser Rücken in geschwungenen Linien fort, so dafs die nach Westen vortretenden Teile zugleich höher aufragende Zinken bilden, und dafs jene eigentümlich gezackte Linie entsteht, in welcher sich der Berg nach Osten präsentiert, sofern ihn nicht die östlich vorgelagerten Berge verdecken.

Wir hatten die Höhe des Tablazo (3450 m) gleich nach acht Uhr erreicht, aber fanden die Aussicht leider teilweise schon durch den Nebel verdeckt, dessen allmähliches Aufsteigen man deutlich beobachten konnte. Es gewährte einen eigentümlich schönen Anblick, wie derselbe das ganze Gewimmel von Höhenzügen bis an den Magdalenenstrom umwallte und einkleidete, wie nur noch hier und da eine Spitze über das Nebelmeer aufragte, wie aber von fern noch die Schneeberge der Centralkordillere über ihn herüberglänzten.

5. Die Hochebene von Bogotá.

Ungefähr in halber Höhe zwischen dem Meeresspiegel und der Schneeregion, etwas unterhalb der oberen Grenze des Baumwuchses, sind den tropischen Anden an mehreren Stellen Hochebenen eingeschaltet, unter denen die mitten in der Kordillere von Bogotá, ungefähr gleichweit von ihrem westlichen and östlichen Fufse, gelegene Hochebene von Bogotá die gröfste und bekannteste ist. Alexander v. Humboldt hat sie in einem besonderen Aufsatze[1]) dargestellt, auch wir wollen sie schildern,

[1]) Kleinere Schriften I, S. 100—132.

denn schon unsere Hinreise führte uns über sie hinweg, auf ihr haben wir ein Jahr lang gelebt, sie mufsten wir am Anfang und Ende fast jeder unserer Reisen kreuzen.

Wenn man auch nur wenig an den Hügeln von Bogotá hinansteigt, erhält man einen ziemlich guten Überblick über die Hochebene, die sich in zwei Armen nach Westen und Norden erstreckt. Im Nordwesten steigen treppenförmig über einander inselartige und halbinselartige Höhenzüge und dahinter erst der eigentümlich gezackte Kamm der eigentlichen Randberge auf. Die Höhen im Westen und Südwesten sind niedrig und kraftlos, nur zwei sargartige Inselberge bei Facatativá heben sich aus denselben heraus. Am grofsartigsten sind die Berge der Ostseite, welche uns jetzt im Rücken liegen, deren vollen Anblick wir aber erhalten, wenn wir ein Stück in die Hochebene hineingehen und womöglich eine der am Rande oder in der Mitte derselben gelegenen Anhöhen besteigen. Man mufs die Hochebene überhaupt nach allen Richtungen durchziehen, ehe man ein richtiges Bild derselben gewinnt, denn ähnlich wie in den Fjorden Norwegens offenbaren sich plötzlich neue, langgestreckte oder auch rundliche, Buchten, von denen man vorher keine Ahnung hatte.

Die Horizontalität und die Beschaffenheit des Bodens, die vielen kleinen Seen, welche sich teils in der Regenzeit bilden, teils das ganze Jahr über andauern, lassen kaum einen Zweifel darüber bestehen, dafs sich an Stelle der Hochebene mit ihren Buchten und Zipfeln früher ein grofser See befand, welcher allmählich von den Flüssen zugeschwemmt worden ist, während vielleicht gleichzeitig im südlichen Zipfel der Abflufs des Sees die Randhügel durchschnitt und den Spiegel des Sees tiefer legte. Wenn am frühen Morgen die Ebene mitunter von einem wenig mächtigen, aber sehr dichten und nach oben scharf abgeschnittenen Nebel bedeckt ist, drängt sich dem Geiste unwillkürlich das Bild dieser geologischen Vergangenheit auf. Mit Unrecht ist Codazzi von seinem Biographen Schumacher[1]) darüber getadelt worden, dafs er diese und andere Hochebenen

---

[1]) Südamerikanische Studien, Berlin 1884, S. 345 f. u. 529.

für alte Seen erklärt hat, sein Irrtum bestand nur darin, dafs er, dem Beispiele Humboldts folgend, die Entwässerung derselben für ein gewaltsames Ereignis hielt und dafs er, in kühner Deutung altindianischer, auf Sandsteinfelsen bei Facatativá und an anderen Orten erhaltener, Malereien, glaubte, die Chibchas seien noch Zeugen dieses Ereignisses gewesen.

Die höheren Randberge bestehen aus weifsem Quarzsandstein und anderen kieseligen Gesteinen und bilden daher steile Felswände; die niederen Hügel und der Fufs der Berge dagegen sind grofsenteils aus rotem Thon und Sandstein zusammengesetzt, zeigen meist gerundete Formen und sind mit grofsen Sandsteinblöcken bestreut. Nur hinter der Stadt Bogotá, namentlich südlich der Kapelle La Peña, hat die schräge Lage der wechselnden Thon- und Sandsteinbänke spitze Hügelchen (die Cerros de Belen) erzeugt, welche an die Zinken der tierra templada erinnern. Und in der Nähe dieser Hügel, nämlich am Austritte des Rio Fucha aus den Bergen, an der Mesa de Llano, jenem spitzen Hügel, den man von der Bogotaner Plaza aus gerade durch die nach Süden führenden Strafsen hindurchsieht, an den Ufern des Rio Tunjuelo, in der Gegend von Soacha und an anderen Stellen finden sich, teils in den Randhügeln, teils im alten Seeboden, andere merkwürdige Bildungen; in den weichen Boden sind durch das abfliefsende Regenwasser zahlreiche kleine Schluchten mit senkrechten Wänden eingewaschen worden, neben und zwischen denselben sind Erdpfeiler stehen geblieben, welche durch einen Kiesel oder einen Eisensteinknollen an ihrer Spitze vor dem Wegwaschen geschützt waren. Es sind Modelle jener Erdpyramiden, welche in den Lehrbüchern der Geologie meist durch ein aus der Gegend von Botzen entnommenes Beispiel illustriert werden.

Ungefähr eine Tagereise nordöstlich von Bogotá, in der Nähe der Dörfer Guatavita und Guasca, sind diesen Randbergen der Hochebene mehrere kleine Seen eingesenkt. Sie haben kaum mehr als einen Kilometer Umfang und sind etwa den Meeraugen der Tatra zu vergleichen; die dürftige Vegetation und der meist wolkenbedeckte Himmel verleiht ihnen ein trauriges Aussehen. Diese Seen waren altindianische Kultstätten, und

das Volk glaubt in ihnen, wie es scheint, nicht mit Unrecht, grofse Goldschätze begraben. Man hat daher schon mehrfache Versuche gemacht, den See von Guatavita und den See von Guasca oder Siecha abzulassen, um diese Goldschätze zu heben. Und in der That hat man in beiden Lagunen einzelne Smaragden und Goldgegenstände gefunden, welche die alten Chibchas in Erfüllung einer religiösen Ceremonie oder aus Hafs gegen die Spanier hier versenkt hatten. Am interessantesten ist eine 1856 im See von Siecha gefundene, ganz aus Gold gefertigte Darstellung eines Flosses, auf welchem in der Mitte eine gröfsere Figur (7 cm), mit dem Abzeichen eines Kaziken, und rings herum neun kleinere Figuren (3—3½ cm), teilweise mit Rudern, stehen. Man erblickt darin die Darstellung einer Ceremonie, welche der Geschichtsschreiber Zamora beschrieben hat, wie der Kazike von Guatavita, von Priestern geleitet, auf einem Flosse in den See fährt, um Opfer darzubringen oder um, nach einer anderen Wendung, den Goldstaub abzuwaschen, mit dem er gepudert worden war. Aus dieser Ceremonie soll die Sage vom Dorado entstanden sein, welche, allmählich in andere Gegenden verlegt und in anderes Gewand gekleidet, beinahe ein Jahrhundert lang der mächtigste Stachel der spanischen Entdeckungszüge war.

Die Ablassungsarbeiten sind immer auf halbem Wege aufgegeben worden, weil die Geldmittel ausgingen[1]; bei dem letzten Versuche, den See von Siecha abzulassen, im Jahre 1870, fanden der Unternehmer und der Ingenieur in Folge ungeschickter Anlage der Arbeiten ihren Tod. An den See von Suesca, der nördlich von der Hochebene von Bogotá wenige hundert Meter über derselben liegt, knüpfen sich keine mythologischen oder historischen Erinnerungen an, aber seine gröfsere Ausdehnung und seine langgestreckte, reich gegliederte Form verleihen ihm eine gröfsere landschaftliche Wirkung, wenngleich er

[1]) Die Angabe in Pérez, Jeografía física y política de los Estados Unidos de Colombia II, p. 133, dafs der Spiegel des Sees von Guatavita um 60 m erniedrigt worden sei, beruht auf einem Irrtum. Die Erniedrigung beträgt etwa 15 m.

darin höchstens mit den Seen der pommerschen oder mecklenburgischen Seenplatte wetteifern kann.

Nur an ganz vereinzelten Stellen sind die inneren Abhänge der Hochebene mit Wald bekleidet. Ihre Vegetation ist grofsenteils die myrtenblättrige Vegetation des niederen Páramo, welche sich hier tiefer als gewöhnlich herabsenkt. Auf den roten Thonhügeln des Südrandes ist der Boden vielfach ganz kahl; die wenigen Pflanzen sind stachlichte Cacteen und Agaven.

Auch der Vegetationscharakter der Hochebene selbst zeigt in den verschiedenen Teilen derselben beträchtliche Unterschiede. Den typischen Eindruck haben wir gleich zuerst, bei der Fahrt von Facatativá nach Bogotá, empfangen. Teils Weizen- und Maisfelder, in gröfserem Umfange aber Weideflächen, welche durch Gräben oder durch Mauern aus gestampfter Erde abgegrenzt sind und auf welchen zahlreiche Rinder und Pferde grasen. Hier und da das Wohngebäude einer Hacienda, ein einstöckiges oder auch zweistöckiges, weifsgetünchtes, mit Ziegeln gedecktes Haus, von einem kleinen Garten umgeben, daneben aber niedrige elende Lehmranchos, welche oft mehr einer Hundehütte als einer menschlichen Wohnung gleichen. Von Bäumen sieht man, von jenen Gärten abgesehen, nur vereinzelte Weiden, von denen eine Art (Salix Humboldtii) einen ähnlichen Zuschnitt wie die italienische Pappel hat, und australische Gummibäume (Eucalyptus globulus), die kürzlich hier eingeführt worden sind und auch hier ihr rapides Wachstum beibehalten.

In dem zweiten Hauptarme der Ebene, der sich von Bogotá nach Norden erstreckt, ist das Bild schon etwas anders. Nur an den Rändern der Hügel haben die Anschwemmungen der Bäche und Spülwasser einen fruchtbaren Boden geschaffen, auf welchem die kleinen Dörfer Chipó, Usaquen und Serrazuela einen regen Ackerbau treiben. Die neue Fahrstrafse, welche von Chapinero bis zum Puente del Comun 25 km in schnurgerader Linie läuft, führt grofsenteils durch ein grofses Torfmoor hindurch, auf welchem sich die Buschvegetation des niederen Páramo angesiedelt hat. Erst in der Nähe von Zipaquirá tritt auch der innere Teil der Ebene wieder in den Dienst des Menschen; zwar ist der Boden für den Ackerbau zu feucht,

aber er bietet die herrlichsten Weideflächen, welche besonders zur Mästung des Rindviehs verwandt werden (potreros de ceba).

Auch in der grofsen Bucht, welche sich vom Puente del Comun nach Nordosten zieht, und in ihren beiden südlichen Seitenbuchten finden sich teils saftige Weiden, teils fruchtbare Felder von Weizen, Gerste und Kartoffeln. Einen noch besseren Ruf aber geniefst der Ackerbau der südwestlich von Bogotá, in der Bucht von Soacha, gelegenen Hacienden Canoas, Fute, Tequendama u. a., welche nicht nur Bogotá, sondern auch einen Teil des Tieflandes mit dem Weizenmehl und den Kartoffeln der kalten Zone versorgen. Und zwischen den nach Süden vorspringenden halbinselartigen Bergketten, in den Buchten von Tabio-Tenjo und von Subachoque, haben wir sogar den ungewohnten Anblick zahlreicher Apfel- und Pfirsichbäume und grofser Gemüsegärten, aus denen Bogotá seinen Blumenkohl, seine Erbsen, Bohnen u. s. w. bezieht.

Ähnlich wie in Mexico und Peru und so ganz anders als in der alten Welt hatte sich in Columbien die indianische Kultur auf baumlosen Hochebenen am höchsten entwickelt, denn die Chibchas, welche die Hochebene von Bogotá und die nördlich anstofsenden Hochebenen bewohnten, nahmen in Bezug auf Dichte der Bevölkerung, staatliche Entwicklung, materielle und geistige Kultur einen höheren Rang als die Stämme des Tieflandes und der Gebirgshänge ein. Durch die spanische Eroberung wurde diese indianische Kultur oder Halbkultur vernichtet, aber auch heute noch sind die genannten Hochebenen ein Hauptsitz reiner Indianer. Nur die oberen Klassen, die Grundbesitzer, sind Weifse, auch die Zahl der Mischlinge ist beschränkt, die grofse Masse der Bevölkerung giebt sich, wenn auch die Sprache vergessen und die Erinnerung verschwunden ist, durch Körperbau und Gesichtszüge unzweideutig als Nachkommen der Chibchas, der alten Herren des Landes, zu erkennen.

6. Der Wasserfall des Tequendama.

Jedes Land hat seine besonderen Merkwürdigkeiten und Schönheiten, auf welche die fremden Forscher und Touristen

immer und immer wieder hingewiesen werden. Der Reisende, der im Mittelalter nach Deutschland gekommen wäre, um dessen Natur zu studieren, würde vielleicht auf die Gletscher der Alpen, auf den Rheinfall von Schaffhausen und auf die Höhlen des deutschen Mittelgebirges besonders aufmerksam gemacht worden sein; das grofse Wunder columbianischer Natur ist der Wasserfall des Tequendama, welchen der Rio Funza bald nach seinem Austritte aus der Hochebene von Bogotá bildet. Mit dem Tequendama brüstet sich der Columbianer ebenso wie der Nordamerikaner mit dem Niagara, und es wird als eine persönliche Beleidigung empfunden, wenn man es wagt, dem Tequendama andere Wasserfälle gegenüber zu stellen, während jede Stimme, welche denselben über den Niagara erhebt, sorgfältig registriert wird. Trotzdem, und obgleich sein Besuch von Bogotá aus nur zwei halbe Tage in Anspruch nimmt und durchaus nicht mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist, giebt es doch selbst in den höheren Klassen viele, welche ihr ganzes Leben in Bogotá verbracht und den Tequendama nie gesehen haben. Jenes Lob entspringt eben aus nationaler Eitelkeit und Ruhmsucht, nicht aus Freude an der Schönheit der Natur; bei den Partieen, welche dahin veranstaltet werden (immer in grofser Anzahl), wird dem Falle kaum ein flüchtiger Blick geschenkt, und doch hat jeder Besuch wenigstens eine poetische Verherrlichung desselben zur Folge.

Man pflegt nachmittags von Bogotá aufzubrechen und in Soacha oder Puerta Grande zu übernachten, weil der Wasserfall nur in den frühen Morgenstunden ungestört betrachtet werden kann, ungefähr von 9 Uhr an aber in dichten Nebel eingehüllt ist. Der Weg nach Soacha führt durch die Ebene, die hier besonders unfruchtbar und öde ist. In Soacha müssen wir uns entscheiden, ob wir den Fall von der rechten oder linken Seite besuchen wollen; im ersteren Falle bleiben wir hier zur Nacht und nehmen am nächsten Morgen den Weg über Canoas, wo wir auf einer Brücke den Rio Funza überschreiten, im anderen Falle reiten oder fahren wir heute noch ³/₄ Stunden weiter bis Puerta Grande, einer südlich von Soacha gelegenen Hacienda mit Wirtshaus. Ich habe den Fall zu drei ver-

schiedenen Malen besucht, einmal von der rechten, zweimal von der linken Seite, und wenn ich auch landschaftlich der Ansicht von rechts fast den Vorzug gebe, glaube ich den Leser doch auf der linken Seite besser orientieren zu können.

Die Bucht von Soacha zieht sich nach Süden in einen schmalen Zipfel aus, in welchem etwa 6 km von Soacha entfernt die Hacienden Puerta Grande und Tequendama liegen. Ohne dafs man in der Gestaltung der Bucht eine Veranlassung sähe, verläfst der Rio Funza hier plötzlich seine nordsüdliche Richtung, biegt nach Westen um und verläfst die Ebene, indem er deren niedrige Randkette durchbricht. Der vorhin so träge Flufs, der etwa die Gröfse der Elster bei Leipzig hat, strömt nun brausend dahin. Zwei Strecken mit Stromschnellen wechseln mit zwei Strecken ruhigeren Laufes. Etwa 5 km von der Ebene entfernt sehen wir über uns zu beiden Seiten Terrassen, welche anzeigen, dafs der Flufs einst in gröfserer Höhe geflossen ist und erst allmählich sein Bett eingegraben hat. Auf der Terrasse des linken Ufers liegt die Hacienda Cincha; unter derselben wird Kohle abgebaut. Wir werden hier bereits durch einen dumpfen Donner an die Nähe des Falles gemahnt, und indem wir den Flufs mit den Augen verfolgen, sehen wir ihn plötzlich in einer engen Schlucht verschwinden. Bald stehen wir unmittelbar auf dem Felsen, von welchem der Flufs herabstürzt; wir sehen die Riesentöpfe, welche das Wasser in diesen Felsen eingegraben hat, wir sehen den ersten, etwa 10 m betragenden Absturz der Wassermasse, von dem Hauptfalle sehen wir nur die schäumende Gischt des obersten Drittels, während wir den Fufs desselben nicht erblicken können. Erst weiter abwärts sehen wir wieder den Flufs in der Tiefe der Schlucht dahinbrausen, deren fast senkrecht ansteigende Felsenwände nur hier und da einem Baume Stand gewähren. Diese Wände bestehen aus horizontal gelagerten, wechselnden Bänken von Sandstein und Thonschiefer (Humboldt nennt irrtümlich Kalkstein), denen wenige Meter über dem Falle Kohle aufgelagert ist, so dafs die prosaischste Nützlichkeit sich unmittelbar an die Poesie der Landschaft herandrängt. Die oberen Ränder der Schlucht halten sich mehrere Kilometer weit in demselben geringen Ab-

stande und bleiben in gleicher, unserem Standpunkte am Kopfe des Falles entsprechender Höhe, um dann weiter auseinander zu treten und sich gleichzeitig allmählich abzudachen. Am linken Rande der Schlucht entlang wird jetzt die Eisenbahn gebaut, welche von Jirardot am Magdalenenstrome nach Bogotá führen soll. Wenn wir den Bahnarbeiten entlang gehen, bieten sich uns manche hübsche Blicke auf die fallende Wassermasse, und in der Entfernung von ungefähr 2 km erhalten wir eine Frontansicht des ganzen Falles. Dieser Blick mufs früher eine reizendes landschaftliches Bild geboten haben: der prachtvolle Fall zu beiden Seiten von herrlichem Walde umrahmt, denn die dürre Vegetation der Hochebene hat beim Überschreiten der Randhöhen wieder üppigem Urwalde Platz gemacht. Dem Eisenbahnbaue ist aber die eine Seite des Waldes ziemlich unnötiger Weise zum Opfer gefallen, und das Bild hat durch den Mangel an Symmetrie und den häfslichen Anblick der stehen gebliebenen Baumstümpfe den gröfsten Teil des Reizes verloren. Gegenwärtig dürfte die schönste Ansicht von der rechten Seite, ungefähr ½ km unterhalb des Falles, sein, weil dort der Fall selbst am besten zur Geltung kommt. Es wäre leicht, wenige Minuten oberhalb des Sturzes, wo der Flufs ganz ruhig ist, eine hölzerne Brücke über denselben zu schlagen, aber in Columbien giebt es noch keine Gebirgsvereine, welche die Betrachtung der Natur erleichtern, und so mufs man, um zur anderen Seite zu gelangen, zwei starke Stunden Weges bis Soacha zurückkehren und von dort über Canoas den Fall von neuem aufsuchen. Aber man kann denselben nicht einmal am Morgen von der einen, am Nachmittage von der anderen Seite bewundern, denn um 9 Uhr fängt der Thalwind an zu wehen und hüllt den Fall in dichten Nebel.

Zur Bestimmung der Höhe des Tequendamafalles sind zahlreiche Messungen angestellt worden, und in Bogotá gilt es beinahe als das Kriterium eines wissenschaftlichen Reisenden, dafs er dessen Höhe bestimme. Dafs es von geringem Belang ist, ob derselbe einige Meter höher oder weniger hoch ist, und dafs sich die zu einer solchen Messung erforderliche Zeit wissenschaftlich viel nützlicher verwenden läfst, will den Columbianern

nicht so leicht in den Sinn. Die Fallhöhe ist lange weit überschätzt worden; sie beträgt nach den vertrauenswürdigsten Messungen 146 m, also 2 m mehr als die Höhe des Strafsburger Münsters.

Es ist thöricht, einen solchen Fall mit dem Rheinfall oder dem Niagara zu vergleichen, an denen wir nicht die Höhe des Sturzes, sondern die gewaltige herabstürzende Wassermasse bewundern. Der Staubbach fällt allerdings von gröfserer Höhe herab, aber in einem so viel dünneren Faden, dafs er einen viel geringeren Eindruck hervorruft. Von bekannten Fällen verbinden nur die Yosemitefälle eine gröfsere Höhe mit gleicher Wassermenge. Aber was dem Tequendama eine so ausgezeichnete Stellung verleiht oder wenigstens verlieh, bis Barbarei diesen Vorzug zerstörte, ist die überaus reizvolle landschaftliche Scenerie, ist die üppige tropische Vegetation.

Die Columbianer, und mit ihnen viele Reisende, pflegen zu sagen, dafs sich der Tequendama aus dem kalten in das warme Land herabstürze, und Humboldt scheint diesen Ausdruck durch sein Ansehen zu bekräftigen, wenn er in seinem kleinen Aufsatze über die Hochebene von Bogotá den Kontrast zwischen der Eichenvegetation am Kopfe und den Tropenformen am Fufse des Salto hervorhebt. Und doch ist es ein unglücklicher Ausdruck, wie er selbst in den Vues des Cordillères auseinandersetzt. Denn wenn auch einige Palmen an den Fufs des Tequendama vorgedrungen sind, so verdanken sie das doch nur, falls es nicht Bergpalmen sind, dem Schutze gegen die Winde; der Höhenunterschied von 146 m an sich ist jedenfalls zu gering, um verschiedene Vegetationstypen an seinem oberen und unteren Ende zu zeigen.

Der Ursprung des Tequendama scheint schon den Chibchas zum Nachdenken Veranlassung gegeben zu haben. Humboldt erzählt einen hübschen Mythus, den er den spanischen Chroniken entnommen hat: „Botschika und Huithaca sind das gute und böse Princip. Sie kämpfen gegen einander. Botschika ist ein Heliade, vielleicht die menschgewordene Sonne selbst. Huithaca, das feuchte Princip, erregt die Flut — damit ist die alte Seebedeckung der Hochebene angedeutet — und wird

der Mond; Botschika, das erwärmende, trocknende Princip, verjagt die Wasser, giebt ihnen Abflufs, indem er eine Felsenspalte öffnet.“ Humboldt rühmt an dieser Mythe, dafs sie die Öffnung des Thales und den Abflufs des Alpensees einer auf einmal und gewaltsam wirkenden Kraft zuschreibe. Seitdem haben sich freilich unsere geologischen Anschauungen geändert, und wir sind bestrebt, jedes geologische Ereignis der Vorzeit durch die lang andauernde Wirkung der Kräfte zu erklären, welche wir noch heute thätig sehen. Da die Schlucht, in welche der Rio Funza hinabstürzt, einen gewundenen Verlauf hat und die Schichten zu beiden Seiten derselben vollkommen übereinstimmen, ist es durchaus unwahrscheinlich, dafs dieselbe eine durch innere Erdkräfte gebildete Spalte sei, es ist vielmehr so gut wie gewifs, dafs der Rio Funza oder Rio Bogotá, wie er unterhalb des Falles heifst, selbst diese Schlucht allmählich gebildet hat, indem er seinen Fall immer weiter rückwärts verlegte, ähnlich wie der Niagara nachweislich immer weiter zurückschreitet, oder wie die Elbe wahrscheinlich einst ihren Fall von Pirna aus immer weiter rückwärts verlegt hat, bis sie bei Tetschen-Bodenbach das Quadersandsteingebirge durchschnitten hatte. Wir haben schon an den Terrassen, welche sich oberhalb des Falles über dem heutigen Flufsbette befinden, erkannt, dafs der Flufs einst in einem noch höheren Niveau geflossen sei und sein Bett erst allmählich tiefer eingeschnitten habe. Es ist kaum zweifelhaft, dafs er auch aus eigener Kraft die Randhöhen der Ebene durchschnitten und dadurch den ehemaligen See entwässert hat. Unterhalb des Tequendamafalles fliefst er als brausender Bergstrom zuerst in südwestlicher, dann in südsüdwestlicher Richtung, um sich bei Jirardot in den Magdalenenstrom zu ergiefsen.

7. Fusagasugá und die natürliche Brücke von Pandi.

Wenn wir den Wasserfall des Tequendama genügend bewundert haben, oder wenn Nebel und Regen unserer Betrachtung ein Ziel setzen, kehren wir nach Puerta Grande zurück

und schlagen den Weg nach Sibaté ein, das eine Stunde weiter südlich am Ende einer schmalen, von einem kleinen vielgewundenen Bache durchflossenen, Ausbuchtung der Hochebene gelegen ist. Von hier steigen wir zur rauhen, regnerischen, nur noch mit krüppelhaftem Baumwuchs bestandenen Randhöhe hinauf, von der man bei schönem Wetter eine zauberhafte Aussicht geniefsen soll, und gelangen in mehrstündigem Abstieg durch üppigen Wald, in welchem Affen ihr Gebrüll ausstofsen und sich an ihren langen Schwänzen von einem Baume zum anderen schwingen, nach Fusagasugá, das, in 1700 m Meereshöhe gelegen, wegen seines milden Klimas und seiner angenehmen, wenn auch etwas frischen, Flufsbäder den beliebtesten Sommeraufenthalt der Bogotaner bildet. Haben sich doch einzelne Familien bereits Villen (Quintas) hier gebaut, unter denen sich die Quinta Coburgo, Herrn Demetrio Parédes und seiner Frau, einer geborenen Koburgerin gehörig, durch Behaglichkeit und Eleganz auszeichnet!

Fusagasugá liegt am oberen Ende einer sanft geneigten, grofsenteils mit Gras und niedrigem Gebüsch bekleideten Ebene, welche sich bis an das sogenannte Boqueron von Fusagasugá erstreckt und auf ihrer Nordwestseite vom Rio Chocho, auf der Südostseite vom Rio Cuja abgeschnitten wird. Ähnliche, wenn auch meist kleinere, Ebenen kommen in der Ostkordillere vielfach vor; bald fallen sie, wie hier, auf beiden Längsseiten steil zu Flüssen ab, die sich an ihrem unteren Ende vereinigen, bald lehnen sie sich auf einer Seite an höhere Berge an, bald sind sie auch vollkommen isoliert. Alle diese Ebenen bildeten einmal den Thalboden und haben erst durch das tiefere Einschneiden der Flüsse ihre heutige, terrassenartige Gestalt erhalten. Aber auch an sich sind sie kein Glied des inneren Gebirgsbaues, sondern ein Werk der Flüsse, wie ihre Zusammensetzung aus groben Geröllen beweist; es sind Schotterterrassen, die ja auch in den Alpen vorkommen und deren Entstehung gerade in den letzten Jahren in hohem Grade den Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung gebildet hat. Die Oberfläche dieser Ebenen ist in den Anden mit grofsen, manchmal eine Hütte an Umfang übertreffenden, Blöcken bedeckt,

welche an die erratischen Blöcke Norddeutschlands erinnern, hier aber nicht durch Gletscher transportiert sein können, auch nicht, wie columbianische Geognosten gemeint haben, von alten Vulkanen ausgespieen worden sind, sondern von den Flüssen bewegt wurden, denn an Einschnitten sieht man, dafs sie auch in tieferer Lage zwischen Flufsgeröllen eingeschlossen sind, und auch in den heutigen Flufsbetten findet man ähnliche Felsblöcke angehäuft. Man mufs einen tropischen Gebirgsflufs nach heftigem Regen gesehen haben, um zu begreifen, wie er solche Blöcke von der Stelle schaffen kann.

Von diesen heiteren baumlosen Ebenen pflegt man einer herrlichen Aussicht auf die scharf geschnitten Bergketten ringsum zu geniefsen, welche im unteren Teile, kahl oder nur mit Graswuchs bekleidet, die kräftigsten südlichen Farbentöne zeigen, nach oben gewöhnlich von dichtem Walde überzogen, dunkler und matter gefärbt sind. Von der Ebene von Fusagasugá sieht man das gewaltige Felsenthal vor sich, in welchem der kräftige Sumapaz, nachdem er die Unterstützung des Rio Cuja und des Rio Chocho empfangen, die hohe Bergkette durchbricht, die sich ihm in den Weg stellt. Durch den oberen Teil dieser Schlucht hindurch erblickt man die weite Mesa de Limones, gleichfalls eine Schotterebene, welche sich jenseits dieser Bergkette ausbreitet, und am Horizonte ein neues Durchbruchsthal durch eine niedrigere Bergkette. Dicht hinter diesem zweiten Durchbruche mündet der Rio Sumapaz bei Peñalisa in den Magdalenenstrom.

Unser Weg führt uns zunächst zu der natürlichen Brücke von Pandi oder Icononzo, welche durch Humboldts Schilderung und Abbildung bekannt geworden ist. Es ist nicht eine jener puentes de tierra (Erdbrücken), wie sie in verschiedenen Teilen des Landes, z. B. am Wege von Pandi nach Cundai, vorkommen, bei welchen der Bach für eine Weile unter einem mit Erde bedeckten Haufwerk von grofsen Sandstein- oder Kalkblöcken verschwindet. Die natürliche Brücke von Pandi ist vielmehr die Überbrückung einer der grofsartigsten, tiefsten und engsten Felsschluchten, welche man sich überhaupt vorstellen kann.

Der Weg von Fusagasugá nach Pandi ist ein beständiges Auf und ab, denn er führt quer durch die Schluchten, welche die vom Páramo herabkommenden Flüsse eingewaschen haben, und über die dazwischen stehen gebliebenen hohen Bergsporne hinweg. Man reitet hier an der Grenze der Kultur entlang, denn links liegt in geringer Entfernung vom Wege dichter Urwald, der von hier, nur auf dem hohen Páramo de la Suma Paz, dem Berge des ewigen Friedens, unterbrochen, bis an den östlichen Fufs des Gebirges und zu den Grassteppen der östlichen Ebenen hinüberreicht. Pandi selbst ist ein ärmliches, fast nur von Indianern bewohntes, von wenigen neugierigen Fremden besuchtes Dorf, in den man nicht hoffen darf, irgend welche Bequemlichkeiten zu finden. Südlich vom Dorfe fesselt einer jener mit roter Farbe bemalten Sandsteinfelsen die Aufmerksamkeit, dann führt uns ein sanfter Abstieg zu einem breiten Thalbecken hinab, dessen Ränder auf der anderen Seite ebenso allmählich wieder aufsteigen. Am Grunde angelangt, reiten wir über eine hölzerne Brücke, und der unaufmerksame Reisende könnte dieselbe ahnungslos passieren, wenn ihn nicht plötzlich ein aus der Tiefe heraufdringendes Gekreisch von Vögeln erschreckte. Unter uns gähnt ein tiefer Abgrund, eine enge Felsenschlucht mit senkrechten Wänden, an deren Grunde der Rio Sumapaz dahinbraust. Zahllose Vögel sitzen auf den Felsvorsprüngen oder flattern in der Tiefe umher. Bald bemerkt man, dafs die hölzerne Brücke, auf welcher wir stehen, auf einer natürlichen, aus Steinen und Erde bestehenden, Brücke errichtet ist. Man kann an der Seite zu dieser natürlichen Brücke hinabsteigen und unter einen dieser Brückensteine kriechen, der mit zahlreichen eingekritzelten Namen bedeckt ist: durch ein Loch im Boden erblickt man den Grund der Schlucht. Einige Meter tiefer liegt eine kleine Terrasse, von der man eines vortrefflichen Einblickes in die Schlucht und einer deutlichen Ansicht der Brücke geniefst. Dieselbe besteht aus einem doppelten Felsbogen, auf welchem die Pfähle der Holzbrücke ruhen. Der obere Bogen, unter den wir erst gekrochen waren, scheint ein einziger grofser Sandsteinblock zu sein, während der untere, soviel wir er-

kennen können, aus mehreren Sandsteinblöcken besteht, die sich gegen einander und gegen die Wände der Schlucht festgekeilt haben. Diese selbst bestehen aus abwechselnden Bänken von Sandstein und Schiefer in nahezu horizontaler Lagerung.

Der französische Reisende André hat eine eingehende Untersuchung dieser Schlucht von Pandi vorgenommen und im Tour du monde in anmaſslichem Tone beschrieben. Sein schweizerischer Begleiter lieſs sich an langen Rejos, d. h. aus Ochsenhaut gedrehten Seilen, hinab, bis er mit seinen Füſsen in das Wasser tauchte, und brachte einen jener Vögel als Beute zurück. Es zeigte sich, daſs diese Vögel identisch mit den Guácharos sind, welche Humboldt zuerst in der Höhle von Caripe in Venezuela gefunden hat, und welche als Steatornis Caripensis beschrieben worden sind. Die Tiefe der Schlucht, von der Holzbrücke zum Wasserspiegel gerechnet, ergab sich zu 84 m, die Tiefe des Wassers selbst nimmt André zu 18 m an; die Breite der Schlucht beträgt, auf einer Strecke von 300 m, nur 10—15 m; sogar die hölzerne Brücke hat nur eine Länge von 12,6 m. Jener Schweizer bemerkte zu seinem Erstaunen, daſs der untere der beiden Bogen nicht ganz aus Sandstein, sondern auf der Unterseite aus Schiefer besteht; André folgert daraus, daſs derselbe nicht durch lose Felsblöcke gebildet sei, welche sich in der engen Schlucht eingekeilt hätten, wie es dem Beobachter zunächst erscheint, sondern daſs er ein stehengebliebener Rest anstehenden Gesteines sei, und verkündet triumphierend, daſs er das geologische Rätsel, welches der Welt für Jahrhunderte verborgen gewesen, nun definitiv gelöst habe. Es ist auffallend, daſs Humboldt gerade umgekehrt den oberen Bogen für anstehend, den unteren für lose Blöcke hielt. In Wahrheit dürften beide Brücken eingekeilte Felsmassen sein, welche aber nicht durch den Fluſs von fern herbeigewälzt wurden, sondern unmittelbar dem oberen Rande der Schlucht entstammen. Warum sollten diese Felsblöcke nicht den Sandstein und Schiefer verbunden zeigen können? Das Auffallende besteht überhaupt nicht so sehr in der Bildung der Brücken, welche wir in

kleinerem Maſsstabe z. B. im Uttewalder Felsenthore in der sächsischen Schweiz wiederholt finden, sondern in der Bildung dieser tiefen und engen Schlucht mit vollkommen senkrechten Wänden. Man hat dieselbe meist als eine Spalte aufgefaſst, welche sich durch ein Erdbeben gebildet habe, wahrscheinlich mit Unrecht. Abwärts von der Brücke ist die Schlucht gewunden und verbreitert sich allmählich, aufwärts geht sie ebenfalls aus einem breiteren, wenn auch immer noch steilwandigen, Thale hervor, welches unter einem rechten Winkel gekrümmt ist. Eine Erdbebenspalte hat keinen solchen Verlauf. Die Schlucht von Pandi verdankt ihre Entstehung vielmehr der Kraft des reiſsenden Gebirgsflusses selbst, welcher in Folge der fast horizontalen Lagerung der Schichten und in Folge der Überlagerung weicherer Schiefer durch sehr harten Sandstein, also in Folge derselben Lagerungsverhältnisse, denen wir in der Schlucht des Tequendama begegneten, in dieser Weise wirken konnte.

8. Das Thal des Rio Bogotá.

Wir haben den Rio Bogotá verlassen, wie er den gewaltigen Wasserfall des Tequendama bildete und sich aus dem trägen Fluſs der Hochebene in einen reiſsenden Bergstrom verwandelte. Um zu dieser unteren Thalstrecke zu gelangen, schlägt man gewöhnlich den Weg ein, der in Cuatro Esquinas die von Bogotá nach Facatativá führende Landstraſse verläſst und über El Pencal und Barroblanco nach Tena hinabführt. Ich wählte statt dessen den Weg, der von dem in einer südlichen Ausbuchtung der Hochebene gelegenen Dorfe Bojacá über den See von Pedropalo gleichfalls nach Tena führt, einen Weg, von dem man nach der bekannten Inschrift sagen könnte: dieser Weg ist kein Weg, wer ihn aber doch geht, mag Acht geben, daſs er sich nicht den Hals dabei bricht; denn der Mensch hat für diesen Weg kaum etwas anderes gethan, als Bäume quer über denselben zu fällen.

Bald nachdem wir die Randhöhe der Hochebene überschritten haben, sind wir in einen auſserordentlich üppigen Wald eingetreten. In tiefer Waldeinsamkeit, welche nur eine

einzelne Hütte unterbricht, liegt hier der kleine See von Pedropalo, an unsere waldumschlossenen norddeutschen Seen erinnernd, wenn man den verschiedenen Charakter des Waldes übersieht und vergifst, dafs man sich 2000 m über dem Meeresspiegel befindet. Erst kurz vor dem Dorfe Tena tritt man aus dem Walde heraus, und mit dem Walde verläfst uns zugleich der dicke, vom Thale heraufziehende Nebel, welcher uns den ganzen Tag eingehüllt hat; blauer Himmel schaut auf uns hernieder, die Sonne sendet kräftige Strahlen, aber die Luft besitzt hier noch jene Reinheit und gesunde Frische, welche für Körper und Geist so wohlthuend ist. Besonders von dem kleinen Hügel, auf welchem der Kirchhof von Tena liegt, bietet sich eine entzückende Aussicht dar. Im Norden zieht sich in gezackter Linie die steile Felsmauer hin, in welcher die Hochebene abfällt; ihr Fufs wird durch einen dichten Wald bekleidet, der beinahe bis zum Dorfe herabreicht und dessen dunkele blaugrüne Farbe einen malerischen Kontrast zu dem hellen Grün des Zuckerrohrs und des Pisangs bildet. Einer der vielen Bergsporne, welche sich von dieser Felsmauer thalabwärts ziehen, versperrt die Aussicht im Westen. Nach Südwesten schweift der Blick über zahllose niedrigere Hügel, unter denen ein vollkommen horizontaler Rücken mit steil abfallenden Wänden die Aufmerksamkeit fesselt; es ist das Plateau, welches die Stadt La Mesa trägt. Im Südosten wird die Aussicht durch eine hohe, charaktervolle Bergkette mit schroffem Absturz und sägenartig gezacktem Kamme begrenzt, der uns gegenüber seine nordnordöstliche Richtung verläfst, sich in beinahe östlicher Richtung immer weiter zurückzieht und mit den Randbergen der Hochebene verschmilzt, mit denselben einen gewaltigen Felsenkessel bildend. Aber wenn wir genauer zusehen, bemerken wir, dafs der eigentliche Kamm an jener Ecke abbricht und erst jenseits des Thales, als einer der Randberge der Hochebene, in genau derselben Richtung wieder hervortritt, dafs also das Thal selbst quer auf die Streichrichtung der Schichten und der ursprünglichen Gebirgskämme eingeschnitten ist. Es ist der Rio Bogotá, welcher hier eingeschnitten hat und immer noch weiter einschneidet, denn im äufsersten Hinter-

grunde jenes Felsenkessels verkündet uns eine Dampfwolke die Lage des Tequendamafalles, wo er heute am energischsten an der Vertiefung seines Bettes arbeitet.

Der Weg von Tena nach La Mesa führt durch gewelltes Terrain, grofsenteils Schieferboden, auf dem viele grofse Sandsteinblöcke als Zeugen der allmählichen Abtragung des Gebirges umherliegen. Einzelne hohe Laubbäume sind die letzten Reste des Waldes, welcher ehemals diesen Boden bekleidete, nun aber schon lange gerodet worden ist, während im höheren Teile der Berghänge der Mensch erst seit kurzem mit zerstörender Hand eingreift.

Allmählich haben wir uns La Mesa genähert und steigen nun zu der merkwürdigen Geröllebene hinan, auf welcher die Stadt liegt und welcher sie ihren Namen verdankt, da solche Geröllebenen oder Schotterterrassen hier allgemein als Mesas (Tische) bezeichnet werden. Was diese Mesa vor den meisten übrigen Schotterterrassen so auszeichnet, ist ihre vollkommene Isolierung und ihre Lage viele hundert Meter über dem heutigen Flufsspiegel, ein beredtes Zeichen für die gewaltigen Veränderungen, welche die Gestalt des Gebirges seit geringer geologischer Vergangenheit erlitten hat. Nördlich ist eine kleinere, niedrigere Mesa angelehnt, und daneben findet sich ein spitzer Bergkegel, der ebenfalls aus Gerölle besteht und früher jedenfalls mit der Mesa zusammenhing. Auf derselben entspringen merkwürdigerweise Quellen, am Fufse derselben haben sich einige Reste des ursprünglichen üppigen Waldes erhalten.

Auch unterhalb La Mesa führt unser Weg in südwestlicher Richtung durch gewelltes Schiefergebiet. Bald reiten wir zu einem kleinen Thälchen hinab, bald steigen wir wieder zu einer Anhöhe empor, bald können wir auch in etwas schnellerem Tempo über eine jener Schotterterrassen traben. Wir nähern uns immer mehr dem Flusse, der auch hier noch ein echter Gebirgsflufs ohne Thalaue ist. Das freundliche und darum mitunter als Sommerfrische aufgesuchte Anapoima liegt noch 100 m über dem Flufsspiegel, die Häusergruppe von Las Juntas ist am Flufsufer selbst in einem Hain von Bäumen reizend gelegen. Von rechts mündet hier der ruhige und klare Rio

Apulo ein, der schon lange vorher in einer von Palmen bestandenen Aue geflossen ist und zu dem breiteren, aber reifsenden und trüben Rio Bogotá einen auffallenden Gegensatz bildet.

Wir sind hier an eine Bergkette herangetreten, welche sich vom Alto del Trigo aus bei Vianí (Virginia) vorbei mit südlicher Streichrichtung bis hierher erstreckt, aber nach Süden zu immer niedriger wird und statt des Schiefers weifsen Quarzsandstein zeigt. Nach einer Weile durchbricht der Rio Bogotá in einem ziemlich breiten Thale diese Bergkette und tritt in einen westlicheren Thalzug ein, welcher aus rotem Thon und Sandstein besteht. Dieser geologische Wechsel ist auch für den Vegetationscharakter in hohem Grade bedeutsam. Die Flufsaue ist reich an Palmen, welche mitunter förmliche Haine bilden, aber in der Vegetation der Hügel spricht sich entschiedenste Trockenheit aus; kein üppiger Urwald, sondern ein niederer, lichter Wald, in welchem die Mimosenform überwiegt; und wo der Wald geschwunden ist, trägt das Land stellenweise fast den Charakter der Wüste; nur Cacteen und wenige andere stachlige Sträucher unterbrechen hier und da die Kahlheit des roten Bodens, in welchen sich das Regenwasser eingewühlt und an vielen Stellen Erdpyramiden geschaffen hat. Glühend strahlt dieser Boden die Sonnenstrahlen zurück. Hier findet höchstens der Esel ein dürftiges Futter.

Beim Eintritt des Rio Bogotá und des Weges in diese Landschaft liegt, auf einer Schotterterrasse nahe dem Flusse, der alte Ort Tocaima, welchen das heifse trockene Klima zusammen mit dem angenehmen Flufsbade und einer Schwefelquelle, der sogenannten Catarnica, zu einem beliebten Badeorte, dem columbianischen Aachen, gemacht haben. Abwärts finden sich an dem Wege nach Peñalisa (Ricaurte) nur einzelne Hütten; das einzige Dorf, Agua de Dios, ist ein grofses Hospitaldorf für die Aussätzigen des Staates Cundinamarca; jenseits desselben reiten wir wieder in die gleiche dünn bewohnte Landschaft hinein. Erst kurz vor Peñalisa wird die Vegetation reicher, drängen sich die Ansiedelungen etwas dichter zusammen. Felder von Tabak und Indigo sind neben den ge-

wöhnlichen Anpflanzungen der Nahrungsgewächse an die Stelle des Buschwaldes getreten, welcher noch vor dreifsig Jahren hier den Boden einnahm. Unter den Palmen, die hier ziemlich reichlich auftreten, findet sich auch die Kokospalme, eine auffallende Erscheinung bei einer so grofsen Entfernung von der Meeresküste.

Wir haben hier wieder den Magdalenenstrom erreicht, der ein Stückchen oberhalb den Rio Fusagasugá, ein Stückchen abwärts den Rio Bogotá empfängt und gerade an dieser Stelle seine gewöhnliche nordnordöstliche Richtung verläfst, um für eine Weile nach Westen zu fliefsen. Eine Stunde westlich von hier, auf der anderen Seite des Rio Bogotá, liegt malerisch an Tufffelsen ansteigend der Ort Jirardot, bei welchem der Hauptweg von Bogotá nach den Staaten Tolima und Cauca den Magdalenenstrom überschreitet. Seit kurzem überspannt eine kühne Eisenbrücke den Strom, der hier nicht mehr viel breiter als die Elbe in der sächsischen Schweiz ist; eine Eisenbahn soll von hier nach Bogotá hinaufgeführt werden und ist bis Tocaima fertig gestellt. Die Sandsteinrücken, welche das Thal des Rio Bogotá im Westen begrenzen, brechen westlich von Jirardot an den Ufern des Magdalenenstromes ab. Südlich desselben breitet sich die weite, mit Gras und Gebüsch bestandene Ebene von Espinal aus, an welche sich nach Süden, aber schon aufserhalb unseres Gesichtskreises, die etwas höher gelegenen Ebenen von Neiva u. s. w. anschliefsen. Westlich über der Ebene von Espinal ist in dunstigen Umrissen die Centralkordillere sichtbar.

9. Mineralschätze und gewerbliche Unternehmungen.

Nahe dem Nordende der Hochebene von Bogotá, etwa sechs Reisestunden von der Hauptstadt entfernt, liegt Zipaquirá, das vielleicht bestimmt ist, einmal der Mittelpunkt columbianischer Industrie zu werden. Zipaquirá ist in der wissenschaftlichen Litteratur durch Humboldt bekannt geworden, der in seinem Aufsatze über die Hochebene von Bogotá aus-

führlich das Salzlager von Zipaquirá bespricht und in der Erhebung desselben um mehr als 2600 m über den Meeresspiegel eines der merkwürdigsten Probleme der Geologie sieht. Auch heute bieten sich dem Verständnis noch Schwierigkeiten dar, aber die Verhältnisse erscheinen uns doch nicht mehr so rätselhaft wie zu Humboldts Zeit, denn das Salz von Zipaquirá und von anderen Punkten in den columbianischen Anden ist keine jugendliche Bildung, sondern wurde bereits in der Kreidezeit aus dem Meere ausgeschieden und bei Bildung des ganzen Gebirges in diese Höhe gehoben.

Das Steinsalz findet sich nur in einem Hügel, der sich unmittelbar westlich von der Stadt aus der Ebene zu mäfsiger Höhe erhebt und nur wenige Kilometer lang und breit ist. Nördlich und südlich trennen ihn kleine Schluchten ab, jenseits derer sich auch keine Spur von Salz mehr findet, und ebenso scharf scheint dessen Vorkommen nach Westen begrenzt zu sein. Auch der untere Teil des Salzhügels selbst wird nicht durch Salz, sondern durch schieferigen Sandstein eingenommen; erst darauf lagert das Steinsalz mit Zwischenschichten von dunkelem Thon, Gyps und Anhydrit. Mutterlaugensalze, welche z. B. in Stafsfurt eine so wichtige Rolle spielen, scheinen hier ganz zu fehlen. An mehreren Stellen treten salzhaltige Quellen hervor.

Als Humboldt Zipaquirá besuchte, gewann man das Salz noch auf dieselbe Weise wie es die Indianer vor der spanischen Eroberung gewonnen hatten, nämlich teils durch Kochen der wenig gesättigten Salzquellen, wobei natürlich eine sehr grofse Menge von Brennholz verbraucht wurde, teils direkt durch Tagebauten, ähnlich wie man etwa den Lehm in einer Lehmgrube absticht; grofse Massen von Thon mufsten abgeräumt werden und wurden später äufserst hinderlich, der Regen löste das Salz auf, zahlreiche Erdrutsche waren die unausbleibliche Folge. Auf Wunsch des Vicekönigs reichte Humboldt demselben eine Denkschrift[1]) ein, in welcher er Vorschläge für eine bessere Art der Salzgewinnung machte; mit der Durchführung derselben

[1]) Abgedruckt in Anales de la instruccion publica IV, S. 303 ff.

wurde ein sächsischer Bergmann, namens Wiesner, betraut, der von der spanischen Regierung nach den Silberwerken von Santa Ana geschickt worden war. Man ging jetzt zu unterirdischem Betriebe über, der sich leicht einrichten liefs, da die Bodengestaltung die kostspielige Heraufbeförderung aus grofser Tiefe unnötig machte. In einem Netzwerk über einander gelegener Stollen, deren Mündungen sämtlich über der Ebene liegen, wird das Salz gebrochen und durch Ochsenkarren an das Tageslicht gebracht. Ein grofser Teil des Salzes wird so, wie es aus dem Stollen herauskommt, an die Händler verkauft (im Jahre 1883 zu $5^1/_2$ bis 6 Realen pro Arroba d. i. $12^1/_2$ kgr.), ein anderer Teil bedarf erst der Reinigung, welche in der Fabrik am Fufse des Hügels vorgenommen wird. Geprefstes reines Salz hatte einen Preis von 11—12 Realen pro Arroba d. h. von 30—35 Pf. pro Kilogramm.

In der Nähe von Zipaquirá, bei Nemocon, bei Sesquilé, bei Tausa giebt es noch mehrere kleine Salzwerke, die sich zum Teil in ziemlich verwahrlostem Zustande befinden. Sie alle sind Staatseigentum und werden von Regierungsbeamten verwaltet, denn die Gewinnung des Steinsalzes ist in Columbien ein Monopol des Staates und bildet nächst den Zöllen dessen wichtigste Einnahmequelle. 1877 bis 1881 wurde ein durchschnittlicher Reingewinn von einer Million Fuertes aus den Salzbergwerken erzielt, wovon 650 000 $ auf Zipaquirá kamen. Die durchschnittliche Produktion betrug in den genannten Jahren 8 400 000 kgr. in Zipaquirá und 11 750 000 kgr. überhaupt.

Aber das Salz ist nicht der einzige mineralische Reichtum von Zipaquirá, denn ungefähr dreiviertel Stunden südwestlich vom Orte, am Wege nach Tenjo, befindet sich ein ergiebiges Kohlenbergwerk. Fast überall an den Randhöhen der Hochebene und an manchen anderen Stellen der Kordillere von Bogotá tritt, ungefähr an der Grenze des weifsen Quarzsandsteins und des roten Sandsteines und Thones, innerhalb schwarzen Schieferthones Kohle auf, die ihrer Beschaffenheit nach eine Mittelstellung zwischen Steinkohle und Braunkohle einnimmt, aber sich mehr jener nähert. Manchmal sind es nur unbedeutende Schmitzen, bei

Bogotá treten, in auffällig gekrümmter Lagerung, zwei Flötze auf, von denen das eine ½ m, das andere 1½ m mächtig ist, bei Zipaquirá werden fünf, je 0,8—1 m mächtige, Flötze gezählt. Wenn diese Kohlenvorkommnisse auch nie eine Industrie hervorrufen werden, welche der englischen oder der rheinisch-westfälischen oder auch der sächsischen Industrie ebenbürtig wäre, so lohnen sie doch entschieden den Abbau und können kleineren industriellen Unternehmungen zur Grundlage dienen. Bereits heute wird die Kohle bei Bogotá namentlich zum Zwecke der Gasbereitung, bei Zipaquirá und anderen Orten zur Reinigung des Steinsalzes, bei Subachoque und Pacho für die dortigen Eisenwerke abgebaut.

Pacho ist eine kleine Tagereise westlich von Zipaquirá gelegen. Der Weg steigt gleich hinter der Stadt über den Salzhügel zum Páramo hinauf, führt einige Zeit auf demselben hin und senkt sich dann durch Wald nach dem Dorfe Pacho hinab, das 1800 m über dem Meere, also bereits in der Kulturlandschaft der tierra templada, aber fast unmittelbar am Waldesrande liegt. Die Hacienda Pacho ist noch eine Viertelstunde weiter entfernt und liegt auf einer langen, nach Westen sanft abgedachten, zu beiden Seiten durch Flufsthäler abgeschnittenen Ebene, einer jener Schotterterrassen, für welche uns die Ebene von Fusagasugá ein Beispiel abgab. Und auch die Landschaft jenseits der beiden Flüsse trägt einen ähnlichen Zuschnitt wie bei Fusagasugá; unten kahle oder nur mit Graswuchs bekleidete, scharfgeprägte Felsgipfel, darüber waldbekleidete Sandsteinwände. Die Schönheit dieser Landschaft, das köstliche Klima, das nur wenig um eine mittlere Temperatur von 20° C. schwankt, die gastliche Aufnahme und gute Verpflegung im Hause des Herrn Bunch gestalteten die Tage in Pacho zu den schönsten meines Aufenthaltes in Columbien.

Schon in den zwanziger Jahren veranlafste das Auftreten vorzüglichen Eisenerzes, zu welchem sich Kohle und Kalk gesellen, einen eingewanderten Engländer, den Vater des Herrn Bunch, hier ein Eisenwerk anzulegen, das bis vor kurzem das einzige im ganzen Lande geblieben ist. Man hat sich bisher

auf die Herstellung von Roheisen zum Gebrauche der Schmiede und von einfachen landwirtschaftlichen Maschinen, namentlich von Zuckermühlen (Trapiches), beschränkt, und auch diese verfertigt man nur auf direkte Bestellung und gegen Vorausbezahlung der Hälfte des Betrages, nicht auf Vorrat, wie man die Produktion überhaupt in bescheidenen Grenzen hält. Ich habe von Nordamerikanern dieses Geschäftsverfahren tadeln hören; sie meinten, nach dem bekannten Geschäftsgrundsatze, dafs bei stärkerer und daher billigerer Produktion auch der Absatz sich vermehren und dadurch doch wieder den gleichen, wenn nicht gröfseren, Ertrag abwerfen würde. Sicher liegt etwas Wahres in dieser Bemerkung, und es ist anzunehmen, dafs die Konkurrenz von Subachoque auch in Pacho ein regeres Leben hervorrufen wird, aber man mufs sich hüten, bewährte Geschäftsgrundsätze der Kulturländer ohne weiteres auf ein unentwickeltes und dabei so gebirgiges Land wie Columbien zu übertragen. Denn bei dem Mangel an guten Verkehrswegen ist es doch immer nur in einem beschränkten Gebiete möglich, die europäische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, der Absatz ist daher keineswegs ungemessener Vermehrung fähig, namentlich aber ist die Zahl der soliden Abnehmer beschränkt, auf deren pünktliches Zahlen gerechnet werden kann. Wollte man ohne die gegenwärtigen Vorsichtsmafsregeln verkaufen, so würde so viel Geld ausstehen bleiben, dafs die Preise eher noch erhöht werden müfsten.

Weniger schön, aber für den Verkehr günstiger ist die Lage von La Pradera bei Subachoque, wo die Herren Barriga und Arango in den letzten Jahren mit Unterstützung der Regierung ebenfalls ein Eisenwerk angelegt haben. Das Dorf oder Städtchen Subachoque liegt in einer nordwestlichen Bucht der Hochebene von Bogotá, La Pradera anderthalb Stunden davon entfernt, in dem breiten, sanft geneigten Thale, das die Fortsetzung dieser Hochebenenbucht bildet; die Kohle wird in unmittelbarer Nähe von La Pradera gebrochen, das Eisenerz, das auch hier von sehr guter Beschaffenheit sein soll (57 Prozent Eisen), steht eine Stunde weiter am Wege nach Zipaquirá an. Als ich La Pradera zum ersten Male besuchte, war das Werk noch in den ersten

Anfängen, ein Jahr später hatte es unter der Leitung eines Deutschamerikaners, Miller, bedeutende Fortschritte gemacht und nahte sich der Vollendung; die meisten aufgestellten Maschinen waren im Werke selbst gegossen worden, eben war man dabei, eine Maschine zur Anfertigung von Eisenbahnschienen aufzustellen, die Regierung des Staates Cundinamarca hatte bereits Schienen für die Hochebenenbahn bestellt (vergl. S. 100).

Auch einige Stunden südlich von Subachoque, nämlich in Agualarga (vergl. S. 48), regte sich gewerblicher Unternehmungsgeist. Die Gerberei, welche wir bereits auf unserer Hinreise hier kennen lernten, war vollendet, als ich den Ort anderthalb Jahre später von neuem besuchte; sechs deutsche Schuhmacher waren vor kurzem hier eingetroffen und hatten ihre Arbeit in der Schuhwarenfabrik begonnen. Man dachte, in derselben täglich 300—500, also jährlich 100000—150000 Paar Stiefel und Schuhe zu verfertigen, und hoffte, da die Häute hier ziemlich billig sind und gute Wasserkraft zur Verfügung steht, ein Paar Stiefel für 2 $ liefern zu können und dadurch die importierten Schuhwaren nicht nur in Bogotá, sondern auch in den übrigen Landesteilen zu verdrängen und zugleich immer weitere Volksschichten zu veranlassen, Lederstiefel statt der Strohsandalen zu tragen. Mir scheint, daſs dieser letztere Prozeſs sich jedenfalls nur sehr allmählich vollziehen wird und daſs, selbst wenn man sehr hohe Eingangszölle auf Schuhwaren einführte, die Fabrik von Agualarga in Folge der schlechten Verkehrsverbindungen doch nicht auf Absatz in den westlichen Landesteilen und an der Küste wird rechnen können, daſs man also die Produktion in viel zu groſsem Maſsstabe eingerichtet hat, ein Fehler, der schon verschiedene industrielle Unternehmungen in Columbien zu Grunde gerichtet hat. Man hatte den deutschen Werkführer beauftragt, die nötigen Maschinen in Deutschland einzukaufen und mitzubringen; er hatte Maschinen gewählt, wie sie zur Verfertigung der Form von Schuhen dienen, die bei uns gerade Mode war; bei seiner Ankunft in Columbien sah er aber zu seinem Schreck, daſs man dort einer anderen Mode huldigte, und daſs sämtliche Maschinen

unbrauchbar wären. Gleichfalls ein charakteristisches Beispiel für die Kurzsichtigkeit der columbianischen Unternehmer, die daran gar nicht gedacht hatten!

Die deutschen Schuhmacher schienen übrigens durch ihren neuen Aufenthaltsort ziemlich enttäuscht zu sein; man hatte ihnen das herrliche Klima gerühmt, das ja allerdings gesund und fieberfrei ist, nun hatten sie den ganzen Tag Nebel und Regen; man hatte ihnen hübsche Wohnungen versprochen, die columbianischen Unternehmer hatten dies Versprechen ihrer Meinung nach auch erfüllt, aber sie wufsten nicht, dafs auch der einfachste deutsche Arbeiter ein besseres Zimmer gewohnt ist als ein columbianischer Peon, ja als mancher columbianische Haciendenbesitzer. Die Deutschen waren vorläufig ganz isoliert, weil sie des Spanischen unkundig waren und überhaupt nur ihre Muttersprache sprachen. Ihre Unkenntnis des Landes und seiner Verhältnisse suchte man zu benutzen, um sie um einen Teil ihres Lohnes zu betrügen, indem man ihnen für jede Mark, die im Kontrakte ausgemacht war, nur 25 Centavos gab, statt nach dem geltenden Kurse von 20 bis 25 Procent etwa 30 Centavos. Der Kontrakt war durch Vermittelung einer deutschen Firma abgeschlossen worden, welche die Interessen ihrer Landsleute wohl nicht so wahrgenommen hat, wie sie es hätte thun sollen. Meiner Meinung nach hätte es sowohl im Interesse der Unternehmer wie der deutschen Arbeiter gelegen, wenn man diesen durch Bezahlung der Reise ermöglicht hätte, ihre Frauen mitzubringen, denn unter den jetzigen Verhältnissen werden sich dieselben nie hier wohl fühlen und sobald wie möglich ihre Stellen zu verlassen trachten.

10. Haciendas und Estancias.

Der gröfsere Teil des Landes in der Kordillere von Bogotá befindet sich bereits in festen Händen, denn die Thäler und Ketten zwischen dem Magdalenenstrome und der Hochebene von Bogotá, die Hochebene selbst, das Thal des Rio Negro und das Valle de Tenza auf der Ostseite des wasserscheidenden Kammes, die Flufsgebiete des Rio Fusagasugá und des Rio

Bogotá gehören zu den bestbesiedelten Teilen Columbiens. In den zusammenhängenden Urwäldern dagegen, welche den gröfseren Teil des Ostabhanges der Kordillere bedecken und auch an den westlichen Abhängen noch vielfach auftreten, giebt es noch sehr viele tierra baldía, d. h. Staatsland, das für einen billigen Preis an denjenigen abgetreten wird, der sich anheischig macht, den Wald zu roden und Viehweiden oder Anpflanzungen an seine Stelle zu setzen. Allzu streng wird diese Bedingung freilich nicht gehandhabt; der neue Eigentümer braucht nur ein kleines Stückchen seines viele Quadratkilometer grofsen Gebietes in Kultur zu nehmen, um seiner Verpflichtung vollkommen zu genügen.

Stellenweise, z. B. um Fómeque, im Valle de Tenza u. s. w., zerfällt das Land in kleine Parzellen, welche von selbständigen Eigentümern, Bauern könnte man sagen, bewirtschaftet werden, der gröfsere Teil des Landes aber gehört zu Hacienden, die mitunter mehrere tausend Hektare umfassen. Die Hacienda Tena (vergl. S. 194) z. B. ist 3100 Hektare, d. i. über 12 000 preufsische Morgen grofs und begreift, da sie von der Laguna de Pedropalo (2000 m) bis zum Puente de Colejio (750 m) hinabreicht, die verschiedensten Temperatur- und Vegetationsregionen. Die Hacienda Peñalisa (vergl. S. 166 und 196 f.) ist vielleicht noch gröfser, wenn auch weniger mannigfaltig. Und derartige Hacienden sind keineswegs Ausnahmen. Es wäre eine dankbare Aufgabe für eine nationalökonomische Untersuchung, die sich freilich nur in Columbien selbst anstellen liefse, dieser Verteilung des Grundeigentums und ihren Ursachen weiter nachzuspüren.

Die Bauerngüter und die kleinen Pachtungen, welche zu den Hacienden gehören, unterscheiden sich nur wenig von einander; fafst man sie doch auch unter dem Namen Estancias[1]) zusammen, um den Gegensatz gegen die grofsen Haciendas zu bezeichnen. Ihre Landwirtschaft ist auf den täglichen Bedarf gerichtet; eine Roza von Mais, ein Platanal, d. h. eine Anpflanzung von Bananen, ein Cañal, d. h. ein Zuckerrohrfeld,

[1]) In Argentinien wird der Name Estancia für Hacienda gebraucht.

etwas Yuca (Maniokwurzel) und Arracacha, einige Kaffee- und Baumwollenstauden bilden ihren Ackerbau, einige Hühner und Schweine, die sich von den Abfällen des Hauses nähren, einige Stück Rindvieh, mitunter auch ein Paar Pferde oder Maultiere, die auf den kleinen, ungepflegten Potreros[1]) weiden, ihre Viehzucht. Der Betrieb geschieht meist mit den rohesten Mitteln; das grofse Waldmesser, Machete, mufs die meisten anderen Werkzeuge ersetzen; eine Vereinigung der Nachbarn zur Anschaffung von Maschinen oder zu gemeinsamen Anlagen ist nirgends durchgeführt, ja es hat überhaupt noch niemand an die Möglichkeit solcher Vereinigungen gedacht. Was man nicht im eigenen Haushalte verbraucht, bringt man zum Verkauf auf den nächsten Markt, um dafür die landwirtschaftlichen Erzeugnisse anderer Höhenzonen, um Hosen aus Santander, Ruanas aus Boyacá, Strohhüte von Suaza oder Zapatoca einzutauschen oder im Laden des Ortes europäische Waren zu kaufen.

Der Betrieb der grofsen Hacienden trägt in mehrfacher Beziehung ein anderes Gepräge. Man baut hier nicht alles und jedes, sondern beschränkt sich auf einige wenige Nutzgewächse, welche reicheren Ertrag versprechen: Weizen und Kartoffeln im Hochland, Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, vielleicht auch Reis, Tabak und Indigo in den tieferen Regionen. Auf den grofsen Potreros, auf welchen man Guinea und Pará oder im Hochlande Klee und Luzerne gesäet hat, hält man Herden von Pferden, Maultieren und Rindern, da Stallfütterung höchstens für die Reitpferde des Herrn üblich ist. Hier und da hat man gröfsere Maschinen, eiserne Trapiches, die durch Wasser oder Dampf getrieben werden (vergl. S. 164), gute Einrichtungen zum Schälen, Trocknen und Rösten des Kaffees (vergl. S. 166) und dergl., öfters aber wird das Getreide noch ausgedroschen, indem man Pferde darüber hinjagt, und sind die übrigen Einrichtungen in ähnlicher Weise primitiv. Die Produkte der Ernte oder der Aufzucht werden nicht zum nächsten Markte, sondern auf den Markt der gröfseren Stadt gebracht, auf

[1]) In anderen Landesteilen, z. B. in Antióquia, ist dafür der Ausdruck Mangas üblich.

welchem sich Käufer aus allen Landesteilen zusammenfinden; sind diese Produkte jedoch, wie Kaffee, Häute u. s. w. für das Ausland bestimmt, so werden sie an einen Grofskaufmann verkauft oder auch direkt und für eigene Rechnung nach Europa oder den Vereinigten Staaten versandt.

Wenn man die Wohngebäude der Hacienden sieht, denkt man allerdings zunächst nicht, dafs dazu grofse Ländereien von mehreren tausend Hektaren gehören. Mit einer Hacienda werden wohl die meisten meiner Leser die Vorstellung eines üppig eingerichteten Landhauses verbinden, aber diese Vorstellung entspricht für Columbien nicht der Wirklichkeit; von Schlössern, wie sie die grofsen Rittergüter des nordöstlichen Deutschlands zieren, ist hier ebensowenig die Rede. Nur in wenigen Hacienden, aufser auf der Hochebene von Bogotá, kann eine Familie einigermafsen behaglich wohnen, oft besteht das ganze Herrenhaus aus zwei schlecht eingerichteten Zimmern. Kommen doch auch die Señora und die Familie selten genug auf die Hacienda hinaus, ziehen es doch selbst die meisten Herren vor, in Bogotá oder in der nächsten Stadt zu wohnen und einen Laden zu halten oder als Ärzte und Advokaten zu prakticieren und nur ein- oder zweimal im Jahre zur Musterung des Viehs oder zur Ernte ihr Gut zu besuchen, statt ihre ganze Kraft und Einsicht der Verwaltung und Verbesserung desselben zu widmen! Auf den meisten Hacienden mittlerer Gröfse wird die Verwaltung einem Mayordomo anvertraut, der oft gerade nur lesen und schreiben und die vier Species kann, der die Wirtschaft ihren alten Schlendrian gehen läfst und nicht im Stande ist, Verbesserungen einzuführen. Die Abwesenheit der Besitzer ist zum grofsen Teile an dem niedrigen Stand der columbianischen Landwirtschaft schuld. Es giebt viel zu wenig junge Männer der höheren Klassen, welche sich derselben ganz widmen, Urwaldländereien für niedrigen Preis kaufen und in Kulturland verwandeln. Freilich ist die Rodung des Waldes, die Anschaffung der für Zucker- und Kaffeepflanzungen nötigen Maschinen, auch die Anschaffung guter Zuchttiere, mit bedeutenden Kosten verknüpft, aber im allgemeinen würde sich das aufgewandte Kapital nach wenigen Jahren reichlich verzinsen.

Während der spanischen Herrschaft und teilweise auch noch in den ersten Jahrzehnten der Republik wurden die Hacienden, je nach ihrer Lage, durch Negersklaven oder durch hörige Indianer bewirtschaftet. Heute ist die Sklaverei und jede rechtliche Verpflichtung der Indianer zur Arbeit aufgehoben, die Bewirtschaftung geschieht teils durch Tagelöhner (Peone), die zwei bis vier, in manchen Gegenden auch sechs Realen Tagelohn erhalten, oder durch Pächter (Arrendatarios), die aber ihre Pacht meist nicht in barem Gelde, sondern in Arbeit entrichten, sei es, daſs sie diese Arbeit selbst leisten oder sich durch gemietete Tagelöhner vertreten lassen.

Das Verhältnis zwischen Grundbesitzern, Pächtern und Tagelöhnern ist freilich thatsächlich viel weniger ideal, als es hiernach erscheinen möchte. Sowohl Pächter wie Tagelöhner sind in hohem Grade vom Grundbesitzer abhängig. Der Grundbesitzer ist meist zugleich Eigentümer der Tienda, und die Gutsinsassen sind genötigt, alle ihre kleinen Bedürfnisse, selbst die Chicha, von ihm zu entnehmen; es liegt in seinem Interesse, wenn ihr Name stets im Schuldbuche angeschrieben bleibt. Höchst selten besteht ein eigentlicher Pachtvertrag; ist der Pächter dem Gutsbesitzer nicht zu Willen, so muſs er binnen wenigen Tagen Haus und Hof verlassen und verliert alle Früchte seiner Arbeit. Gerichtliche Klagen haben selten Erfolg, denn der Richter ist meist ein Mann aus dem Dorfe und ist gleichfalls in völliger Abhängigkeit von den Grundbesitzern oder wenigstens deren Versprechungen und Gelde leicht zugänglich[1]). Eine so groſse Rolle demokratische Gleichheit im Munde columbianischer Politiker spielt, so wenig ist in Wahrheit von derselben zu spüren.

Der eigentliche Tagelöhner oder die Tagelöhnerin haben kein anderes Heim als irgend einen Winkel des Hauses oder des Trapiches, in dem sie sich ihr Lager bereiten; gefällt es ihnen nicht mehr, so begeben sie sich mit ihrem leichten Bündel

[1]) Ich stütze mich für die Darstellung der socialen Verhältnisse nicht nur auf meine eigenen Eindrücke, sondern auch auf columbianische Sittenschilderungen (Cuadros de costumbres).

auf die Wanderschaft, um anderswo Arbeit zu suchen. Der Haushalt der Pächter und kleinen Eigentümer besteht gewöhnlich aus zwei kleinen Hütten, von denen die vordere als Wohnung, die hintere, kleinere, als Küche dient. In der tierra caliente sind die Hütten vielfach ganz aus Bambusstämmen (Guaduas), welche neben einander eingerammt werden, gebaut und mit Ästen von Guaduas oder Palmstroh gedeckt. In den kühleren Regionen pflegt man die senkrechten Holzpfosten durch Flechtwerk zu verbinden und mit Lehm zu bewerfen oder bei gröfserer Sorgfalt auch noch weifs zu tünchen, während Häuser aus Adobes (lufttrockenen Ziegeln) schon gröfseren Wohlstand verkünden und nur den Hacienden oder, in den Dörfern, den Pfarrhäusern und den Wohnungen der Honoratioren zukommen. Das giebelförmige Dach ist mit Stroh, Binsen oder ähnlichen Stoffen gedeckt, pflegt noch um 1—1½ m vor die Hauswand vorzustehen und, durch eine Pfostenreihe gestützt, einen trockenen Vorplatz zu schaffen, in welchem man sein Tier anbindet, Sattel und oft auch Gepäck niederlegt. Besondere Zimmerdecken sind selten vorhanden, vom Zimmer sieht man in das Dach hinauf, das oft genug scharfen Luftzug eindringen läfst. Der Hauptraum der Hütte, die Sala, ist meist fensterlos, aber vorn und hinten durch eine Thür geöffnet, so dafs er einen bequemen Durchgang nicht nur für den Menschen, sondern auch für Hühner, Schweine und Esel bildet, wenn dieselben gelegentlich einen Besuch in der Küche abstatten. Auf einer oder auf beiden Seiten der Sala pflegt sich eine kleine Kammer zu befinden, in welcher der Hausherr und die Hausfrau, die Töchter und mitunter wohl die ganze Familie ihre Schlafstätten haben, während das Nachtlager für die Tagelöhner oder für Gäste in der Sala oder auch in der Küche aufgeschlagen wird; besteht dasselbe doch meist nur aus einer Ochsenhaut oder einer Strohmatte, welche auf dem Erdboden oder auf langen, an den Wänden entlang laufenden, Erd- oder Steinbänken ausgebreitet werden. Das Mobiliar der Sala bilden gewöhnlich ein Tisch, einige mit gelber Ochsenhaut überzogene Stühle, welche, schräg an die Wand gelehnt, einen ganz bequemen Sitz abgeben, und ein paar niedrige Schemel, auf denen die Frauen mit Vor-

liebe sitzen; im übrigen nehmen Sättel und andere Gerätschaften den Raum ein. In der tierra caliente pflegt in einer Ecke die Tinaja zu stehen, ein grofses irdenes poröses Gefäfs, in welchem sich in Folge der Verdunstung das Wasser verhältnismäfsig frisch erhält, und quer über den Raum ist die Hängematte gespannt, in der der Calentano einen grofsen Teil seines Daseins verträumt. Mitunter hat man auch eine künstlerische Ausschmückung der Sala versucht und an den Wänden grofse Papierbilderbogen, welche etwa den deutschen Kaiser und Kronprinzen oder deutsche und französische Soldaten darstellen, oder auch Ausschnitte aus alten illustrierten Zeitungen, besonders den Illustrated London News, dem Punch und einer spanischen Modenzeitung, aufgehängt. Einmal hatte ich in meinem Quartiere, dessen Besitzer sich keineswegs mehr zum gewöhnlichen Volke rechnete, ein paar illustrierte Annoncen liegen lassen, die mir mit einer deutschen Zeitschrift zugekommen waren; als ich nach einigen Tagen zurückkehrte, fand ich dieselben schon sorgfältig an der Wand befestigt. Den schönsten Zimmerschmuck aber sah ich einmal bei einem wohlhabenden Haciendenbesitzer; auf einem Nipptische in der Sala stand ein feines Porzellangefäfs, das von weitem einer Bowle glich, sich bei näherer Betrachtung aber als ein Gefäfs entpuppte, welches man bei uns unter das Bett zu stellen pflegt. Häufig findet man auch in einer Ecke des Zimmers einen kleinen Hausaltar, ein Crucifix oder ein Muttergottesbild, als dessen Staffage profane Modenbilder und allerlei buntes Zeug dienen.

Ein Kochherd zeigt schon einen gewissen Wohlstand an; das gewöhnliche Kochgerät der Armen ist ein grofser Topf, welcher auf drei Steinen steht und durch ein offenes darunter angezündetes Holzfeuer erwärmt wird. In diesem Topfe wird alles gekocht, Suppe, Fleisch, Gemüse, eines nach dem anderen, so dafs die Bereitung einer Mahlzeit lange Zeit beansprucht. Die gewöhnlichen Teller sind aus einem bunten, in verschiedenen Landesteilen vorkommenden Thon gebrannt, doch findet man auch verhältnismäfsig häufig, wenngleich stets nur in geringer Anzahl, importierte Teller, Tassen und Gläser. Vielfach, be-

sonders in den Tiendas, bedient man sich an Stelle der Gläser der Totumas, der Schalen von Crescentia Cujete, die bis zu einem Fuſs Durchmesser erreichen können; auch dem Wanderer dienen diese Totumas oder die zierlich geschnitzten Schalen der Cocosnuſs als Trinkbecher, während er als Feldflaschen die ausgehöhlten Früchte der Calabasse (eines Flaschenkürbis) benutzt.

Die Kleidung des Landmanns in der tierra fria und auch in der tierra templada ist dieselbe wie die des Bogotaner Peons. In der tierra caliente wird, während die Hautfarbe durch die Einmischung von Negerblut dunkeler wird, die Kleidung heller und zugleich leichter. Die Männer tragen statt der Ruana aus Tuch eine Ruana aus weiſsem buntgestreiften Leinen, die Frauen kleiden sich gern in bunten Kattun, und die kleineren Kinder pflegen in Adamskostüm umherzulaufen.

Auch die Nahrung ändert sich mit der Höhe. Natürlich — wird man denken — lebt man im kühlen Hochlande vorzugsweise von Fleisch, im heiſsen Tieflande von Pflanzenkost. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, der Bewohner des Páramo und der Hochebene nährt sich fast ganz von Kartoffeln und von der Mazamorra oder dem Cuchuco, einer dicken aus Mais- oder Gerstenmehl und Kartoffeln gekochten Suppe. Steigt man in tiefere Regionen hinab, so werden Mazamorra und Kartoffeln mehr und mehr durch Plátanos (Bananen), Yuca (Maniokwurzel) und Arracacha verdrängt, aber fast immer giebt es auch ein Stück Rindfleisch, das freilich oft trocken und zäh genug ist. Nur an den Strömen des heiſsen Tieflandes werden Fische in Menge verzehrt. Cacao und Kaffee sind in Folge ihrer Billigkeit dem gröſsten Teile des Volkes zugänglich, unser Bier wird in der tierra fria durch die Chicha, in der tierra caliente durch den Guarapo vertreten, die beide in groſsen Mengen genossen und in hohem Grade auch als Nahrungsmittel betrachtet werden. Der Branntweingenuſs ist bei den unteren Volksklassen geringer als bei den höheren Ständen und im ganzen wohl auch geringer als bei unseren Bauern und Arbeitern. Auch der Chichagenuſs pflegt nur am Sonntage bei einem Teile der Bevölkerung zur Betrunkenheit zu führen.

Der kleine Landwirt ist den gröfseren Teil des Tages beschäftigt, wenn auch seine Thätigkeit selten eine sehr intensive ist. In der Roza (Anpflanzung) verursacht ihm namentlich das Unkraut viele Mühe und Sorge; im ganzen aber nehmen ihn die Geschäfte der Viehzucht mehr in Anspruch, so dafs man ihn kaum anders als mit dem grofsen Lasso zum Fangen der Tiere in der Hand erblickt. Mehrere Tage der Woche pflegt er auf der Landstrafse zu verbringen, denn er zieht nicht nur zum Markte der eigenen Gemeinde, sondern auch nach den gröfseren Nachbarorten, in denen Bedarf nach den Erzeugnissen seines Feldes und seiner Weide ist.

Auch die Frau pflegt mit zum Markte zu gehen oder zu reiten, um beim Verkaufe zu helfen, Einkäufe zu machen und ihren Teil an den Freuden des Tages zu haben, denn der Nachmittag ist der Geselligkeit und den Vergnügungen gewidmet. Ist doch der Markttag die einzige Unterbrechung des sonst so gleichförmigen Lebens! In den Hütten am Wege trifft man dann nur kleine Kinder oder vielleicht eine alte Grofsmutter an; viele Hütten sind ganz ausgestorben; die Thür ist leicht verrammelt, mehr zu symbolischer Andeutung als um wirklich Schutz gegen Einbruch zu gewähren, den man hier kaum zu befürchten hat. Die übrigen Tage der Woche pflegt die Frau ganz im Hause zu verbringen; an den Arbeiten des Feldes nimmt sie keinen Anteil, nur das junge Mädchen geht auf Tagelohn zum Trapiche der Hacienda oder steht bei einer Anpflanzung Wache, um die räuberischen Affen und Vögel zu verscheuchen. Einen grofsen Teil des Tages ist die Frau mit Kochen beschäftigt; zu anderen Stunden sieht man sie wohl mit primitiver Spindel Baumwolle spinnen, oder auf einer kleinen Bank vor dem Hause sitzen und nähen, oder ihre langen schwarzen Haare kämmen, oder auch die Köpfe ihrer Spröfslinge nach gewissen kleinen Insekten absuchen.

Von Schulkenntnissen ist bei den columbianischen Landleuten meistens nicht viel zu finden, denn obgleich in den meisten Gemeinden eine Schule besteht, sind doch die Entfernungen gewöhnlich zu grofs und die Wertschätzung der Bildung zu gering, als dafs die Eltern ihre Kinder zum Besuche

derselben schickten. Der Unterricht ist mangelhaft und oft unterbrochen (vergl. S. 113), und da er noch neuen Datums ist, können sich seine Früchte erst in der nächsten Generation zu erkennen geben. Die Abgeschlossenheit der Lage und der Mangel jeder äufseren Anregung lassen auch im reiferen Alter die geistigen Fähigkeiten wenig zur Entfaltung kommen; von fremden Ländern haben die columbianischen Landleute ebensowenig die leiseste Ahnung wie von ihrer eigenen Geschichte; die Erinnerung an die indianische Urbevölkerung und die spanische Eroberung sind bei ihnen vollständig verschwunden, obwohl in ihren Adern doch noch grofsenteils indianisches Blut fliefst. Sie sind heute gläubige Katholiken und sehen in jedem Protestanten einen Ketzer, aber sie sind in ihrem Glauben keineswegs fanatisch; obgleich ich aus meiner anderen Gesinnung kein Hehl machte, habe ich doch nie die geringste Anfechtung erfahren oder lästige Bekehrungsversuche über mich ergehen lassen müssen. Der Aberglaube treibt hier natürlich noch üppige Blüten hervor. Ist ein Kind gestorben, so wird das Begräbnis zwei Tage lang durch Musik und Tanz gefeiert, weil das Kind ja nun ein Engel im Himmel geworden ist. Auch die arme Mutter mufs an diesem Feste teilnehmen, während ihr vielleicht das Herz dabei bricht.

Die Zahl der wilden Ehen und der unehelichen Geburten ist ziemlich grofs, aber es wäre unrecht, darin etwas anderes als eine Folge der socialen Verhältnisse zu sehen; aufser im Tieflande, wo die Bevölkerung mit Negerelementen durchsetzt ist, scheint mir das columbianische Landvolk nicht besonders zur Sinnlichkeit und Ausschweifung zu neigen. Die höheren Stände und selbst die Geistlichen geben ein schlechtes Beispiel, die Tagelöhner und Tagelöhnerinnen sind der Versuchung in hohem Grade ausgesetzt, aber die meisten wilden Ehen sind in gutem Glauben geschlossen, nur die Höhe der Traugebühren und ähnliche Umstände haben das Brautpaar abgehalten, seiner Verbindung die kirchliche Weihe geben zu lassen. Auch in anderer Beziehung ist die Sittlichkeit zu rühmen, wenngleich sie mehr aus Indolenz als aus bewufster Wertschätzung des Guten entspringt. Für Mord und Raub ist das columbianische

Landvolk (wieder mit Ausnahme der Neger und Zambos) viel zu gutmütig; werden doch selbst die Goldsendungen, die an bestimmten Tagen und ohne Bedeckung von den Bergwerken nach den Häfen abgehen, fast nie angefallen! Auch die Neigung zu kleinen Diebstählen scheint beim Landvolke weniger vorhanden zu sein als in den Städten (vergl. S. 88); obgleich ich meinen Koffer gewöhnlich offen in der Herberge stehen liefs, sind mir doch nur einmal einige Stück Wäsche aus demselben entwendet worden. Nur das gewohnheitsmäfsige Lügen geht durch die ganze columbianische Nation, Stadt und Land, Hoch und Niedrig, hindurch.

Der Indianer wird gewöhnlich als ein schweigsamer, hinterhaltiger Charakter geschildert. Für den columbianischen Indianer und Indianermischling trifft diese Charakteristik nicht zu; viel eher möchte ich seine Schwatzhaftigkeit und Zutraulichkeit als hervorstechende Charakterzüge verzeichnen. Auch Gefälligkeit, Höflichkeit und Gastfreundlichkeit (vergl. S. 144 f.) müssen an ihnen gerühmt werden. Während die Bogotaner oft unverschämte Gesellen sind, wurde mir bei den Landleuten, namentlich bei den Hochlandsbewohnern, viel eher eine kriechende Unterwürfigkeit unangenehm, die in der langen Knechtschaft ihren Grund hat.

Auf die Herren und Grundbesitzer fällt überhaupt die Verantwortung für die sociale Lage und die geistige und moralische Entwickelung der ganz oder halb indianischen unteren Volksklassen grofsenteils zurück. Statt den socialen Aufschwung ihrer Gutsinsassen zu fördern, halten sie dieselben auch heute noch vielfach absichtlich nieder, um sie besser für ihren eigenen Vorteil ausbeuten zu können; oft wehrt der Grundherr seinem Pächter geradezu, sich ein neues Stück Vieh anzuschaffen oder ein gröfseres Stück Land zu bebauen. Den kleinen Eigentümer hemmt vielfach die schlechte Verkehrslage seines Besitzes, die ihm den Anbau von Exportartikeln im allgemeinen nicht erlaubt. Aber weder Pächter noch Eigentümer sind frei von eigener Schuld; statt den Erlös des Marktes zur Vergröfserung ihres Betriebes zu verwenden, vertrinken oder vergraben ihn die meisten. Der Tagelöhner bleibt von der Arbeit fern, so

lange er noch einen Real in der Tasche hat. Bei gröfserer Strebsamkeit und Energie würde, wie mich kompetente Beurteiler versichern, auch der columbianische Bauer meist im Stande sein, sich zu gröfserem Wohlstande emporzuarbeiten.

11. In einer Landstädt.

Ist man mehrere Stunden durch eine Landschaft geritten, in welcher einzelne Hütten und hin und wieder gröfsere Häusergruppen und Haciendas den Weg umsäumen oder seitab vom Wege liegen bleiben, so kommt man endlich in die Ortschaft, welche in politischer, kirchlicher, wirtschaftlicher und socialer Beziehung den Mittelpunkt jener verstreuten Ansiedelungen bildet. Denn hier haben der Alcalde, das politische Oberhaupt der Gemeinde, und der Richter ihren Sitz, hier steht die Kirche und wohnt der Pfarrer, hier ist die Schule, hier wird der Markt abgehalten, hier befinden sich die Läden, in denen europäische Waren verkauft werden, hier giebt es einzelne Handwerker: Sattler, Schmied, Zimmermann, Maurer, vielleicht auch Schuster, Schneider und Klempner. Viele der umwohnenden Grundbesitzer haben sich hier ein Haus gebaut, in dem sie den gröfseren Teil des Jahres verweilen, um die Annehmlichkeit geselligen Zusammenlebens, die Vorteile der Kirche und Schule und Gelegenheit zu allerlei Geschäften zu haben, die fast jeder von ihnen nebenbei betreibt. Und am Sonntage, dem gewöhnlichen Markttage, strömt der gröfsere Teil der Gemeindegenossen hier zusammen; jeder bringt die pflanzlichen und tierischen Erzeugnisse seiner Besitzung zum Verkaufe und tauscht dafür andere Früchte, die das eigene Land nicht trägt, oder die Erzeugnisse europäischer oder einheimischer Industrie ein. Vor oder nach oder auch während des Marktes kommt man in der Kirche seinen religiösen Pflichten nach, trägt dem Alcalde oder dem Richter seine Anliegen vor, begrüfst sich mit seinen Gevattern und Freunden, unterhält und vergnügt sich mit denselben.

Oft ist eine Gemeinde viele Quadratmeilen grofs; vielleicht gehören derselben noch mächtige Urwälder an, die nur von

einzelnen Ansiedelungen unterbrochen werden; viele Bewohner derselben brauchen einen halben, ja einen ganzen Tag, um zur Ortschaft zu gelangen, so dafs der Besuch des Marktes oder jedes andere Geschäft, das sie dort abzuwickeln haben, zwei bis drei Tage in Anspruch nimmt. Allmählich wird die Besiedelung dichter und das Bedürfnis nach einer neuen Ortschaft immer gröfser. Die Regierung gewährt die Errichtung eines selbständigen Distriktes und schickt einen Geometer, der Umfang und Grenzen der neuen Gemeinde bestimmt und die Plaza absteckt. An derselben werden die Grundsteine für die Kirche und die Alcaldía gelegt. Nicht lange währt es, so eröffnet ein spekulativer Kopf eine Tienda, in welcher er Zeuge für Kleidung und Wäsche, Werkzeuge, Cognac und andere europäische Artikel feilhält, die er auf Kredit von einem Kaufmanne der nächsten Handelsstadt entnommen hat. Auch Markt wird jetzt hier abgehalten, und die meisten Gemeindegenossen gewöhnen sich bald, hier ihre Erzeugnisse abzusetzen, statt ferner jede Woche den weiten Weg zum alten Mittelpunkte zurückzulegen.

Auf diese Weise sind in unserem Jahrhundert die meisten Ortschaften des südlichen Antióquia und des angrenzenden Teiles des Staates Tolima entstanden. In Cundinamarca ist die Gründung neuer Ortschaften vielfach anders vor sich gegangen. Ein vermögender Mann hat sich ein grofses Stück tierra baldía zusprechen lassen, eine Hacienda angelegt und auf derselben eine gröfsere Zahl von Pächtern und Tagelöhnern angesiedelt. Die beiden Hacienden Peñalisa und Tena sind derartige Distrikte. Auch Bergwerke haben die Gründung von Ortschaften veranlafst, welche teilweise politische Selbständigkeit erlangt haben.

Auch von den älteren Ortschaften sind viele in ähnlicher Weise gegründet worden. Andere sind aus sogenannten Resguardos hervorgegangen, in denen die Indianer angesiedelt wurden, um sie vor Ausbeutung zu schützen, und zu denen den Weifsen der Zutritt verboten war. Wieder andere, deren Gründung meist in die Zeit unmittelbar nach der spanischen Eroberung zurückreicht, ja die vielfach schon vorher indianische Städte waren, waren von vornherein zu Mittelpunkten der

weltlichen und geistlichen Herrschaft bestimmt; einige wenige entstanden aus Verkehrs- und Handelsinteressen.

Unser nivellierendes Jahrhundert hat diese Unterschiede vielfach verwischt. Die Resguardos sind aufgehoben worden, und die Weifsen haben bereits einen grofsen Teil des Besitzes an sich gebracht, alte Bergwerke sind eingegangen, Verkehr und Handel haben sich nicht mehr um die Bahnen gekümmert, welche ihnen die spanische Regierung vorgeschrieben hatte, zu den wichtigsten Handelscentren gehören ganz junge Ortschaften, während alte wirtschaftlich tot sind, teilweise hat man sogar den Sitz der Regierung aus diesen in jene verlegt.

Die alten spanischen Bezeichnungen ciudad, villa, parróquia, curato, pueblo, aldea haben daher ihre eigentliche Bedeutung verloren und dienen höchstens noch, um die Gröfse zu charakterisieren. Nur zwischen aldea und distrito oder pueblo ist ein schärferer Unterschied, da man als aldeas die Ortschaften bezeichnet, welche zu einem Distrikte gehören und sich politisch, kirchlich u. s. w. noch nicht selbständig gemacht oder auch ihre Selbständigkeit wieder eingebüfst haben. Die aldeas kann man als Dörfer oder Weiler bezeichnen, aber ob man für die selbständigen Ortschaften im Deutschen die Bezeichnung Stadt oder Dorf wählen solle, ist meistens schwer zu sagen. Hat sich der Unterschied dieser beiden Begriffe schon bei uns ziemlich verwischt, so ist es erst recht schwierig, sie auf ein anderes Land zu übertragen, in welchem die historische Entwickelung eine andere gewesen ist. Orte wie Tena, Peñalisa, Pandi, sowie die ehemaligen Resguardos tragen entschieden dörflichen Charakter, Guaduas, Facatativá, Fusagasugá, Tocaima entsprechen eher unseren Landstädten, denn sie sind wirtschaftlich und teilweise auch politisch Mittelpunkte nicht nur für den eigenen Gemeindebezirk, sondern auch für die umliegenden kleineren Gemeinden, Zipaquirá trägt in Folge seines Salzbergwerkes in gewissem Sinne schon den Charakter einer Industriestadt, La Mesa vermittelt den Austausch der Produkte des Hochlandes von Cundinamarca und Boyacá auf der einen, des Tieflandes des oberen Magdalena auf der anderen Seite. Aber diese Typen stehen sich nicht scharf gegenüber, sondern sind durch allmäh-

liche Übergänge verbunden und stimmen mit wenigen Ausnahmen in ihrer ganzen Anlage und Bauart überein.

Die columbianischen Ortschaften sind meist ziemlich planlos gegründet und dann häufig verlegt worden, bis man endlich eine geeignete Lage fand. Der enge Boden der meisten Thäler und die Anschwellungen der Gewässer während der Regenzeit erlauben es nur in seltenen Fällen, die Ortschaften am Thalgrunde anzulegen. Wo sich Schotterterrassen in einiger Höhe über dem Thalgrunde darbieten, hat man sie meist benutzt, aber häufig sind die Ortschaften noch viel weiter am Abhange hinauf gerückt, bis sich irgendwo ein sanfter geneigter Plan darbot. Diese Lage der Ortschaften hoch an den Gehängen, bald auf der einen, bald auf der anderen Thalseite, ist teilweise an dem häufigen Auf und ab der Wege schuld, denn die Kirchturmspolitik hat es noch selten zugelassen, die Hauptwege zwischen den Dörfern hindurchzuführen und diese nur durch Seitenwege anzuschliefsen.

Mit der Lage der Ortschaften hängt es auch zusammen, dafs lange Dorfgassen, wie wir sie in den Thälern unserer Gebirge finden, in Columbien unbekannt sind. Aber ebensowenig findet man die mehr kreisförmigen, weit und unregelmäfsig angelegten Dörfer des Flachlandes oder unsere kleinen Städte mit ihren gekrümmten Strafsen, die die ehemalige Einpressung in Stadtmauern verraten. Den Mittelpunkt der columbianischen Ortschaften bildet fast immer die grofse quadratische Plaza, welche gewöhnlich 80—100 m im Geviert mifst, und von der die geradlinigen Strafsen im allgemeinen unter rechten Winkeln abgehen. An der Plaza liegen die Kirche, fast immer in demselben langweiligen, aus dem Ende des vorigen oder Anfange dieses Jahrhunderts herrührenden Stile gebaut, die Alcaldía oder Bürgermeisterei, welche zugleich das Gefängnis enthält, und die Häuser der reichsten Einwohner; je weiter wir uns von der Plaza entfernen, in um so ärmere Quartiere treten wir ein. Die besten Häuser sind aus Adobes gebaut und mit Ziegeln gedeckt und zeigen denselben Bauplan, den wir in Bogotá kennen lernten. Die ärmeren Klassen der Bevölkerung wohnen, wie auf dem Lande, in elenden Lehm- oder Rohrhütten.

Die Strafsen sind nur in den gröfseren Ortschaften gepflastert und mit Caños versehen; für Reinigung und Beleuchtung derselben wird wenig oder nichts gethan. Aborte findet man nur in einzelnen Häusern. Recht schlimm steht es meist auch mit den Wasserverhältnissen. Brunnen hat man nur selten gegraben; wenn nicht ein Bach oder eine Quelle durch den Ort rieselt, mufs man das Wasser von dem oft weitab gelegenen Flusse holen; zwischen Ort und Flufs begegnet man dann zahlreichen fröhlichen Knaben mit ihren Eseln, denen das Wasser in Fässern oder grofsen Thonkrügen aufgeladen wird. Ist der Flufs nach einem Regengusse angeschwollen, so pflegt das Wasser, das nicht nur zum Waschen und Kochen, sondern auch zum Trinken dient, entsetzlich trübe zu sein und einen dicken Bodensatz zu hinterlassen.

Bei uns trägt fast jede Stadt in Anlage und Bauart einen besonderen Charakter und enthüllt darin dem aufmerksamen Beobachter ihre ganze Entwickelungsgeschichte. Die Architektur der columbianischen Städte dagegen ist äufserst eintönig, höchstens heben sich einige ältere Kirchen und Klöster hervor, aber auch sie haben selten architektonisches Interesse. Den wichtigsten Unterschied im Charakter der columbianischen Städte bedingt die verschiedene Höhenlage und, in Folge davon, das verschiedene Klima. Zwar bleibt die Bauart der besseren Häuser dieselbe, aber die Lehmhütten der tierra fria werden in der tierra caliente durch Rohrhütten verdrängt, Palmen sind zwischen die Hütten verstreut, so dafs die Ortschaft, wenigstens von weitem gesehen, einen anmutigen Eindruck macht, die starken Sonnenstrahlen trocknen den Boden rasch aus und lassen es nicht zur Bildung des unergründlichen Morastes kommen, den wir in den Strafsen und Höfen des Hochlandes so oft finden, der Floh wird vom Moskito verdrängt.

Neben dem Klima aber bestimmt nichts so sehr das Gepräge einer Ortschaft wie der Umstand, ob sie an einem der grofsen Verkehrswege gelegen ist oder nicht. Dieser Umstand ist für die columbianischen Ortschaften fast ebenso wichtig wie für unsere Landstädte die Lage an einer Eisenbahn. Auf den Hauptwegen passieren Reisende und Frachtkarawanen; es besteht

eine regelmäſsige wöchentliche Postverbindung, die auf der einen Seite nach der Landeshauptstadt führt; neuerdings ist häufig auch eine Telegraphenlinie vorhanden, wenn sie auch oft in Unordnung ist (vergl. S. 96), und wenn man auch den jugendlichen Telegraphisten, den Stutzer des Ortes, häufig im Telegraphenamte am allerwenigsten findet. Seitab von diesen Hauptwegen giebt es dagegen keine nationale Post, sondern nur eine Post der Einzelstaaten, die meist schrecklich langsam und unordentlich ist; selten verirrt sich ein anderer Fremder in diese abgelegenen Orte als ein wandernder Krämer, der seinen Trödel zum Verkaufe ausbietet, oder ein Politiker aus der Hauptstadt, der Stimmung für die Wahlen zu machen sucht.

Wenn auch in oder nahe bei diesen kleinen Ortschaften hin und wieder ein Groſsgrundbesitzer wohnt, der auch in Bogotá zu den höheren Ständen gezählt werden würde, so geben doch im ganzen die Leute mittleren Standes den Ton an, die Besitzer der kleineren Hacienden und Inhaber der Tiendas, Leute, die man nie ohne die Ruana sieht und die man deshalb als „gente de ruana" den feinen Bogotanern gegenüber stellen kann, die die Ruana aber meist nicht direkt über dem Hemde, sondern über dem Rocke tragen, und die sich hierdurch und durch den hohen Strohhut von dem niederen Volke unterscheiden. Mit ihrer Bildung pflegt es nicht weit her zu sein; selten haben sie eine andere Schule als die gewöhnliche Dorfschule durchlaufen, selten sich andere Kenntnisse als die Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens angeeignet. Sie sind meist geborene Geschäftsleute, wissen in allen Ränken und Kniffen Bescheid und verwerten ihre überlegene Geschäftsgewandtheit und Erfahrung namentlich zum Nachteil der armen Indianer. Sie ahmen die wortreiche Höflichkeit und die schönen Redensarten der höheren Stände nach Kräften nach, aber wenn wir schon bei diesen den inneren Anstand manchmal vermiſsten, so sind mir die dreiste Neugier und Aufdringlichkeit und die gespreizte Aufgeblasenheit dieser Haute volée der Dörfer oft geradezu unerträglich geworden.

Mehr komisch berührte mich die getreue Wiederholung

unseres Kleinstädtertums in den grotesken Formen, in welchen man es aus älteren Lustspielen kennt. Genau dieselben Rivalitäten, genau dieselbe Angst, seiner Würde etwas zu vergeben. Die Familien werden in Familien erster und zweiter Klasse und Volk klassificiert, und es wird ängstlich auf die gesellschaftliche Sonderung derselben bei öffentlichen Bällen und anderen Festen gehalten. In einer dieser Städte, schon einer der gröfseren, traf ich eine Seiltänzertruppe an. Ich nahm mir ein Billet zu der Vorstellung, mehr um des Studiums der Zuschauer, als um der Vorstellung selbst willen. Aber als ich abends hinging, war das Publikum so spärlich vertreten, dafs die Vorstellung unterblieb und das Geld zurückgezahlt wurde. Meine Wirtin und ihre Töchter hatten dieselbe gleichfalls besuchen wollen und hatten schon lange in voller Toilette dagesessen. Alle Viertelstunden wurde ein junger Mann hinübergeschickt, um zu sehen, ob noch keine anderen „Familien“ erschienen wären; da das nicht der Fall war, so wollte man auch nicht hingehen. Die anderen Familien hatten es, wie sich am nächsten Tage herausstellte, genau ebenso gemacht, und so war man durch diese Umständlichkeit und Ängstlichkeit um sein Vergnügen gekommen.

An der Spitze der Ortsverwaltung stehen der Alcalde (Bürgermeister oder Schulze) und der Richter. Beide Ämter sind meist unbesoldete Ehrenämter, deren Besetzung halbjährlich oder jährlich wechselt. Dieser weitgehende Grad der Selbstverwaltung ist für Columbien entschieden verfrüht, wie auch einsichtige Columbianer, z. B. Manuel Ancízar, zugegeben haben. Den wohlhabenden und gebildeten Klassen fällt es meistens gar nicht ein, sich den Scherereien und Unannehmlichkeiten dieser Ämter zu unterziehen, sie verwenden allen ihren Einflufs darauf, die Wahl von sich ab und auf möglichst gefügige Leute des Volkes zu lenken. Viele Alcalden und Richter haben von den Gesetzen keine Idee, ja können kaum lesen und schreiben, sie stehen ganz unter dem Einflusse der Grundbesitzer oder der sogenannten Tinterillos, geschickter Leute, die sich mit den Gesetzen vertraut gemacht haben und die Rolle von Rechtsconsulenten spielen. Wenige Personen,

die man als Gamonales bezeichnet, üben auf diese Weise eine Tyrannei über den ganzen Ort aus; jede Regung eines Widerstandes wird niedergeworfen, indem der Grundbesitzer seinen Pächter einfach von seiner Scholle vertreibt, oder indem man unabhängige Leute in Prozesse verwickelt und durch falsche Zeugen von der behaupteten Schuld überführen läfst[1]). Die Präfekten und höheren Gerichte pflegen sich wenig um diese Dinge zu kümmern oder scheuen sich auch, energisch gegen die vielen Mifsbräuche einzuschreiten, um nicht den Beistand der Gamonales für die nächsten Wahlen zu verlieren. Auch der Pfarrer (Cura) steht nicht immer über diesem Treiben oder besitzt nicht die genügende Kraft, ihm entgegenzutreten. Ich habe einzelne treffliche Geistliche getroffen, die sich für das Seelenheil ihrer Pflegekinder aufopferten und auch deren weltliches Wohl nach Kräften förderten, aber im allgemeinen sind die columbianischen Geistlichen der hohen Kulturaufgabe, welche sie in diesen abgelegenen und so wenig entwickelten Gegenden zu erfüllen hätten, moralisch und intellektuell nicht gewachsen. In Bezug auf Sittlichkeit gehen sie sogar mit schlechtem Beispiele voran; in den meisten Pfarrhäusern trifft man mehrere sogenannte Schwestern oder Cousinen des Pfarrers mit zahlreichen Kindern, und die Gemeinde findet kein Arg daran, ja, freut sich vielmehr, weil die schwesternlosen Geistlichen gewöhnlich den Frauen und Töchtern des Dorfes gefährlich werden.

Zwischen benachbarten Orten pflegt eine lächerliche Eifersucht zu bestehen, die oft mit einer ausgeprägten politischen Gegnerschaft Hand in Hand geht. In Bürgerkriegen und manchmal auch in Friedenszeiten kommt diese Rivalität in Scharmützeln und Überfällen zu offenem Ausbruch. Jene kleinliche Kirchturmpolitik, die früher auch bei uns herrschte, aber dem Fortschritte der Kultur gewichen ist, hat sich in diesen unwegsamen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten.

Auch das geschäftliche Leben ist wenig entwickelt. Selbst

---

[1]) Sehr lehrreich für diese Verhältnisse ist die Novelle Manuela von Eusebio Diaz, abgedruckt in: Museo de Cuadros de Costumbres Bogotá. 2. Band.

in einem Orte wie La Mesa, wo der Austausch zwischen den Produkten größerer Gebiete vermittelt wird, haben sich nicht etwa Zwischenhändler niedergelassen und Lagerhäuser errichtet, wie es in unseren Handelsstädten der Fall ist, vielmehr werden alle Geschäfte an dem wöchentlichen Markttage abgewickelt und die eingekauften Gegenstände gleich am nächsten Tage dem Orte ihrer Verwendung oder einem anderen Marktplatze zugeführt. Die Zwischenhändler, welche sich mit der Verbreitung der Landesprodukte befassen, sind wandernde Krämer, die von Markt zu Markt ziehen, und gehören in socialer Beziehung im allgemeinen einer tieferen Stufe an als die Inhaber der Läden, in welchen fast nur ausländische Waren feilgehalten werden. Eine Folge dieser primitiven Verbreitungsweise der für den inneren Verbrauch bestimmten Landesprodukte ist der außerordentlich wechselnde Preis derselben, welcher sich jede Woche mit der augenblicklichen Größe des Angebots und der Nachfrage ändert, da es meistens einen noch größeren Verlust verursachen würde, die Waren auf den schlechten Saumpfaden zur Heimat zurückzunehmen, als sie zu niedrigem Preise loszuschlagen. Ein Hauptstück geschäftlicher Klugheit besteht also darin, sie nur dann zum Markte zu bringen, wenn starke Nachfrage zu erwarten ist. Aber dieses Abwarten ist doch auch wieder nur dem reichen Haciendenbesitzer möglich, während der kleine Bauer oder Pächter das Geld nicht lange entbehren kann und darum durchaus von den Zufälligkeiten des Wochenmarktes abhängt. Neben dem Ausfall der Ernte und der allgemeinen politischen Lage wirkt aber selbst das Wetter des vorhergehenden Tages bestimmend auf denselben ein, weil es vielleicht viele Wege unpassierbar gemacht hat.

Rigorose Engländer und Amerikaner haben Anstoß daran genommen, daß der Markt gewöhnlich am Sonntag abgehalten wird, aber bei den weiten Entfernungen ist es den meisten Gemeindegenossen nicht möglich, zweimal wöchentlich die Wanderung zum Dorfe zu unternehmen, sie würden sonst wahrscheinlich den Gottesdienst gar nicht besuchen, während jetzt die meisten zwischen ihren Geschäften auch in die Kirche ein-

treten und ihre Andacht verrichten. In den gröſseren Ortschaften, wo die städtische Bevölkerung über die ländliche überwiegt, und wo der Markt einen gröſseren Maſsstab hat, ist er auch bereits auf Wochentage verlegt worden.

Am Sonntag Nachmittag und Abend wird getrunken und getanzt. Hier hat der Walzer noch nicht jene alten Tänze verdrängt, bei welchen Mann und Mädchen sich gegenüberstehen und nach eintöniger Musik und meist in langsamen Takten sich einander nähern und wieder von einander entfernen, die wechselnde Annäherung und Entfernung Liebender darstellend. Andere drängen sich plaudernd, lachend und schreiend in den Tiendas zusammen, trinken aus der Totuma die Chicha oder den Guarapo, die um so besser schmecken, je stärker sie gegoren haben, oder sprechen auch dem Anisadobranntweine zu, bis sie, von den scheltenden Frauen gezogen, berauscht nach Hause taumeln oder mit der gleichfalls angeheiterten Gattin in einer dunkelen Ecke niedersinken. Oft wird auch in irgend einem Hause ein Hahnenkampf abgehalten, der die Männer als Zuschauer um sich versammelt.

Hauptfesttage besonders in der tierra caliente sind San Juan (Johanni) und St. Peter und Paul. Im Jahre 1883 verlebte ich diesen Tag in Guaduas. Am Vormittage strömte, der Sitte gemäſs, alles zum Flusse, um zu baden; Trupps von Reitern und Reiterinnen sprengten im Galopp die Straſse herab und bogen dem Hotel gegenüber in die Potreros ein, nach der etwas aufwärts gelegenen Badestätte hin. Man reitet in Columbien überhaupt nie allein zum Bade, sondern immer in groſser Gesellschaft; das Baden ist nicht ein Akt der Reinlichkeit und der körperlichen Erfrischung, sondern ein geselliges Vergnügen, das möglichst lärmend begangen wird. Bei der Rückkehr vom Bade ritt jeder Trupp am Hotel vor, um seinen Trago zu nehmen, der bei den Männern aus Cognac, bei den Frauen aus Champagner bestand. Und dann vergnügte man sich noch eine Stunde damit, durch die Straſsen zu sprengen; die Männer producierten ihre Reitkunst vor den Damen, indem sie den Pferden die Sporen in die Weichen drückten, sie in Carrière einherschieſsen lieſsen und dann im vollsten Laufe

möglichst rasch zum Stehen brachten. Am Nachmittage hatte man ein Stiergefecht auf der Plaza improvisiert. Dasselbe hat hier seinen blutigen und aufregenden Charakter verloren und erschien mir unendlich langweilig. Die Hörner des Stieres waren mit Stricken umwunden, deren Enden von Reitern gehalten wurden, so daſs das Tier, wohin es sich auch wendete, immer zurückgehalten werden konnte. Es war also mit gar keiner Gefahr verbunden, dasselbe durch vorgehaltene Tücher oder durch Raketen und Schwärmer zu necken und zu quälen. Der Ochse murrte zwar, aber lieſs sich nicht in Harnisch bringen und rannte nur einmal, in einer raschen Aufwallung, die man nicht rechtzeitig bemerkte, einen Mann nieder, ohne ihm weiteren Schaden zuzufügen. Die Herren und Damen der besseren Stände hatten sich wieder zu Pferde gesetzt und galoppierten über die Plaza, wenn sich der Stier gerade auf der anderen Seite befand und keine Gefahr drohte.

In der Charwoche und am Fronleichnamstage finden in jedem Dorfe ebensogut wie in Bogotá Processionen statt, nur mit dem Unterschiede, daſs sie kleiner und grotesker sind. In den vorhergehenden Wochen kann man alle Matronen des Ortes mit dem Anputzen der Heiligen beschäftigt sehen. Auch in der Woche vor Weihnachten, in der Zeit der Aguinaldos, schlieſst sich in manchen Gegenden an die abendliche Messe eine Procession an, die mit Kerzen und Gesang die Plaza umzieht, während Böller- und Flintenschüsse ertönen und Raketen in die Luft steigen.

V.

Eine Reise über die Centralkordillere.

1. Der Ostabhang der Centralkordillere.

Schon oft hatte mir an klaren Morgen die Centralkordillere mit ihren Schneegipfeln herübergewinkt und die Lust zu einem Besuche in mir rege gemacht. Am 25. Juni brach ich von Bogotá auf und überschritt wenige Tage später bei der Hacienda La Union etwas oberhalb Honda den Magdalenenstrom. Das linke Ufer desselben begleitet hier eine niedrige, aus geneigten Bänken eines grünlichgrauen Tuffsandsteines bestehende Hügelkette, welche weiter nördlich, dicht vor Honda, auf das rechte Stromufer übertritt. Jenseits dieser Kette befindet sich die gleiche sonderbar gestaltete Tafellandschaft wie unterhalb Honda (vergl. S. 39). Auf einem ziemlich niedrigen Plateau, in das sich die Flüsse und Bäche nur 20—30 m tief eingeschnitten haben, sind höhere Tafelmassen aufgesetzt, welche durch schmalere oder breitere Senken von einander, von der genannten Hügelkette und von der eigentlichen Centralkordillere getrennt sind, stellenweise auch ganz fehlen. Diese Landschaft erinnerte mich in auffallender Weise an das Gebirge meiner Heimat, an die sächsische Schweiz mit ihren Felswänden, Steinen und Ebenheiten. Hier wie dort sind diese Formen erst durch die Wirkung der Gewässer aus einer zusammenhängenden Tafel herausmodelliert worden; aber während dieselbe in Deutschland aus Sandsteinbänken der oberen Kreideformation besteht, verdankt sie in Columbien ihre Entstehung vulkanischen Ausbrüchen der tertiären oder quartären Zeit, also jedenfalls aus einer Zeit, in welcher das Gebirge im grofsen und ganzen bereits fertig gebildet war. Wenn man an dem Abhange der Centralkordillere emporsteigt, findet man einzelne Fetzen dieser

vulkanischen Tuffe und Gerölle, welche sich durch ihre horizontale Lage auffallend von den steilgestellten krystallinischen Schiefern des Untergrundes unterscheiden.

Es ist kein Vergnügen, in den Mittagsstunden, namentlich der Trockenzeit, durch diese Landschaft zu reiten, die nur 200—300 m über dem Meeresspiegel liegt und an wenigen Stellen Schatten bietet. Von dem ausgedörrten, nur mit trockenem Grase und wenigen kahlen Sträuchern bedeckten Boden werden die beinahe senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen glühend zurückgestrahlt. An vielen Stellen hat man das Gras angezündet, um durch die Asche das Erdreich zu düngen; dicker Rauch und Brandgeruch erfüllen die Luft und erzeugen in der Nähe der Feuer ein so erstickendes Gefühl, dafs der Reiter dem scheuenden Pferde die Sporen in die Weichen drückt und im Galopp hindurchsprengt. Nur in den eingesenkten Thälern und Schluchten findet sich frische Vegetation, entzücken Palmen- und Pisanghaine den Reisenden.

Auch die Ortschaften machen von weitem mit den vielen dazwischen verstreuten Palmen einen ganz anmutigen Eindruck, aber derselbe verschwindet um so mehr, je näher man dem Orte kommt. Getünchte, mit Ziegeln gedeckte Häuser, welche in Columbien den besten Mafsstab der Wohlhabenheit abgeben, treten meistens ganz hinter strohgedeckten Hütten zurück. Auch Mariquita, das bereits im Jahre 1550 gegründet wurde und lange ein Mittelpunkt des Bergbaues war, macht heute einen entsetzlich dürftigen und verfallenen Eindruck und verrät seine gröfsere Vergangenheit nur noch durch die Überreste alter spanischer Häuser. Lediglich Honda, die Handelsstadt an den Stromschnellen des Magdalenenstromes, und Ambalema, der Mittelpunkt des Tabakbaues, beanspruchen gröfsere Bedeutung.

Hatte die Bevölkerung der Kordillere von Bogotá wesentlich aus Weifsen, Indianern und ihren Mischlingen bestanden, so stellen hier, im heifsen Tieflande, Neger und Negermischlinge den gröfsten Prozentsatz. Ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ist mit ungeheueren Kröpfen behaftet, und dem häfslichen Äufseren scheint ein unfreundlicher, unangenehmer Charakter zu entsprechen. Namentlich unter den Weifsen und Indianern

sieht man viele bleiche, kraftlose Gestalten, denn im heifsen Tieflande ist Bleichsucht (Anämie) ein gewöhnliches Leiden. Häufig sieht man auch Fieberkranke in der Hängematte oder am Fufsboden liegen oder hört beim Vorbeireiten ihr lautes Stöhnen. Aufser gewöhnlichen Malariafiebern tritt von Zeit zu Zeit ein schweres Fieber auf, dessen Hauptsymptom ein schwarzes Erbrechen ist und das deshalb als Vómito negro oder, eben dieser Ähnlichkeit mit dem gelben Fieber wegen, einfach als solches bezeichnet wird. Genügende Beobachtungen darüber liegen noch nicht vor, es ist aber, wie mir sachkundige Ärzte mitteilten, höchst unwahrscheinlich, dafs das eigentliche gelbe Fieber so weit im Binnenlande auftrete, die hiesigen Fieber seien wahrscheinlich schwere Gallenfieber. Jedenfalls läfst sich nicht mit ihnen spafsen, da sie mitunter ganze Dörfer verödet haben.

Der Reisende ist froh, wenn er diese heifse, unangenehme Tieflandschaft passiert hat und in die eigentliche Centralkordillere eintritt, die sich westlich davon in steilem Anstiege erhebt. Wir befinden uns hier, zum ersten Male in Columbien, in krystallinischem Gebiete, da Granit, Gneifs und namentlich verschiedene krystallinische Schiefer den ganzen unteren Teil des Ostabhanges zusammensetzen. Aber nur an wenigen Stellen sieht man diese Gesteine in frischem Zustande anstehen, meistens sind sie ganz zersetzt und gehen allmählich in eine fette, intensiv rote Erde über, welche sich unter der Einwirkung tropischer Wärme, tropischen Regens und tropischer Vegetation aus krystallinischen Gesteinen statt unserer braunen Dammerde bildet und dem in neuerer Zeit häufig erwähnten Laterit der östlichen Halbkugel entspricht. Mit dieser weichen Erde sind sanftgewellte, man könnte beinahe sagen, charakterlose Terrainformen verbunden, die gegen die Sandsteinrücken des unteren Teiles der Ostkordillere einen auffälligen Gegensatz bilden. Aber was den Bergformen fehlt, wird durch die ungemeine Üppigkeit und Kraft der Vegetation ersetzt, denn diese rote lateritartige Erde ist keineswegs unter allen Umständen unfruchtbar und ein Feind des Baumwuchses, wie manche Schriftsteller behauptet haben. Ursprünglich war dieses Gebiet jeden-

falls ganz mit dichtem Urwalde überkleidet, und auch heute noch ist derselbe die vorherrschende Vegetationsformation.

Die menschlichen Ansiedelungen folgen zum Teil den Mineralschätzen des Bodens. Unmittelbar nach der Eroberung des Landes wurden die Goldseifen nordwestlich von Mariquita in Arbeit genommen, am Ende des vorigen Jahrhunderts entstand Santa Ana, in dessen Nähe sich reiche Silberminen finden. Die reichste Erzader wurde lange Jahre hindurch von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet, bis die Regierung die Pachtsumme zu sehr steigerte und dadurch die Engländer veranlafste, das Bergwerk aufzugeben und durch Verschüttung der Eingänge unbenutzbar zu machen. Einige Stunden südwestlich von hier hatten arme Indianer mitten im Urwalde reiche Erzadern entdeckt, welche man jetzt näher in Augenschein nahm und des Abbaues würdig fand. Die Minen von Frias, welche auf diese Weise entstanden, liefern zwar, ebenso wie die von Santa Ana, nur Silber, gehören aber trotzdem zu den reichsten des Landes. Bei Santa Ana selbst sind heute nur noch einige kleinere Bergwerke in Betrieb.

Die höher hinauf gelegenen Ortschaften Líbano, Santo Domingo und Soledad, Fresno und Manzanares haben nichts oder doch nur wenig mit Bergbau zu thun, sondern sind gewöhnliche, Viehzucht und Ackerbau treibende Dörfer. Sie sind erst in den letzten Jahrzehnten von Antióquia aus gegründet worden, dessen fleifsige und genügsame Bewohner über den Kamm und damit über die Grenze ihres Staates hinaus in das Gebiet des Staates Tolima vorgedrungen sind. Dadurch ist endlich eine Berührung der bisher völlig getrennten Hauptsiedelungsgebiete Columbiens, nämlich des Caucathales und des Berglandes von Antióquia einerseits, des Magdalenathales und der Ostkordillere andererseits, geschaffen worden, und darum scheint mir gerade diese Kolonisation nicht blofs örtliche, sondern eine allgemeine Bedeutung für die wirtschaftliche und geistige Entwickelung des Landes zu besitzen. Die Antioqueños sind mit tausend Banden an ihre Heimat geknüpft, sie werden immer einen ebenso regen Verkehr mit dieser wie mit den näheren Städten des Staates Tolima unterhalten, und so werden

auch die Wege über die Centralkordillere allmählich zahlreicher und besser werden, wie sie schon in diesem Jahrhunderte ein ganzes Teil besser geworden sind.

Von Mariquita aus war ich über Fresno nach Manzanares gezogen, das eine starke Tagereise von dem Ostfufse des Gebirges entfernt ist. Bis hierher erstreckt sich jene weiche, waldige, altkrystallinische Landschaft, aber nun treten die ersten Vorboten der vulkanischen Bildungen auf, welche den Kamm der Centralkordillere grofsenteils zusammensetzen. Südlich vom Orte sprudelt am Ufer des Rio Santo Domingo eine warme (25°) eisenhaltige Quelle hervor, nördlich, am Wege nach Sonson, findet man ausgedehnte Massen vulkanischen Sandes, und in derselben Richtung erhebt sich, ungefähr eine Meile entfernt, der ausgezeichnete Andesitkegel des Cerro Guadalupe, der uns nach mühsamem Anstiege eine schöne Aussicht auf den Nevado del Ruiz darbietet.

Aber diese Vorboten sind noch vereinzelt; ehe wir in das eigentliche Gebiet der vulkanischen Gesteine eintreten, haben wir noch den Kamm der Picona zu überschreiten, der, ähnlich wie die Ostkordillere, aus steilaufgerichteten Kieselschiefern, Sandsteinen und dergleichen besteht und darum statt der dicken Verwitterungserde und der sanften Formen der krystallinischen Gesteine kühne Zacken und Firsten zeigt und vielfach den nackten Fels zu Tage treten läfst. Ein abscheulicher Weg führt gerade über diesen Kamm hinweg, statt denselben, dem Thale des Rio Guarinó folgend, in weitem Bogen südlich zu umgehen. Ein tiefes Schlammloch brachte mein Sattelmaultier mit mir zum Fallen, das Packtier stürzte bei dem Versuche, eine Felsstufe zu nehmen, 30 m herab, glücklicherweise ohne sich ernstlich zu verletzen, wieder eine Strecke weiter sahen wir die von den Aasgeiern übrig gelassenen Reste eines schönen Maultieres liegen, das vor wenigen Tagen seinen Tod gefunden hatte. Die Picona wird fast nur mit Ochsen passiert, die einen noch sichereren Tritt als die Maultiere haben; an jener Felsstufe laden die Arrieros jedesmal von neuem ab und wieder auf, statt sich einmal zusammenzuthun und dieselbe zu beseitigen.

Jenseit des Rio Guarinó, den wir in der Nähe der Hacienda Vitoria wieder erreichen, beginnen die eruptiven Gesteine (Andesit u. s. w.), welche den wasserscheidenden Hauptkamm beinahe ausschliefslich zusammensetzen. Unser Weg folgt im ganzen dem Rio Guarinó, den wir mehrfach überschreiten. Auf der anderen Thalseite sehen wir das Dorf Sucre, nordwestlich davon einige hohe Bergspitzen liegen; an mehreren Stellen erheben sich Andesitfelsen steil aus dem Walde; am ganzen Wege entlang liegen in Abständen von halben Stunden einzelne Hütten. Allmählich erreichen wir den sogenannten Páramo de Herveo. Freilich ist es kein Páramo im strengen Sinne des Wortes, denn wir bemerken nirgends dessen Charakterpflanze, den wollblättrigen Frailejon. Der Baumwuchs ist durch den Wind teilweise verkrüppelt, aber noch ist seine obere Grenze nicht erreicht; mitten auf der Pafshöhe stehen einige schöne Bergpalmen (Wachspalmen?), und auf den benachbarten Anhöhen erhebt sich an windgeschützten Stellen hochstämmiger Laubwald. Aber wir haben hier doch den höchsten Punkt des Weges, die Wasserscheide zwischen Magdalena und Cauca und zugleich die Grenze zwischen den Staaten Tolima und Antióquia erreicht.

2. Im Caucathale.

Beim Abstiege vom Páramo de Herveo eröffnen sich uns bald weite Blicke nach Westen und Nordwesten. Ein ungeheueres Gewühl von Bergen und Thälern, grofsenteils mit dichtem Walde überzogen, breitet sich unter uns aus; erst in weiter Entfernung bildet der hohe Kamm der Westkordillere mit den scharfgezakten Farallones von Citará den Abschlufs der Landschaft. Das Flufsgebiet des Rio Cauca trägt hier einen ganz anderen Charakter als zwischen Popayan und Cartago, in dem speciell sogenannten Caucathale (El Valle del Cauca), wo breite steppenartige Ebenen den Flufs begleiten, während man hier lange suchen mufs, um eine Verebnung von einem Quadratkilometer Flächeninhalt zu finden.

Ungefähr eine Tagereise unter dem Páramo de Herveo liegt auf einem schmalen, beinahe allseitig von tiefen Thälern umgebenen Rücken das Städtchen Salamina, erst im Jahre 1827 gegründet, heute ein Ort von etwa 5000 Einwohnern. Seine Lage ist wegen der Unbequemlichkeiten für den Verkehr, der schon anfängt, sich seitlich vorbeizuziehen, und wegen der weiten Entfernung trinkbaren Wassers durchaus nicht praktisch gewählt, aber um so reizender ist sie in ästhetischer Beziehung. Bei einer Meereshöhe von 1820 m herrscht das angenehmste Klima, und sobald man vor die Ausgänge der Stadt tritt, geniefst man die weiteste Aussicht auf die Berge der gegenüberliegenden Thalseite des Cauca mit den malerischen Häusergruppen von Marmato, und auf den dahinter sich erhebenden Hauptkamm der Westkordillere, während nach Norden der Blick bis zur grofsen westlichen Krümmung des Cauca südwestlich von Abejorral und zu dem kühngeformten Kegel des Cerro Bravo bei Fredonia schweift.

Wenn nur der Lebensgenufs hier nicht durch die schlechte Verpflegung so herabgestimmt würde! Salamina besitzt oder besafs damals wenigstens, obwohl es an der grofsen Heerstrafse von Medellin nach Manizales und der oberen Thalebene des Rio Cauca liegt, doch keine eigentliche Herberge; nur mit Mühe gelang es mir, überhaupt in einem Hause für zwei Tage Unterkunft zu finden. Die Frau des Hauses that ihr Bestes für die Mahlzeiten, aber der Erfolg entsprach leider nicht dem guten Willen. Die Kost in Antióquia unterscheidet sich nämlich wesentlich von der in den übrigen Landesteilen Columbiens, und zwar, wie mich bedünken will, nicht zu ihrem Vorteile; sie ist zwar kräftiger, aber im ganzen noch unschmackhafter. Die Lichtseite der antioqueñischen Ernährung ist der reichliche Genufs von Milch, welche man im übrigen Columbien überhaupt nur in den gröfseren Städten erhält; aber statt dafs man die Milch rein genösse, pflegt man Maiskörner mit derselben zu kochen. Dieses Getränk, welches den Namen Mazamorra führt, aber von der Mazamorra der östlichen Staaten, einer Suppe aus Maismehl, durchaus verschieden ist, ist sicher kräftig, hat aber einen ziemlich faden säuer-

lichen Geschmack. Der Mais wird von den Antioqueños überhaupt besonders viel genossen, weil Roggen und Weizen erzeugende Hochländer hier nur in geringem Umfange vorhanden sind; nur in den gröfseren Städten findet man Weizenbrod, auf dem Lande wird dasselbe allgemein durch Arepa, ein Gebäck von Maismehl ohne Salz und Geschmack, ersetzt, und als Dessert nach dem Essen pflegt man einen gerösteten Maiskolben zu knabbern. Die andere Lieblingsspeise sind die Frisoles (schwarze Bohnen), welche bei keiner Mahlzeit fehlen dürfen und nicht nur in armen, sondern auch in wohlhabenden Familien oft das Fleisch ersetzen. Kartoffel, Banane und Maniokwurzel spielen eine viel geringere Rolle in der Volksernährung als in Cundinamarca. Der Kaffeegenufs verschwindet hier fast ganz, aber auch die Schokolade wird nur noch mit Mehl vermischt getrunken, weil man sie dann für gesünder hält.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Salamina setzte ich die Reise in westlicher Richtung fort. Wie alle Wege, die von Salamina ausgehen, führte unser Weg sofort steil zu dem tiefen Thale des Rio Chamberi hinab, um auf der anderen Seite beinahe ebenso hoch wieder emporzusteigen und sich nun erst, im ganzen dem Rio Pozo folgend, langsam zum Rio Cauca zu senken. Auf dieser ganzen Tagereise bis zum Rio Cauca treffen wir nur wenige vereinzelte Hütten. Auch die Saline von Pozo ist keine grofsartige Anlage, sondern ein einfaches Strohdach, unter welchem ein halbes Dutzend Arbeiter das Salz der beiden Soolquellen auskochen, die hier aus einem serpentinartigen Gesteine entspringen. Den westlichen Landesteilen fehlen die Steinsalzlager der Ostkordillere, dafür sind aber Soolquellen vorhanden, aus welchen das Salz in primitiver Weise ausgekocht wird. Dasselbe hat in Folge von Jodgehalt einen unangenehmen Geschmack und Geruch, scheint demselben aber andererseits eine wichtige sanitäre Wirkung zu verdanken, denn auf den Gebrauch dieses Salzes ist nach Boussingault das seltene Auftreten des Kropfes zurückzuführen, welcher in der Ostkordillere so häufig ist und nicht nur das Aussehen der Bevölkerung entstellt, sondern auch ihre Verstandes- und Willenskräfte empfindlich schwächt.

Am Alto Bonito haben wir den letzten Höhenrücken vor dem Cauca erreicht; ein dichter Urwald bedeckt noch den ganzen Abhang, welcher steil in den Fluſs abfällt und keine genügenden Reizmittel besitzt, um dem ungesunden Klima gegenüber zur Ansiedelung zu locken. Der Weg steigt jetzt rasch zum Flusse hinab und folgt demselben mehrere Kilometer in nördlicher Richtung zur Brücke von Cana, bei der ein siebenundsiebzigjähriger Deutscher, namens Henker, das Amt des Brückenwärters verwaltete. Herr Henker aus Freiberg ist schon vor 59 Jahren als Bergmann in das Land gekommen; einmal hatte er sich ein Vermögen erworben, aber dann all sein Geld wieder in Minenspekulationen u. s. w. verloren; jetzt hatten ihn die Eigentümer der benachbarten Bergwerke, welche gemeinsam diese Brücke über den Cauca gebaut hatten, als Aufseher bei derselben angestellt. Bei ungebildeten Leuten pflegt der lange Aufenthalt in einem fremden Lande zum Vergessen der eigenen Sprache zu führen, ohne daſs doch die fremde Sprache richtig gelernt würde; im Spanischen werden deutsche, im Deutschen spanische Wörter beigemengt. Herrn Henker fiel es, wie man sich denken kann, zunächst schwer, die deutschen Wörter zu finden; immer und immer wieder fing er an, spanisch mit mir zu reden, um erst, wenn ich ihn lachend unterbrach, zum Deutschen überzugehen. Aber von vornherein hatte er mich mit groſser Herzlichkeit begrüſst, denn wie lange jemand auch von der Heimat entfernt ist, wie sehr er die Berührung mit derselben verloren hat, so erweckt ihm doch, wenn er nur ein guter Mensch ist, der Anblick eines Landsmannes zahlreiche Erinnerungen der Jugend, freut er sich, die heimischen Laute zu hören und gebrauchen zu dürfen, ist er glücklich, für seine Liebe zur Heimat und zu heimischen Dingen und Sitten Verständnis zu finden und sich von denselben erzählen zu lassen; der Ankömmling, den er vor einer Stunde noch nicht gekannt und der binnen kurzem wieder gehen wird, wie er gekommen, steht ihm doch für den Augenblick näher als aller tägliche Umgang.

Der Rio Cauca ist der gröſste Nebenfluſs oder, besser gesagt, ein Zwillingsstrom des Rio Magdalena, denn die beiden Flüsse

entspringen auf dem Páramo de las Papas in geringem Abstande von einander und fliefsen einander für 7 Breitengrade mehr oder weniger parallel, bis sich die sie trennende Centralkordillere endlich verflacht und unter 9½° nördl. Br. die getrennten Brüder zu einander läfst. Aber während der Magdalenenstrom bis weit aufwärts von breiten Ebenen begleitet und seine Schiffbarkeit nur durch die Schnellen von Honda für eine Weile unterbrochen wird, ist der Cauca lange, nämlich von Cartago bis Cáceres, ein reifsender Gebirgsflufs, so dafs bisher weder der unterste, durch Urwald führende Teil, noch das schiffbare Stück des Valle del Cauca zwischen Cali und Cartago für den Verkehr Bedeutung gewonnen haben.

Wir lernen den Cauca jetzt in seinem Gebirgslaufe kennen. Sein Thal ist ein enges Felsenthal, in welchem kaum für die Anlage einer Hütte Platz war; nur auf der inneren Seite der Flufskrümmungen finden sich kleine Thalauen. Der Flufs braust schäumend dahin, grofse Felsblöcke und Rollsteine mit sich führend; in den geglätteten Uferfelsen kann man Riesentöpfe gewahren, welche von den Strudeln der Hochwasser gebildet wurden. An eine Beschiffung des Flusses ist nicht zu denken, ja selbst der bis vor kurzem übliche Flufsübergang mit Kahn bereitete so grofse Schwierigkeiten, dafs sich die Minengesellschaften der Gegend von Marmato zusammengethan und jene Eisenbrücke gebaut haben.

Jenseits des Cauca treten wir in den Staat Cauca ein, dessen Grenze der Rio Arquia bildet, während sich am rechten Ufer der Staat Antióquia bis zum Rio Chinchiná erstreckt. Der Weg nach Marmato steigt steil empor. Nach einer kleinen Stunde kommt man zum Dörfchen Quebrada, dessen Negerbevölkerung in dem Auswaschen des Abraumes der Bergwerke eine lohnende Beschäftigung findet, etwas höher, ca. 1400 m, liegt bei dem grofsen, einer englischen Gesellschaft gehörigen, Bergwerk das Dorf Marmato, eine Viertelstunde weiter und zugleich wieder etwas höher, liegt die Grube Echendia, bei deren Direktor, Herrn Greiffenstein aus Grofs-Gerau, ich für einige Tage freundlichste Aufnahme fand; und rings herum liegen zahlreiche kleinere Minen, welche teils der englischen Gesell-

schaft, teils verschiedenen Einheimischen gehören. Die Umgegend von Marmato ist einer der reichsten columbianischen Bergbaubezirke, für dessen Entwickelung es nur ungünstig ist, dafs er nicht zu dem Staate Antióquia, sondern zu dem verkommenen Staate Cauca gehört.

Das alte Centrum dieses Bezirkes ist das Städtchen Supia (La Vega de Supia, 1220 m), das einige Stunden südwestlich von Marmato in einem eingeschlossenen Thalkessel auf goldführenden Anschwemmungsbildungen gelegen ist. Nach Süden erstrecken sich die Minen noch bis Riosucio (1780 m), vielleicht auch noch weiter, werden hier jedoch erst in geringem Mafsstabe ausgebeutet. Eine Meile westlich von den Silberbergwerken tritt Kohle auf, welche ganz der Kohle bei Bogotá gleicht und für das Amalgamierwerk von Marmato abgebaut wird. Dieses nahe Beisammensein von Kohle und Erz, welches sich im centralen Antióquia wiederholt, ist natürlich für den Bergbau von grofser Bedeutung.

Riosucio war mir von einem Engländer, der vor einigen Jahrzehnten in dieser Gegend gelebt hatte, als ein Indianerdorf geschildert worden, aber in diesen letzten Jahrzehnten sind die Antioqueños über die Grenze ihres Staates in das Gebiet des Staates Cauca hinein nach Süden vorgedrungen und haben den stagnierenden indianischen Dörfern neues Leben eingehaucht. Im Vergleich mit dem inneren Antióquia, in dem sich eine fast vollständige Mischung von Weifsen und Indianern vollzogen hat, ist die starke Procentzahl reiner oder wenig vermischter Indianer etwas Ungewöhnliches; meinem an die Dörfer der Ostkordillere gewöhnten Auge wäre das Gegenteil viel eher auffallend gewesen. Das eine halbe Tagereise südlich von Riosucio gelegene Dorf Quinchia, das die ungewöhnliche Form einer langen, an dem einen Ende durch die ärmliche Kirche quer abgeschlossenen Gasse besitzt, steht heute noch in jenem früheren Entwickelungsstadium, d. h. ist beinahe noch ein reines Indianerdorf. Erst vor kurzem hat sich der erste Antioqueño hier niedergelassen, einen Kramladen begründet und durch seine überlegene Intelligenz und Geschäftserfahrung bald grofsen Einflufs auf die Dorfgenossen gewonnen. Bis nach

dem eine halbe Tagereise weiter südlich gelegenen Ansermaviejo sind die Antioqueños dagegen noch nicht vorgedrungen. Dasselbe ist eine alte spanische Ansiedelung, die als Santa Ana de los Caballeros bereits 1539 gegründet, aber später von einem Teil der Bewohner verlassen wurde und heute ein elender Ort ist, auf dessen Plaza Gras wächst und in den Abendstunden den Pferden und Eseln zum Futter dient.

Ungefähr drei Wochen hatte ich jetzt auf dem linken Caucaufer zugebracht, teils mit dem Studium von Bergwerken, teils mit dem Aufsuchen altindianischer Gräber beschäftigt. In Ansermaviejo mufste ich über meine weiteren Pläne Entschlufs fassen. Lange hatte ich daran gedacht, durch das sumpfige ungesunde Thal des Rio Riseralda oder auf der wasserarmen Loma de Belalcázar nach Cartago zu gehen und von da den weiten Thalebenen des Rio Cauca aufwärts bis Popayan zu folgen, dort die Centralkordillere zu überscheiten und durch das obere Magdalenathal nach Bogotá zurückzukehren. Aber der Gedanke, dafs diese Gebiete schon von den Herren Dr. Reifs und Dr. Stübel untersucht seien, und der angegriffene Zustand meiner Gesundheit bestimmten mich jetzt, lieber gleich über Manizales nach Bogotá zurückzukehren und die gewonnene Zeit auf die Ostkordillere zu verwenden.

Ein steiler, morastiger Weg führte mich durch dichten Wald zum Rio Cauca hinab. Erst im unteren Teile stellten sich etwas zahlreichere Ansiedelungen ein, grofsenteils Haciendas, welche neuerdings von Manizales aus angelegt und namentlich zur Mästung des aus den heifsen Ebenen des oberen Magdalena und des oberen Cauca kommenden Viehs bestimmt sind. An den Flufsufern selbst wieder dichter Wald, aber von anderer Beschaffenheit, da die Bambusen in demselben unbedingt vorherrschen. Die tiefe heifse Thalschlucht ist als ungesund berüchtigt und wird wohl noch lange keine anderen Ansiedelungen als die Hütten einiger Fährleute sehen. Denn der Cauca mufs hier überall im Kahne passiert werden; zum Durchreiten ist er viel zu grofs und reifsend, und eine Brücke ist oberhalb der Brücke von Cana noch nicht erbaut worden;

wenn der Strom angeschwollen ist, ist der Verkehr zwischen beiden Ufern für Tage, ja Wochen, völlig gehemmt.

Am anderen Ufer steigt man schräg zu dem Alto del Cazique hinan, und jenseits beinahe ebenso tief zu der ziemlich breiten Ebene des Rio Chinchiná hinab, welcher hier dem Cauca parallel fliefst, um sich etwas weiter nördlich in denselben zu ergiefsen. Diese Ebene ist ziemlich kahl und sandig, aber ein dichter Wald von Guaduas bekleidet den jenseitigen Abhang. Erst zwei Stunden, nachdem man die Hütten des Cazique verlassen, trifft man wieder Häuser, die allmählich immer häufiger werden. Ein nur wenig unterbrochener Anstieg führt uns in einer Tagereise nach Manizales empor.

Manizales[1]) liegt in einer Meereshöhe von 2130 m, also 500 m niedriger als Bogotá, ist aber doch in ganz Antióquia wegen seiner Kälte verrufen, wahrscheinlich, weil häufig kalte Winde von den Schneebergen Ruiz und Santa Isabel herabwehen. Von dem Rücken im Westen der Stadt hat man eine entzückende Aussicht auf die mächtigen Schneeberge und den Páramo de Aguacatal im Südosten und Osten, und nach Westen sieht man über das Caucathal hinüber das Bergland von Ansermaviejo und Marmato und dahinter den geschlossenen Rücken der Westkordillere. Nördlich kann man den Weg nach Salamina und Medellin weithin verfolgen, wie er ein tiefes Thal nach dem anderen überwindet. Südlich senkt sich der Hügel von Manizales rasch zu dem Rio Chinchiná hinab, an dessen linkem Ufer die Aldea de Santa Maria schon auf caucanischem Gebiete liegt. Diese Lage an der Spitze eines breiten, wenn auch gewellten Planes, der sich an den Gebirgskamm anlehnt und nach den drei anderen Seiten schroff abfällt, gerade am Ausgange der beiden Pässe des Aguacatal und des Ruiz, macht Manizales zu einer natürlichen Bergfestung, so dafs es nicht mit Unrecht als der natürliche Schlüssel des Landes betrachtet wird. Deswegen liegt hier auch beständig ein Bataillon der Guardia

---

[1]) Vergl. die Schilderung von F. v. Schenck, Petermanns Mitteilungen, 1883, S. 217 ff.

Colombiana in Garnison, um von hier aus, je nachdem, gegen die Staaten Antióquia oder Cauca operieren zu können.

Um die Mitte der vierziger Jahre war die ganze Gegend von Manizales noch mit Urwald bedeckt. Als Karl Degenhardt, ein von regem Eifer für die Wissenschaft beseelter deutscher Bergmann, eine Besteigung des Nevado del Ruiz unternahm, mufste er sich seinen Weg bis zum Fufse desselben noch durch dichten Urwald bahnen. Auf dieser Tour begleitete ihn ein Antioqueño, Palacios, dem das durchwanderte Land gefiel und der im September 1848 mit einigen Freunden zurückkehrte, um hier eine Ortschaft zu gründen. Schon nach zwei Jahren wurde dieselbe zum Distrikte, d. h. zu einer selbständigen politischen Gemeinde, erhoben. Die Gründung einer neuen Ortschaft in dieser Gegend war nichts Ungewöhnliches, Abejorral war erst 1811, Aguada 1820, Salamina 1827, Neira erst vor wenigen Jahren gegründet worden, und bald darauf sollten eine Reihe neuer Ortschaften weiter südlich, schon im Gebiete des Staates Cauca, entstehen. Die alten Indianer hatten bereits den gröfsten Teil des heutigen Antióquia bewohnt und bebaut, aber seit der spanischen Eroberung, welcher der gröfsere Teil der Ureinwohner zum Opfer fiel, hatte sich die Bevölkerung auf einen engen Raum zusammengezogen, dessen Lage ungefähr durch die Städte Antióquia, Santa Rosa de los Osos, Medellin und Rionegro bezeichnet wird, während sich die Randgebiete von neuem mit Wald bedeckten. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts machte sich in Folge der starken Volksvermehrung das Bedürfnis nach Ausdehnung geltend; in den umgebenden Waldgebieten, aber immer in möglichster Nähe des Heimatsortes, wurden neue Ortschaften angelegt, so dafs sich die Peripherie des besiedelten Gebietes allmählich erweiterte. Natürlich vollzog sich dieser Prozefs nach den verschiedenen Seiten mit verschiedener Geschwindigkeit. Am günstigsten waren die Verhältnisse auf der rechten, östlichen, Seite des Rio Cauca, so dafs sich hier allmählich jene Kette von Ansiedelungen bis zur heifsen und schon von den Caucanern bevölkerten Thalebene bei Cartago vorgeschoben hat.

Aber während die meisten dieser Ortschaften Dörfer oder Landstädte blieben, wuchs Manizales rasch zu einer Stadt von 12—15 000 Einwohnern heran. Welch ein Gegensatz gegen Ansermaviejo; dieses in den ersten Jahren nach der Eroberung gegründet, Manizales ganz junger Entstehung; Anserma verkommen und tot, Manizales voll frisch pulsierenden Lebens; Anserma eine unbedeutende Landstadt, Manizales nach columbianischen Verhältnissen eine Groſsstadt!

Manizales ist nicht etwa, wie Medellin, der Mittelpunkt eines Bergbaugebietes, es exportiert auch nicht, wie die Handelsstädte der Ostkordillere, Chinarinde, Kaffee, Häute und dergleichen, sondern vermittelt wesentlich den Verkehr zwischen dem centralen Antióquia, dessen ganzer Reichtum gegenwärtig auf den Erzlagerstätten beruht, und dem Landwirtschaft treibenden südlichen Antióquia und Cauca. Das Rindvieh, welches in den Savannen des oberen Cauca und Magdalena fast kostenlos aufwächst, wird auf den fetten Weiden der Gegend von Manizales gemästet, um dann nach dem centralen Antióquia gebracht zu werden. Besonders aus der Gegend von Pereira und Cartago wird Cacao daselbst eingeführt, weil die Cacaoanpflanzungen in der Nähe der Stadt Antióquia seit den fünfziger Jahren von der sogenannten Mancha heimgesucht sind. Auch die gewöhnlichen Landesprodukte, Zuckerrohr, Bananen, Mais u. s. w. strömen nach dem centralen Antióqia, das dafür mit seinem Erze die Einfuhr europäischer Waren in jene landwirtschaftlichen Bezirke bezahlt. Dieser Binnenhandel ist bedeutend genug, daſs die Handelshäuser von Manizales sich allmählich von Medellin unabhängig machen und europäische und nordamerikanische Waren über Honda einführen konnten. Manizales ist eine Hauptstation der europäischen Geschäftsreisenden geworden; die Kaufleute der kleineren, zwischen Cartago auf der einen, Salamina und Marmato auf der anderen Seite gelegenen Ortschaften machen hier ihre Einkäufe.

Daſs gerade Manizales diese Bedeutung erlangt hat, verdankt es in erster Linie wohl seiner Lage unmittelbar an der Grenze zwischen den Staaten Antióquia und Cauca. Der antioqueñische Kaufmann, der diesen Handel betreibt, kommt

dem caucanischen Producenten möglichst weit entgegen, aber er verlegt sein Geschäft doch nicht über die Grenze seines Staates hinaus, weil er im Staate Cauca nicht mehr den gleichen Rechtsschutz und die gleiche Erleichterung des Geldverkehres findet. Südlich von Manizales machen die Schneeberge die Kordillere für eine Strecke von 50 km, bis zu dem, Cartago mit Ibagué verbindenden, Quindiuwege, unpassierbar, so daſs das ganze Gebiet zwischen Cartago und Manizales seine Waren über dieses beziehen muſs. Die topographischen Verhältnisse sind für den Verkehr nicht so ungünstig wie bei Salamina; vielleicht kommen noch andere Vorzüge hinzu, die sich erst bei genauerer Kenntnis der Gegend werden beurteilen lassen. Auch das kühle, kräftige Klima darf als eine glückliche Mitgift betrachtet werden, weil es den Charakter der Bevölkerung stählt und die Arbeitskraft nicht erschlaffen macht. Diese Begünstigungen haben bisher über die Erdbeben obgesiegt, welche hier, vielleicht in Folge der Nähe des vulkanischen Ruiz, besonders häufig sind und die Stadt schon mehrere Male, wenigstens teilweise, zerstört haben.

„Die häufigen und heftigen Erdbeben der Jahre 1875 und 1878 haben das Wachstum des Ortes doch immer nur momentan aufhalten können: waren einige Monate ohne Erderschütterungen vergangen, so beruhigten sich die geängstigten Gemüter, die Entflohenen kehrten zurück und mit ihnen neue Einwanderer, und bald sah man wieder an allen Ecken der Stadt die Maurer und Zimmerleute an der Arbeit. Die Überzeugung, daſs in Manizales Geld zu verdienen sei, und der Wunsch, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, war bei den unternehmungslustigen Antioqueños stärker, als die wohlbegründete Furcht vor dem grollenden Ruiz.“ Auch zweiundeinhalb Jahre nach dem Aufenthalte Schencks, dem die vorhergehenden Worte entlehnt sind, zeigte die Stadt ein fröhliches Wachstum; nur der Umstand, daſs die meisten neueren Häuser aus Holz gebaut wurden, wodurch sie übrigens ein viel ansprechenderes Äuſseres erhielten, erinnerte an die Gefahr, welche von dem Boden drohte. Seitdem hat derselbe von neuem geschwankt und starke Verheerungen angerichtet,

aber gleichfalls ohne das Wachstum der Stadt empfindlich geschädigt zu haben.

Der Handel von Manizales, ebenso wie der von Medellin, liegt durchaus in den Händen von Antioqueños und bildet dadurch einen charakteristischen Gegensatz zu dem der Städte an der Küste und in der Ostkordillere sowie von Cali im Caucathal, in welchen viele der gröſseren Häuser von Ausländern, besonders von Deutschen, begründet worden sind und noch heute geleitet werden. Dieser Unterschied beruht zum Teil wohl in den eigentümlichen Handelsverhältnissen von Manizales, welches in erster Linie den Binnenhandel zwischen den Staaten Cauca und Antióquia vermittelt und der Einfuhr europäischer Waren keine eigene Ausfuhr gegenüberstellen kann. Der Einwurf, daſs dieser Grund auf Medellin nicht anwendbar sei, ist nur scheinbar, denn der Versand von Gold oder Silber kann direkt von den Bergwerken aus geschehen und erfordert nur eine höchst geringfügige Vermittelung von Kaufleuten, während dieselben bei dem Einkaufe von Chinarinde, Kaffee und Häuten eine selbständige Thätigkeit entfalten und ein gröſseres Risiko auf sich nehmen müssen. Aber auſser dem Mangel eines anderen Exportes als von Erzen war der antioqueñische Nationalcharakter schuld, daſs sich keine europäischen Kaufleute hier niedergelassen haben. Die Antioqueños sind nämlich so geriebene Geschäftsleute und zugleich so sparsam, daſs der europäische Kaufmann, welcher gröſsere Ansprüche an das Leben stellt, nicht mit ihnen konkurrieren kann.

Die Antioqueños[1]) sind in ganz Columbien der eigenartigste und kräftigste Menschenschlag, der sich, durch Berge und Wälder lange Zeit fast völlig abgeschlossen, ziemlich selbständig entwickelt hat und erst neuerdings in nähere Beziehung zu der Bevölkerung des übrigen Columbiens getreten ist. Neger und ihre Mischlinge wohnen nur an den nördlichen Abhängen dieses Berglandes, auch reine Indianer sind fast ganz verschwunden, weiſses und indianisches Blut haben sich völlig durchdrungen; statt kleiner schwächlicher Figuren, wie bei den Chib-

---

[1] Vergl. F. v. Schenck. Petermanns Mitteilungen 1880 S. 40 ff.

chas der Ostkordillere, sieht man meist hohe kräftige Gestalten. Die Gesichtszüge zeigen vielfach auffallend jüdischen Typus, was auf eine Einwanderung spanischer Juden im 17. Jahrhundert zurückgeführt wird. Mehr als in den übrigen Landesteilen ist jeder sein eigener Herr und bestellt voll Eifer sein Feld und besorgt sein Vieh oder zieht mit seinen Maultieren auf der Landstrafse, um Handelsgeschäfte zu machen. Die Nahrung ist einfach, aber kräftig; auch die Reichen gönnen sich keinen anderen Luxus als den hübscher Wohnhäuser. Die Mädchen heiraten oft schon mit vierzehn, die jungen Männer mit achtzehn Jahren, aber diese frühgeschlossenen Ehen sind keineswegs unfruchtbar, sondern gewöhnlich von einem reichen Kindersegen begleitet. Das Familienleben hat sich verhältnismäfsig rein und patriarchalisch bewahrt. „Unbeirrt von fremden Einflüssen, gleichgültig gegen das, was aufserhalb seiner Berge vorgeht, lebt der Antioqueño nach der Väter Weise, konservativ in Gesinnung, Sitten und Trachten.“ „Das Unionsgefühl ist gering; das Vaterland ist Antióquia, nicht Colombia, und alles, was auf Centralisation und Gleichmacherei deutet, wird mit mifstrauischen Augen angesehen.“ Den liberalen Neuerungen, mit welchen die Bogotaner Centralregierung oder der Nachbarstaat Cauca das Land beglücken wollen, ist man gründlich abhold; oft genug ist der Antioqueño von seinen Parteiführern zum Kampf gegen die liberalen Principien geführt worden. Heute zwar ist die Regierung des Staates Antióquia eine liberale, aber nur der von den Nachbarstaaten ausgeübte Druck konnte das bewirken; die Mehrzahl der Antioqueños gehört nach wie vor der konservativen Partei an.

3. Der Páramo de Ruiz und Ambalema.

Für die Rückreise von Manizales nach Bogotá wählte ich, statt des gewöhnlichen Weges über den Páramo de Aguacatal und Honda, den südlichen Weg, der den Kamm unmittelbar am Fufse des schneebedeckten Ruiz[1]) passiert und darum gröfseres

[1]) Derselbe wird auf der Karte von Codazzi und von anderen Gelehrten, z. B. von Reifs und Stübel, fälschlich als Mesa de Herveo bezeichnet.

Interesse, aber auch gröfsere Anstrengungen bietet, da er stellenweise sehr schlecht ist und man wenigstens eine Nacht im Freien auf dem kalten Páramo verbringen mufs.

Den Anfang des Weges bildet eine gute Fahrstrafse, die sich hier, rings von Saumpfaden umgeben, recht verloren ausnimmt und nicht die geringste Bedeutung für den Verkehr besitzt. Ein schlauer Manizaleño hatte eine Kutsche importiert, für diese Kutsche mufste man doch eine Verwendung haben, und so baute man, wie uns F. v. Schenck humoristisch erzählt [1]), mit grofsen Kosten diese Fahrstrafse, auf der man sich das Vergnügen des Spazierenfahrens gestatten konnte. Schon nach einer Meile erreichen wir das Ende derselben und zweigen uns zugleich von dem Aguacatalwege ab. Nach einer weiteren Meile kommen wir zu der Häusergruppe von Frailes oder Montaño (2500 m), den letzten menschlichen Ansiedelungen auf dieser Seite des Kammes, obgleich ihre Meereshöhe noch um hundert Meter hinter der Höhe von Bogotá zurückbleibt. Bis hierher sind wir in offenem Lande und auf ganz erträglichem Wege gewandert, nun aber beginnt Wald und zugleich ein scheufslicher Weg, auf dem das Maultier bei jedem Schritte bis über die Kniee in Morast versinkt. Und doch ruft uns unser Führer zum Troste immer noch zu, dafs sich der Weg in sehr gutem Zustande befinde; wie mag derselbe erst in der Regenzeit aussehen! Glücklicherweise hält dieser Kot nur einige Stunden an, während der südlicher gelegene Quindiuweg, der immer im Walde bleibt und überhaupt nicht zum eigentlichen Páramo emporsteigt, für mehrere Tagereisen dieselbe Beschaffenheit hat. Zu Humboldts Zeit konnte man ihn nur zu Fufs oder auf dem Rücken von Trägern passieren [2]), heute ist er zwar ein Saumpfad, aber den gröfseren Teil des Jahres immer noch für Maultiere kaum gangbar. Für solche Wege ist der Ochse das geeignete Tier; auch ich hatte, durch den Unfall auf der Picona gewitzigt, für den Marsch über den Ruiz einen Ochsen gemietet, dem das Gepäck aufgeladen wurde.

---

[1]) Petermanns Mitteilungen 1883 S. 218.

[2]) Vues des Cordillères.

Nach sechs Stunden erreichten wir die heifsen Schwefelquellen von Termales (3500 m, Quellentemperatur 64°), bei welchen einige ganz elende Hütten, gerade grofs genug, dafs ein Mann hineinkriechen kann, zur Aufnahme der Badegäste dienen. Von hier an verliert der Wald seine Üppigkeit und geht allmählich in die Strauchvegetation des niederen Páramo über. In 4055 m erreichten wir die Wasserscheide und damit zugleich die Grenze zwischen den Staaten Cauca und Tolima.

Eine halbe Stunde abwärts liegt die Cueva de Gualí, welche unser heutiges Nachtquartier bilden sollte. Freilich war ich bei dem Anblicke derselben etwas enttäuscht, denn die sogenannte Höhle ist nichts als ein grofser Felsenüberhang, der bei starkem Regen oder Schnee wohl keinen ausreichenden Schutz gewährt hätte. Nachdem die Tiere abgeladen und an langen Stricken angebunden waren, damit sie nicht fortlaufen und doch genug Futter finden könnten, machten sich meine Begleiter daran, Frailejonblätter und Reisig zu sammeln und ein Feuer zu entzünden, auf dem unsere Abendmahlzeit bereitet wurde, und das uns wenigstens während des Anfanges der Nacht noch etwas erwärmen sollte. Über diesen Beschäftigungen war die Nacht hereingebrochen, der Nebel, der den Tag über geherrscht hatte, wich, und in dunkelen Umrissen erschien südlich von uns die breite Schneemasse des Ruiz. Bald bereiteten wir unsere Lagerstätten und schliefen, so gut es uns die Kälte erlauben wollte.

Am Morgen war das Erste wieder die Bereitung eines Feuers, auf dem wir eine wärmende Schokolade kochten. Dann kehrte ich mit dem Führer zur Wasserscheide zurück, um von da zu dem ausgezeichneten Krater am Westfufse des Ruiz zu gelangen. Etwa nach einer Stunde, von der Pafshöhe aus gerechnet, erreichten wir Lagunetas, eine Anzahl kleiner Teiche, auf denen zahlreiche Enten schwammen. Der Boden war grofsenteils wie gepolstert mit niedrigen Rosetten steifer stachelichter Blätter von fremdartigem Ansehen und gab dem Tritte in unangenehmer Weise nach, so dafs mir das Wandern, zumal bei der dünnen Luft, sehr schwer fiel und ich alle paar Minuten Halt machen mufste. Bald stellte sich auch der Nebel wieder

ein, zuerst in einzelnen Fetzen, mit der Zeit immer dichter. Wir konnten unser Ziel, den Krater, bald nicht mehr sehen, obwohl wir ihm schon ziemlich nahe gekommen waren. Es schien keinen Zweck zu haben, unsere Wanderung fortzusetzen, denn es war durchaus unwahrscheinlich, daſs wir eine gute Aussicht haben würden, und ein näheres Studium der vulkanischen Erscheinungen lag nicht in meinem Plane. Hatte doch Herr Dr. Reiſs, dessen Thätigkeit besonders den Vulkanen gewidmet war, im Jahre 1868 diesen Krater erstiegen! Auch die Besteigung des Nevado selbst hatte er versucht, hatte aber auf halber Höhe umkehren müssen und war nur mit knapper Not dem Tode entgangen. Die einzige geeignete, weil nebelfreie, Zeit für solche Besteigungsversuche sind die Monate Dezember bis Februar; eine wesentliche Erleichterung würde ein Zelt sein, welches erlaubt, die Nacht schon unmittelbar am Fuſse des Gipfels zuzubringen, um die eigentliche Besteigung gleich am frühen Morgen zu beginnen.

Wir kehrten zu unserem Lager zurück, verzehrten die kleine Mahlzeit, die mein Diener inzwischen bereitet hatte und brachen dann zur Cueva del Toro auf, wo wir die nächste Nacht verbringen wollten. Der Weg führt in südöstlicher Richtung, groſsenteils auf schwarzem feuchtem Boden, und steigt mehrfach auf und ab, um die Furchen der vom Nevado herabkommenden Bäche zu überschreiten. Es sind die Quellbäche des Rio Guali, desselben Flusses, den wir bei Mariquita passierten und bei Honda in den Magdalenenstrom münden sahen. Ein Weilchen darauf lieſsen wir auf unserer rechten Seite die Cueva de Nieto liegen, die das beste Nachtquartier auf dem Páramo darbietet, und in der auch wir besser geblieben wären, statt in der etwas weiter gelegenen Cueva del Toro eine höchst ungemütliche Nacht zu verbringen. Dieselbe ist nichts als eine Felswand, welche dem Ostwinde vollkommen freien Zutritt läſst, so daſs wir am Morgen ganz steif erwachten und dazu nicht einmal im Stande waren, ein Feuer anzuzünden, um irgend etwas Warmes zu uns nehmen zu können. Als wir auf den Arenales, einer weiten Fläche vulkanischen Sandes, emporstiegen, war es ebenso spät und wir selbst weniger frisch, als

wenn wir von der etwas entfernteren Cueva de Nieto gekommen wären. Das Ansteigen in dem lockeren Sande und der dünnen Luft fiel sowohl uns Menschen wie dem Maultiere sehr schwer, aber in einiger Höhe wurden wir durch einen herrlichen Blick auf den uns südlich gegenüber liegenden Gletscher belohnt. Für einige Minuten trat auch die gewaltige Schneemasse des Ruiz selbst mit ihren beiden Gipfeln hervor, so daſs ich sie doch wenigstens einmal zu sehen bekam, dann verschwand sie wieder in den Wolken, und auch wir selbst wurden von Nebel eingehüllt und zum Rückzuge genötigt.

Nach einem kleinen Frühstücke in unserem Lager unternahm ich noch einen zweiten Abstecher, zu dem Fuſse jenes kleinen steilen und stark zerklüfteten Gletschers, dessen deutlich ausgebildete Seitenmoränen etwa einen Kilometer (50 m senkrechten Abstandes) unter seinen heutigen Fuſs hinabreichen. Ich gelangte dahin über den sogenannten Derrumbo, ein unregelmäſsiges Haufwerk vulkanischen Materiales, dessen Bildung mit einem Ausbruche des Jahres 1845 in Zusammenhang gebracht wird. In der Nähe des Hauptweges sind einige Teiche in diesen eigentümlichen Rücken eingesenkt.

Auf der anderen Seite des Derrumbo erreicht der Weg im Alto del Boqueron (4250 m) seinen höchsten Punkt, von dem sich bei klarem Wetter eine schöne Aussicht, besonders auf den prächtigen Schneekegel des Tolima, bieten soll. Dann senkt er sich steil hinab, meist die Regenrisse benutzend, welche in den schwarzen Moorboden des Páramo eingewaschen sind. Nach einem Weilchen stellt sich verkrüppelter Baumwuchs ein und leitet allmählich zu Hochwald über. Etwa an dieser oberen Grenze des Waldes blieben wir, bereits am rechten Ufer des Rio Lagunilla, in dem Tambo del Rosario zur Nacht; obwohl ein solcher Tambo nichts als ein Dach und an den Seiten vollkommen offen ist, und obwohl wir uns hier noch in einer Höhe von 3300 m befanden, erschien uns doch die Luft ganz lau, verglichen mit den eisigkalten Nächten des Páramo.

Am nächsten Morgen verabschiedete sich der Führer mit seinem Ochsen, um nach Manizales zurückzukehren, während wir selber den östlichen Abstieg fortsetzten. Der Weg war zu

unserem freudigen Erstaunen ein ganz vortrefflicher, breit, ohne stärkere Steigungen und in gutem Zustande, so dafs ich ihn zum gröfseren Teile trabend zurücklegen konnte. Einen anderen Genufs bot mir die grofse Menge prachtvoller Brombeeren, wie ich sie sonst in Columbien nirgends angetroffen habe, und die grofse Zahl schöner Blumen, welche meistens als Schling- und Schmarotzerpflanzen die Bäume und Sträucher schmückten. Nach einer Stunde erreichten wir die erste menschliche Wohnung, Sabanalarga (3186 m), die 650 m höher gelegen ist als die höchsten Häuser auf der anderen Kammseite. Ein Stündchen später kommt man nach dem im Entstehen begriffenen, jetzt noch sehr ärmlichen Dorfe Murillo, und drei weitere Stunden schnellen Rittes durch dicht bewaldete, charakterlose Landschaft mit wenigen einzelnen Wohnstätten bringen mich nach dem Dorfe Líbano, welches ähnlich wie Fresno in einem Bergkessel gelegen und gleichfalls eine neue antioqueñische Gründung ist. Leider hat hier der gut trassierte Weg ein Ende; weiter abwärts kommen wir wieder auf einen der gewöhnlichen auf- und abführenden columbianischen Wege. Auch die Landschaft wechselt; aus den Eruptivgesteinen, die uns vom Kamme bis hierher begleitet haben, treten wir nun bald in eine Zone krystallinischer Schiefer und gneifsartigen Granites ein, die einen deutlichen, von Süden nach Norden verlaufenden Rücken bilden, zu welchem wir jenseits der Quebrada Honda (1100 m) emporsteigen. Der dichte kräftige Urwald verschwindet allmählich, die Spuren menschlicher Arbeit und Zerstörung werden zahlreicher, und zugleich wird die natürliche Vegetation, dem heifseren, trockeneren Klima entsprechend, kümmerlicher. Wieder liegt das Magdalenathal vor uns, und dahinter erheben sich dunstig die Ketten der Ostkordillere. Unser Weg senkt sich rasch hinab; bei dem kleinen elenden Dörfchen Coloya, das an dem gleichnamigen Flusse gelegen ist, haben wir den eigentlichen Fufs der Berge erreicht, auf der anderen Seite desselben steigen wir einige zwanzig Meter zu dem Tuffplateau auf, auf dem der Ort Lérida liegt.

Ein dreistündiger Ritt durch diese Tufflandschaft hindurch brachte mich am nächsten Tage nach Ambalema, wo ich im

Hause der Herren Frühling und Göschen gastfreundliche Aufnahme fand. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich von einem leichten Fieberanfall heimgesucht, der jedenfalls wesentlich in den schroffen Temperaturwechseln der letzten Woche seinen Grund hatte.

Die Bedeutung von Ambalema liegt oder, richtiger gesagt, lag in seinem Tabak, denn heute wird derselbe nur noch in geringer Menge gebaut, und Ambalema erhebt sich kaum mehr über den Rang einer gewöhnlichen Landstadt. Es ist einige Jahrzehnte her, dafs man die hervorragende Güte des Ambalematabaks zu erkennen und denselben nach Europa, besonders nach Bremen, zu versenden begann, von wo aus er zum Teil unter seinem eigenen Namen, zum Teil wohl auch als echter Havana verkauft worden ist. Eine Menge Tabakspflanzungen und Tabaksfabriken entstanden, unter denen die der Herren Frühling und Göschen aus London, welche hier Terrain für eine Schuld übernommen hatten, die bedeutendsten waren. Aber seit dem letzten Jahrzehnt machte sich ein auffallender Rückgang in der Güte des Tabaks bemerklich; die Preise, welche er in Europa erzielte, wurden so niedrig, dafs sie die Transportkosten nicht mehr deckten, man mufste sich darauf beschränken, Tabak für den Verbrauch im Lande zu bauen, zahlreiche Tabaksfelder wurden in Viehweiden verwandelt, die Arbeitssäle, in denen früher Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigt gewesen waren, verödeten, viele der schönen Haciendengebäude, welche sich die schnell reich gewordenen Tabakspflanzer erbaut hatten, stehen leer, aus der Stadt selbst sind Wohlstand und Leben verschwunden.

Man hört in Columbien vielfach die Meinung aussprechen, die geringere Nachfrage nach Ambalematabak sei die Folge wechselnder Modelaunen. Eustacio Santamaria[1]) hält dem mit Recht entgegen, dafs der Havanatabak nie aus der Mode gekommen sei, und dafs eine Verringerung der Güte notwendig die Schuld haben müsse. Viele sehen das ein und machen eine „Krankheit der Luft“ dafür verantwortlich, aber ich habe

[1]) Conversaciones familiares I S. 219 ff. Bogotá 1872.

nie erfahren können, was sie unter einer solchen Krankheit der Luft eigentlich verstehen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dafs Erschöpfung des Bodens der wahre Übelstand ist; ohne demselben Ruhe zu gönnen, ohne ihn durch künstliche Düngung wieder aufzufrischen, hatte man in die Ewigkeit reiche Ernten aus demselben ziehen zu können geglaubt. Als sich die Folgen dieses Raubbaues zu zeigen begannen, hatten einzelne Besitzer wohl Guano kommen lassen, aber hatten denselben nicht richtig anzuwenden verstanden. Wenn der Boden jetzt einige Jahre oder Jahrzehnte brach liegt oder als Viehweide dient, wenn man ihn dann in geeigneter Weise düngt, wird er sich schon wieder etwas erholen; eine andere Frage ist es freilich, ob er auf die Dauer seine frühere Fruchtbarkeit wieder erlangen wird; denn dieselbe war, wie es scheint, dem feinen vulkanischen Tuffe zu danken, und nach dem Urteile guter Beobachter (mir selbst war in Folge meiner Krankheit eine Untersuchung an Ort und Stelle nicht möglich) bildet derselbe nur eine dünne Decke über grobem Gerölle.

Bei Ambalema überschritt ich den Magdalenenstrom und kehrte damit in das Gebiet der Ostkordillere zurück. Über San Juan, Vianí (Virjinia) und Guayabal erreichte ich Agualarga und bald darauf bei Los Manzanos die Hochebene. Ein langweiliger Ritt über dieselbe brachte mich nach meinem alten Hauptquartiere Bogotá, wo ich mich einige Wochen auszuruhen und meine ziemlich angegriffene Gesundheit wieder herzustellen dachte.

4. Gold- und Silberbergwerke.

Obgleich unsere Reise das centrale Antióquia nicht berührt hat, welches das eigentliche Bergbaugebiet von Columbien bildet, in welchem wenigstens heute die meisten Bergwerke in Betrieb sind, so haben wir doch, diesseits und jenseits des Kammes der Centralkordillere, immerhin eine ganze Anzahl Minen kennen gelernt und eine allgemeine Anschauung des columbianischen Bergbaues gewonnen.

Unter den Minen, die wir gesehen haben, waren beide

Hauptarten des Vorkommens von Edelmetallen, nämlich Erzgänge und Seifen, vertreten, und auch jede der beiden Hauptarten zeigte mannigfache Abänderungen.

In dem kleinen Werke von Agua Bonita kommt das Gold auf einem Quarzgange innerhalb eines dunkelen Gneifses vor; sowohl an den Saalbändern, den Berührungsflächen des Ganges gegen das Muttergestein, wie im Innern des Ganges selbst finden sich Bleiglanz, Schwefelkies und einzelne Goldkörner. Das Resultat des Abbaues ist Gold, das überhaupt in Columbien den Hauptgegenstand der Gewinnung bildet und namentlich früher bildete. In dem Bergbaugebiete von Santa Ana, im besonderen in Frias, handelt es sich dagegen lediglich um die Gewinnung von Silber. Dasselbe findet sich hier wesentlich in Bleiglanz, Schwefelkies und Zinkblende, aber auch als Weifsgiltigerz, Rotgiltigerz und gediegen, auf Quarzgängen, die in krystallinischen Schiefern aufsetzen. Wieder anders ist die Gangformation bei Marmato, Supia und Riosucio, wo, wie wahrscheinlich im gröfsten Teile von Antióquia, das erzführende Gestein ein Dioritporphyr ist, der in mächtigen Gängen zwischen krystallinischen Schiefern auftritt. Die Gangmasse ist hier hauptsächlich Kalk, statt des Bleiglanzes herrschen Schwefelkies und Zinkblende vor, das Silber ist goldhaltig, ja das Gold findet sich auch rein in eingesprengten Körnern.

Während man in Santa Ana und Frias tiefe Schächte bauen mufs (in Frias war man bis zu 80 Faden Tiefe gegangen) und kostspieliger Wasseranlagen zur Förderung des Erzes bedarf, macht es in und um Marmato die steile Neigung des Bodens, vorläufig wenigstens noch, möglich, die Erzgänge lediglich durch Stollen anzugreifen, die in mehreren übereinanderliegenden Stockwerken vom Abhange aus so geführt werden, dafs sie die verschiedenen Erzgänge nach einander schneiden, so dafs sich die Förderung des Erzes und die Herausschaffung des Wassers hier viel leichter und billiger gestaltet.

Ein zweiter Vorteil Marmatos vor Frias besteht darin, dafs die Beschaffenheit des Erzes die Anwendung des Amalgamationsverfahrens gestattet, während das bleihaltige Erz von Frias Verhüttung erfordert. Dieser Vorteil ist gröfser, als man

zunächst denkt, denn während das einfache Amalgamationsverfahren an Ort und Stelle vorgenommen werden kann, ist die Anlage von Schmelzhütten, wie mir Herr Greiffenstein, selber ein Hüttenmann und als Leiter der Schmelzhütte von Titiribí in das Land gekommen, auseinandersetzte, mit so grofsen Kosten verbunden, und erfordert die Verhüttung so viel Sachkenntnis und Aufmerksamkeit, dafs sie sich in Columbien nur in seltenen Fällen lohnt. Die einzige Schmelzhütte, welche im Lande besteht, ist die von Titiribí; die englische Gesellschaft von Frias zieht vor, das Roherz nach Swansea zu verschicken und erst dort die Verhüttung vornehmen zu lassen, was sich trotz der ungeheueren Transportkosten immer noch billiger als die Anlage einer Schmelzhütte stellen soll.

Die zweite Hauptart des Goldvorkommens sind die Goldseifen, d. h. Sande, Kiese und Schotter, zwischen denen sich einzelne Goldkörner finden. Nach Hochfluten kann man in den Playas (Werdern) vieler Flüsse Neger sitzen sehen, die den Sand in Holzschüsseln waschen, um die Goldkörner herauszulesen, welche das Wasser mit dem übrigen Gesteine vom Erdboden losgerissen und fortgeschleppt hat. Aber gröfsere Goldmengen als in diesen jungen Anschwemmungen einzelner Bäche und Flüsse finden sich in den hochliegenden Geröllablagerungen, welche dem Granite und den krystallinischen Schiefern des ganzen Ostabhanges der Centralkordillere in verschiedenen Höhen aufgelagert sind. Die glatte Oberfläche, welche das Grundgestein stellenweise zeigt, und die Riesentöpfe, welche in dieselbe eingesenkt sind, haben englische und amerikanische Bergleute zu der Annahme verleitet, dafs diese Gerölle von Gletschern abgelagert worden seien, jedenfalls mit Unrecht, denn abgesehen davon, dafs dieselben durchaus nicht Moränencharakter tragen, haben wir sonst nicht die geringsten Anzeichen dafür, dafs Gletscher hier je bis zu einer Meereshöhe von 1000 m und tiefer hinabgereicht hätten. Es sind hier wie in Kalifornien alte Flufsablagerungen, und nur darüber kann ein Zweifel bestehen, ob der Lauf dieser Flüsse mit dem heutigen übereinstimmte oder eine andere Richtung hatte. Diese Flufsabsätze pflegen in verschiedenen Lagen bald gröber,

bald feiner zu sein, bald mehr altkrystallinisches, bald mehr jungvulkanisches Material zu beherbergen. Das Gold ist im ganzen an grobe, rote, wesentlich aus Granit und krystallinischen Schiefern bestehende Gerölle geknüpft, weil es aus den goldführenden Quarzadern dieser Gesteine stammt und weil es in Folge seiner Schwere nur dann vom Wasser mitgenommen wurde, wenn dasselbe auch grofse Gesteinsblöcke zu transportieren im Stande war.

Auch aus diesen hochliegenden Geröllen wird das Gold vielfach nur von Negern in ganz primitiver Weise gewonnen. Aber an einzelnen Stellen, z. B. in Malpaso, hat eine englische Gesellschaft den Betrieb im grofsen eingerichtet. Die Gewinnung des Goldes geschieht hier ganz in derselben Weise wie in Kalifornien, d. h. mittels hydraulischer Maschinen. Man richtet gegen die goldführenden Ablagerungen einen Wasserstrahl, welcher stark genug ist, das Erdreich zu lockern und Gerölle und Erde abzuschwemmen. Am Fufse der Wand sind durch Bretterbekleidung Kanäle hergestellt, in welche sich das lehmige Wasser ergiefst. Sein Lauf wird bald durch Steine gehemmt, mit welchen man den Grund der Kanäle ausgefüllt hat. Die leichteren erdigen Bestandteile werden vom Wasser immer noch mitgeführt, aber das schwere Gold setzt sich zu Boden und wird durch ausgestreutes Quecksilber aufgefangen und amalgamiert. Nach einigen Wochen deckt man die Kanäle ab, sammelt das Amalgam und schmilzt es, so dafs man das reine Gold gewinnt. Auch die Bretter, welche zur Abdämmung dienten, werden nach einiger Zeit verbrannt und aus der Asche das Gold ausgelesen. Die Transportkosten sind natürlich im Vergleiche etwa mit Frias sehr klein, da die ganze reiche Ausbeute doch nicht mehr als eine wöchentliche Maultierlast umfafst. Auch Arbeitskräfte sind zu diesem hydraulischen Betriebe nur in geringer Anzahl erforderlich. Dagegen sind die Anlagekosten sehr bedeutend, die aus der Anschaffung und dem Transporte der eisernen Wasserleitungsröhren und aus der Herbeileitung des Wassers entspringen. Die Notwendigkeit eines grofsen Anlagekapitals ist die Ursache, dafs in Columbien bisher erst so wenige hydraulische Minen

im Betriebe sind. Freilich gestatten auch nicht alle Goldseifen denselben, denn ebenso notwendig wie das Vorhandensein des Goldes selbst ist dafür das Vorhandensein genügender Wassermassen. In Kalifornien sind die hydraulischen Minen neuerdings teilweile verboten worden, weil durch die Anhäufung von Schutt in dem unterhalb gelegenen Gebiete fruchtbares Ackerland zerstört wird; in Columbien hat sich dieser Nachteil noch weniger bemerkbar gemacht, weil die meisten Goldseifen noch mitten im Urwalde liegen.

5. Indianische Gräber und Altertümer.

Ein eigentümlicher Nebenzweig des Goldbergbaues ist seit den ersten Tagen der spanischen Eroberung die Guaquería, d. h. das Aufsuchen und Ausnehmen alter indianischer Gräber, der sogenannten Guacas, gewesen, in denen man oft beträchtliche Goldmengen in bearbeitetem Zustande neben den Skeletten der einstigen Besitzer auffindet. Mehrere Jahrhunderte hindurch wurden diese goldenen Schmucksachen und Gerätschaften der alten Indianer nur ihrem Metallwerte nach gewürdigt und so schnell wie möglich eingeschmolzen; erst seit in diesem Jahrhunderte Europäer das Land zu durchreisen begannen und solche Gegenstände, die zufällig in ihrer Anwesenheit gefunden wurden, begierig ankauften, hat man den wissenschaftlichen und antiquarischen Wert dieser Dinge erkannt und wenigstens in den gröſseren Ortschaften begonnen, schönere und seltenere Formen, sowohl von Goldsachen wie von Thongeräten, aufzubewahren. Viele Fremde und Columbianer haben derartige Sammlungen angelegt, von denen einige der schönsten, nämlich die der Brüder Cuervo, die Sammlungen von Dr. Reiſs und Dr. Stübel und die Sammlung von Bendix Koppel, dem Berliner oder dem Leipziger Museum für Völkerkunde geschenkt worden sind. Wenn es mir auch unmöglich war, in gröſserem Umfange zu sammeln, und wenn auch eingehendere ethnologische Studien auſser meinem Programme lagen, so bewog mich doch der Wunsch, einmal eine Guaca zu sehen und womöglich ein gut erhaltenes Skelett zu finden, in dem Dorfe Quinchia

einige Tage Station zu machen und, von dem einzigen Weifsen des Ortes, Andres Garcia, auf das Freundlichste und Uneigennützigste unterstützt, einige Guacas zu untersuchen.

In den ersten Tagen hatten wir nicht den geringsten Erfolg; der Guaquero, der für mich arbeitete, hiefs zwar Fausto, war aber nichts weniger als ein Lumen. Nachher gelang es mir, den besten Guaquero des Dorfes, Juan Franco, zu gewinnen, der die Sache sogleich mit gröfserem Geschicke anfafste. Der Punkt, an dem wir zu arbeiten anfingen, war eine kleine Ebene, etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, heute ein Maisfeld, noch vor kurzem von Wald bedeckt. Die Erfahrung hat gelehrt, dafs solche ebene Stellen besonders häufig Guacas oder Pueblos (Dörfer, so nennt man gröfsere Anhäufungen von Guacas) enthalten. In der That fanden wir auch bald Anzeichen dafür. Es läfst sich nämlich leicht unterscheiden, ob die Erde sich noch in dem jungfräulichen Zustande befindet, wie sie aus dem Werkhause der Natur hervorgegangen ist, oder ob Menschenhände dieselbe schon bearbeitet haben, denn während man im ersteren Falle aus dem dunklen Humusboden nach der Tiefe zu bald in immer hellere Lehmlagen kommt, aber jede einzelne Lage durchaus einheitlich gefärbt und der Übergang allmählich ist, wühlt die Hand des Menschen diese Schichten durch einander, so dafs schon nahe der Oberfläche ganz helle und in gröfserer Tiefe noch ziemlich dunkele Klümpchen sich finden. Durch den Ackerbau wird in Columbien der Boden kaum einen Fufs tief aufgewühlt, Bodenmischung rührt also immer von den alten Indianern her. Es müssen nicht immer Guacas sein, auf welche diese Anzeichen hinführen; häufig wird der Nachgrabende durch sogenannte Amagos getäuscht, welche bald nach der Tiefe zu auslaufen und meist Stückchen Holzkohle, gebrannte Thonscherben, mitunter auch Instrumente und Tierknochen enthalten. Von den Guaqueros werden diese Amagos für die Anfänge von Gräbern gehalten, welche wieder aufgegeben worden seien, weil der Boden den Indianern nicht gefallen hätte, oder überhaupt nur, um irrezuleiten, angefangen worden wären. Nach allem, was ich von diesen Amagos gesehen und über dieselben gehört habe, halte

ich sie für Arbeitsplätze oder auch Wohnstätten der alten Indianer.

Schon nach kurzer Arbeit erkennt der geübte Guaquero, ob er es mit einer Guaca oder einem Amago zu thun hat. Aber damit nicht genug, er glaubt auch, bereits arme und reiche Gräber unterscheiden zu können. Bei der Zuschüttung dieser sei man nämlich mit möglichster Sorgfalt verfahren, habe man die ursprüngliche Schichtung der verschieden gefärbten Erde möglichst wieder herzustellen versucht, während man sich bei jenen nicht so viel Mühe gegeben habe. Ich weifs nicht, ob dieses Kennzeichen wirklich zutrifft, ich habe von der Erfahrung und dem Scharfsinne der Guaqueros überhaupt eine geringere Meinung als Manuel Uribe-Angel, der in seinem Buche über Antióquia (Paris, 1885) dieselben in das hellste Licht stellt. Der Guaquero giebt während der Arbeit beständig seinen Hoffnungen und Befürchtungen über den Reichtum der Guaca Ausdruck, und alle fünf Minuten ist seine Ansicht darüber eine andere geworden, so dafs er allerdings nachher, das Resultat möge sein, welches es wolle, sich darauf berufen kann, dafs er es richtig vorhergesagt habe. Nach der Form und Arbeit der Guaca, nach den Gegenständen, welche mit der Leiche gefunden werden, erzählt er die ganze Lebensgeschichte des Verstorbenen, aber welchen Anhalt haben wir denn für die Kritik seiner Vermutungen, die mir manchmal höchst ungereimt vorkamen, wie die verbreitete Ansicht, dafs sich die Indianer aus Furcht vor den Spaniern lebend eingescharrt hätten? Ich habe mehr die Phantasie als den Scharfsinn der Guaqueros bewundern gelernt.

Es kommen verschiedene Formen von Guacas vor; die Öffnung ist viereckig oder rund oder auch dreieckig, ja selbst halbmondförmig (Uribe, Antióquia S. 498), die Wände sind meist glatt und nahezu senkrecht, zeigen mitunter aber auch Treppenstufen, und statt der Erdwände finden sich manchmal Steinplatten. Erst wenn die Wand der Guaca in Form einer regelmäfsigen geometrischen Figur aufgefunden worden ist, fährt der Guaquero mit voller Zuversicht in seiner Arbeit fort. Bis zur Tiefe von einem Meter oder mehr arbeitet man rasch und

sorglos, aber wenn man sich dem Grunde nähert, wird jeder Erdklumpen genau untersucht. Endlich stöfst man auf Knochen oder Thonscherben, die man mit der gröfsten Sorgfalt abdeckt. Das einzige Ziel der Arbeit ist das Gold, welches die Indianer ihren Toten in das Grab zu legen pflegten, und das sich oft mehrere Zoll tiefer in der Erde versteckt findet. Hat man das ersehnte Gold gefunden, so beginnt der Guaquero das Lob des begrabenen Indianers zu singen, enthielt das Grab jedoch kein Gold, sondern nur einige Thongefäfse, so höhnt und schmäht er den armen Toten, als ob derselbe blofs ihm zum Torte arm gewesen wäre.

Die Öffnung der Guaca, welche ich das Glück hatte aufzufinden, hatte die Form eines Quadrates, dessen Seiten ungefähr einen Meter grofs waren; der Boden lag reichlich zwei Meter unter der Oberfläche. Nahe dem Boden öffneten sich nach drei Seiten Seitenräume: auf der Westseite (jedoch nicht genau orientiert) ein rundliches, etwa $^1/_2$ m hohes Loch, das sich in einen engen Gang von geringerer Höhe auszog; auf der Nordseite ein Gang von $^1/_4$ m Höhe und Breite, auf der Ostseite ein noch engerer und niedrigerer Gang. Das Ganze zeigte nur Erdarbeit. Im ersten Seitenraume fanden sich zwei Leichname, die einander entgegengesetzt lagen, und ein Topf mit sogenannten Torchales, im zweiten nur ein Leichnam, aber unter ihm ein Torchal und fünf zugespitzte Deckel aus Gold, im dritten ein Topf, aber keine Spur eines Leichnams. Sämtliche Knochen waren leider schon so verwittert, dafs ich auf ihre Mitnahme verzichten mufste.

In den folgenden Tagen suchten wir in der Nähe nach weiteren Guacas, fanden aber nur noch einige tiefe Amagos mit wertlosen Ziegelscherben. Die nähere Umgegend von Quinchia soll schon ziemlich ausgebeutet sein. Der professionelle Guaquero mufs jetzt fast überall in die dichten Urwälder eindringen und dort sein Lager aufschlagen, wenn er noch mit Aussicht auf Erfolg arbeiten will. Nicht als ob die Indianer ihre Gräber im Walde angelegt hätten, sondern der Wald ist seit der spanischen Eroberung wieder an vielen Stellen emporgewuchert, wo vor derselben gerodetes, besiedeltes Land war.

Die Guaquería ist das wichtigste Hülfsmittel für die Kenntnis der indianischen Urbevölkerung. Wir dürfen diese nicht nach den wilden Indianerstämmen beurteilen, welche noch heute in einigen abgeschlossenen Gebirgen und in den Urwäldern besonders der östlichen Ebenen wohnen. Für Sprache, Religion und eigentümliche Sitten werden wir zwar durch das Studium derselben Anhaltspunkte gewinnen können, aber in Bezug auf materielle und geistige Kultur stehen sie auf einer viel niedrigeren Stufe, weil die alten Kulturcentren von den Europäern besetzt worden sind, und die Indianer sich nur in Wildnissen frei erhalten haben, in welche ihnen die Europäer noch nicht zu folgen vermochten, in welchen aber auch die Natur einen höheren Aufschwung ihrer Gesittung hemmt. Auch die historischen Überlieferungen sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Von den Aufzeichnungen alter indianischer Priester ist nichts auf uns gekommen; was davon etwa vorhanden war, ist mit dem Tempel von Sogamoso durch den sträflichen Leichtsinn einiger spanischer Soldaten verbrannt. Die spanischen Chroniken sind oft erst hundert Jahre nach der Eroberung niedergeschrieben worden, nicht von Gelehrten, sondern von Soldaten und Priestern, und geben, zur Rechtfertigung spanischer Greuelthaten und zur Verherrlichung eigener Tapferkeit, Sitten und Charakter der Indianer vielfach entstellt wieder. Viele Dinge, welche uns heute in hohem Grade wissenswert erscheinen, wurden von den alten Spaniern gar nicht beachtet. Wenn das Studium der Ausgrabungen schon für das griechische und römische Altertum, die uns doch so zahlreiche Schriften hinterlassen haben, so wichtige Resultate liefern konnte, so mufs es für das Studium der alten amerikanischen Völker noch viel gröfsere Bedeutung besitzen. Bisher sind von Uricoechea, Zerda u. a. nur einzelne Anläufe zu einer wissenschaftlichen Verwertung des reichhaltigen Materiales gemacht worden, aber binnen kurzem dürfen wir hoffen, ein Prachtwerk über die schönen Sammlungen der Herren Koppel, Reifs und Stübel und, als begleitenden Text, eine zusammenfassende Darstellung der columbianischen Altertümer aus der Feder von Herrn Dr. Max Uhle zu erhalten.

VI.

Ein Ausflug nach den Llanos.

Endlich war die geeignete Zeit zu einem Besuche der Llanos herangekommen, denn wie bei uns der Winter mit seinen kurzen Tagen, seiner Kälte und seinem Schnee, so können in den Tropen die starken Regengüsse der Regenzeit und das dadurch bedingte Anschwellen der Gewässer das Reisen unmöglich machen oder wenigstens aufserordentlich erschweren. Am meisten ist das in den Llanos, d. h. den weiten, am Ostfufse des Gebirges sich ausdehnenden Ebenen, der Fall, in denen der Verlauf der Jahreszeiten ein anderer als im Inneren Columbiens ist. Während hier, wenigstens im Tieflande, wo der typische Verlauf nicht durch Unregelmäfsigkeiten der Bodengestaltung beeinträchtigt wird, zwei Regenzeiten, welche in unsere Frühlings- und Herbstmonate fallen, von zwei Trockenzeiten, die unserem Sommer und Winter entsprechen, unterbrochen werden, sind in den Llanos Regen und Trockenheit auf je eine Jahreszeit zusammengedrängt. Die Dauer derselben ist in den verschiedenen Teilen der Llanos verschieden; je weiter wir uns vom Gebirge entfernen und nach Nordosten vordringen, um so kürzer wird die Regenzeit. Am Fufse der Kordillere von Bogotá erfüllt dieselbe noch den gröfseren Teil des Jahres, da sie, nur mit einer vierzehntägigen Pause im Juli, von Mitte April bis Ende November andauert. In dieser siebenmonatlichen Regenzeit werden die Wege so bodenlos, führen die meisten Flüsse und Caños eine so grofse Wassermasse mit sich, dafs sie den Verkehr stellenweise ganz unterbrechen. Das Städtchen San Martin ist auf diese Weise die Hälfte des Jahres von der Aufsenwelt abgeschnitten, denn das Überschreiten der Flüsse, die der Weg

dahin kreuzt, ist in der Regenzeit mit Lebensgefahr verknüpft. Die angenehmste Reisezeit ist die zweite Hälfte des Dezember und die erste Hälfte des Januar, weil dann der Verkehr wiederhergestellt und doch die Vegetation noch nicht ganz verdorrt ist, die Hitze und der Staub noch nicht ganz unerträglich geworden sind.

Diese Jahreszeit hatte ich mir ausgesucht, um zu den Llanos von San Martin hinabzusteigen. Man pflegt von den Llanos von Caquetá, von San Martin, von Casanare, von Barinas, von Calabozo und anderen zu reden; es sind das politischen Einteilungen entlehnte Namen, welche man anwendet, um sich einigermafsen innerhalb der weiten gleichförmigen Grasebenen orientieren zu können, die sich, auf der einen Seite von den Anden, auf der anderen vom Berglande von Guyana begrenzt, ungefähr von 4° nördl. Br. bis nahe an die Mündung des Orinoco erstrecken. Es war nicht meine Absicht, tief in die Llanos einzudringen, aber ich mufste doch das Gebirge bis zu seinem östlichen Fufse hinab untersuchen und wollte wenigstens einen Blick auf jene eigentümliche, durch Humboldts klassische Schilderung so berühmt gewordene landschaftliche Formation werfen.

Ich schlug den Weg ein, welcher von Bogotá direkt in östlicher Richtung nach Villavicencio hinabführt. Zunächst steigt er ganz allmählich zu dem Boqueron von Chipaque (3200 m) empor, welches die Wasserscheide zwischen Magdalena und Orinoco bildet. Die Kammhöhe ist zugleich eine Wetterscheide; der von den Llanos heraufwehende Wind hüllt uns in dichten Nebel ein und schüttet einen anhaltenden Regen auf uns herab. Der jenseitige Abstieg ist viel steiler; schon nach wenigen Stunden haben wir im freundlichen Dorfe Chipaque (2430 m) die tierra templada erreicht, Nebel und Regen sind über uns zurückgeblieben, die Sonne scheint freundlich auf die hellgrünen Zuckerrohr-, Mais- und Bananenanpflanzungen herab. Links hinüber sieht man die Dörfer Ubaque und Fómeque, den Hintergrund bildet der hohe Páramo von Chingasa, der südöstlich von uns von dem Rio Negro in engem Thale durchbrochen wird. Diesem Durchbruchsthale strebt auch unser Weg zu.

Ungefähr nach einer halben Tagereise wird das Dorf Cáqueza passiert, wieder einige Stunden später die elende Häusergruppe von Las Juntas erreicht. Eine eiserne Brücke, die hier früher den Rio Negro überspannte, ist vor einigen Jahren eingefallen und nicht wieder aufgebaut worden, so dafs man den Flufs an einem Seile oder, bei günstigem Wasserstande, in einer etwas weiter aufwärts befindlichen Furt überschreiten mufs.

Bis hierher sind wir auf einem gewöhnlichen, beständig auf- und abführenden columbianischen Wege geritten. Auch der Weg weiter abwärts war bis vor kurzem von dieser Art und dabei wegen seiner schlechten Beschaffenheit berüchtigt, aber in den letzten Jahren hat ein thätiger Antioqueño, der in den Llanos grofse Hacienden besitzt, Herr Emiliano Restrepo, einen neuen Weg angelegt, der mit ganz sanftem Gefälle, jede unnötige Steigung vermeidend, am Thalhange entlang geführt worden ist. Freilich mufs man abwarten, wie lange dieser Weg in gutem Zustande bleibt, denn seine Unterhaltung ist allerdings etwas mühsamer und kostspieliger als die eines gewöhnlichen Kletterpfades. Unmittelbar vor uns fiel eine Brücke ein, blofs weil man versäumt hatte, sie rechtzeitig auszubessern, so dass wir für eine Strecke den alten, seit drei Jahren nicht mehr benutzten und daher vollständig verwachsenen Weg einschlagen mufsten.

Bei Las Juntas sind wir in ein schroffes Felsenthal eingetreten, an dessen Grunde eine warme Quelle hervorsprudelt; nach einer Stunde wird die Landschaft wieder offener, wir haben die hohe Kette des Páramo de Chingasa hinter uns gelassen. Waren die steilen, zum Thale abfallenden Wände fast kahl gewesen, so ist dagegen der sanfte Abfall, welcher sich uns jetzt darbietet, mit einem dichten Urwalde bedeckt, der von hier bis zum Fufse des Gebirges hinabreicht und um so üppiger wird, je mehr wir uns demselben nähern. Nur am Wege entlang finden sich einzelne Hacienden und Hütten mit kleinen Anpflanzungen und schönen Weideplätzen, auf welchen sich das von den Llanos kommende Vieh von den Strapazen der Reise erholt.

Vom Alto de Buenavista, der etwas seitlich vom heutigen

Wege, ungefähr eine Meile vor Villavicencio, gelegen ist, erblickt man zum ersten Male die Llanos. Leider war es schon beinahe Mittag geworden; ein starker Dunst verbreitete sich über die ganze Landschaft und engte den Horizont bedeutend ein. Aber der erste Anblick einer weiten Ebene bleibt doch immer ein grofsartiger. Vor uns, am Fufse der Berge, das ziemlich weitläufig gebaute Villavicencio, dahinter, schon in der Ebene, ein Waldgürtel, der im allgemeinen nur eine Breite von ungefähr zwei Meilen besitzt, aber sich am Ufer der Flüsse weit landeinwärts erstreckt, zwischen dem Walde zungenförmig die Savanne, die nach hinten mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt. Von Flüssen erblicken wir den Rio Guatiquía, der etwas nördlich von Villavicencio aus dem Gebirge tritt, und in gröfserer Entfernung als Silberfaden unseren bisherigen Reisegenossen, den Rio Negro, der bei Villavicencio nach Süden ausbiegt und erst nach einer Weile wieder in die alte Richtung zurückkehrt. An klaren Tagen soll auch der Rio Meta sichtbar sein, in den die genannten Flüsse einmünden.

Villavicencio war noch vor kurzem ein Haufe elender Hütten, ist aber in den letzten Jahren kräftig emporgeblüht, so dafs es sich von anderen columbianischen Landstädten, wie etwa Guaduas, nicht wesentlich unterscheidet. Es ist der Mittelpunkt für den Handel mit diesem Teile der Llanos geworden, wo die Viehgeschäfte abgeschlossen werden und die Llaneros ihren Bedarf an europäischen Waren decken. Rings herum hat man in gerodetem Waldgebiet grofse Potreros angelegt, auf welchen das in den Llanos aufgewachsene Vieh vor seinem Marsche nach Bogotá gemästet wird; daneben finden sich prachtvolle Anpflanzungen von Bananen, Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Cacao u. s. w. Eine Zeit lang wurde der Kaffee sogar den Rio Meta hinab exportiert, aber neuerdings hat man diesen Export doch wieder aufgeben und einen Teil der Anpflanzungen eingehen lassen müssen. Noch weniger haben sich die Hoffnungen erfüllt, die man vor einigen Jahren auf die Chinarinde setzte. Man hatte damals nämlich gefunden, dafs eine, Cuprea genannte, Art, welche in den Wäldern westlich von Bucaramanga und Vélez in verhältnismäfsig geringer

Meereshöhe vorkommt (vergl. VII. Teil, 2. Kap.), und die man bis dahin für vollkommen wertlos gehalten hatte, doch recht bedeutende Mengen Chinin enthält. Überall begann man nun, nach dieser Chinarindenart zu suchen; bei Villavicencio fand man auch in der That eine Art, welche äufserlich jener vollkommen glich. Viele Kaufleute von Villavicencio und Bogotá kauften Mengen davon auf und versandten sie nach Europa. Einige Deutsche waren vorsichtiger und unterwarfen die Rinde lieber erst einer Analyse, wobei sich, so viele Proben man auch nahm, doch immer nur ganz geringe Mengen Chinin ergaben. Jene hatten mit grofsen Kosten wertloses Heu verschickt.

Für die Kenntnis der Llanos hatte mir Herr Emiliano Restrepo, der mir auf das Freundlichste mit Rat und Empfehlungen zur Hand gegangen war, einen Abstecher nach seiner, in den Llanos von Apiai gelegenen, Hacienda Los Pavitos empfohlen. Gleich am nächsten Morgen brach ich in Begleitung eines Freundes des jungen Herrn Restrepo, eines Studenten der Medicin, dahin auf. Die ersten zweiundeinhalb Stunden ritten wir durch den Wald, welcher den Fufs des Gebirges von den Grasebenen abtrennt. Der Weg war noch reich an schlammigen und ganz mit Wasser bedeckten Stellen, war aber, wie mir mein Begleiter sagte, golden im Vergleiche zu dem Zustande, in dem er sich vor zwei Wochen befunden hatte. Damals hatte das Wasser an vielen Stellen bis an die Schenkel gereicht; seitdem war kein Regen mehr gefallen, und die Sonne hatte bereits stark getrocknet. Der Wald selbst unterscheidet sich bedeutend von dem Walde, den wir früher am Magdalenenstrom (vergl. S. 33 f.) kennen gelernt haben. Die Bäume sind vergleichsweise niedrig, im ganzen nicht über 20 m hoch; die Palmen machen einen unverhältnismässig grofsen Bestandteil des Waldes aus, Schmarotzer, Lianen und Luftwurzeln dagegen sind selten, und das Unterholz ist ziemlich dünn, so dafs man beinahe ohne Machete in den Wald eindringen kann. Neuerdings hat man ein Vorrücken dieses Waldes gegen die Savanne bemerkt; noch vor wenigen Jahren soll die Grenze desselben etwa zweihundert Meter vor dem heutigen Waldsaume (Boca del monte) gelegen haben.

Um 10 Uhr traten wir in die eigentlichen Llanos ein. Der Reisende, der viel von deren Unendlichkeit gelesen hat, ist enttäuscht, nur einen schmalen Streifen zu erblicken, der rings von Wald umgeben zu sein scheint. Aber das ist doch nur ein Schein, diese Steppenstreifen sind nicht Inseln, sondern gewundene Halbinseln, die nach Osten allmählich breiter werden und alle mit der eigentlichen grofsen Grasebene in Verbindung stehen. Wir finden immer wieder einen freien Ausgang und kommen allmählich, da wir die Waldstreifen der Flüsse in ziemlicher Entfernung liegen lassen, in eine immer offenere Landschaft, in der sich nur noch an einzelnen Wasserlachen gröfsere Gebüsche finden und vereinzelte Palmen und Chaparros (eine Rhopalaspecies) aus dem Grase erheben. Dieses ist stellenweise so hoch, dafs der Reiter kaum mehr aus demselben hervorragt, aber es bildet keine zusammenhängende Narbe wie auf unseren Wiesen, sondern wächst in einzelnen Büscheln und läfst überall das Erdreich hervorschimmern. Zwischen dem Grase zerstreut wachsen zahlreiche kleinere Kräuter, darunter sogar ein Farrenkraut, das wir in diesen offenen, sonnigen Ebenen kaum erwarten würden. Am merkwürdigsten ist die Sinnpflanze, die sogenannte Dormidera, eine kleine Mimose (Mimosa pudica), die beim Nahen eines Menschen oder Tieres ihre zarten Blätter schliefst.

Wir befinden uns am Anfange des Sommers. Die Vegetation hat schon viel von der Frische verloren, welche ihr während der Regenzeit zukommt. In den folgenden Monaten „zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub und der erhärtete Boden klafft auf, als wäre er von mächtigen Erdstöfsen erschüttert“. „Allmählich verschwinden die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte.“ Nur mit Mühe noch finden die Tiere Nahrung und Trank. Erst wenn im April oder Mai die ersten Regen fallen, überzieht sich die Steppe wieder mit frischer Vegetation, bis dieselbe im Dezember und Januar von neuem verdorrt[1]).

---

[1]) Vergl. Alexander v. Humboldt, Ansichten der Natur S. 12 f.

In den bewohnten Teilen der Llanos greift der Mensch störend in diesen Kreislauf der Natur ein, indem er das Gras, sobald es im Sommer genügend trocken geworden ist, in Brand steckt, um dadurch den Boden zu düngen und einen zarteren Graswuchs zu erzeugen. Statt des hohen Grases finden wir stellenweise schon kurze, an den Spitzen verkohlte Halme; zwischen denselben sprofst vielleicht schon wieder junges Gras hervor, das sich durch seine Frische vorteilhaft vor dem alten hohen Grase auszeichnet.

Trotz des Mangels an Schatten, und obgleich der Mittag schon ziemlich herangekommen war, war die Hitze nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte. Denn der Himmel war ganz mit Wolken bedeckt, welche von Osten herantrieben und uns gegen die brennenden Sonnenstrahlen schirmten. Im Januar und Februar und dem gröfsten Teile des März wird der Himmel ganz blau und wolkenlos, die Kraft der Sonne unbegrenzt. Man reist dann womöglich nur noch während der Nacht und hängt am Tage in irgend einer Hütte oder in dem Schatten eines Baumes die leichte, aus Blattfasern verfertigte Hängematte (Chinchorro, im Gegensatze zur Hamaca, die aus Zeug besteht) auf, welche, auf den Sattel aufgeschnallt, den treuen Begleiter des Llanero bildet. Der feine, auf die kleinsten Merkmale achtende Ortssinn, welcher sich in den weiten Ebenen, in stetem Verkehre mit der Natur, entwickelt, ermöglicht es ihm, seinen Weg in der Nacht ebenso gut wie am Tage zu finden. Von eigentlichen, wohlgebahnten Wegen ist hier überhaupt nicht die Rede; kaum sind dieselben durch Lücken im Graswuchse kenntlich. Und doch mufs man sich ziemlich streng an den gewohnten Pfad halten, weil man nur an bestimmten Stellen die Flüsse überschreiten kann. Wenn ich mir früher einen reisenden Llanero vorstellte, dachte ich ihn mir — und vielleicht geht es den meisten meiner Leser ebenso — auf feurigem Rosse durch die Ebene galoppierend; ein Llanero zu Fufs ist allerdings ein Unding, aber wenigstens in diesem Teile der Llanos pflegt er nicht auf einem Pferde, sondern auf einem Maultiere zu sitzen und ganz gelassen trabend einherzukommen. Das Pferd, das durch seine Gangart

für die Llanos viel passender erscheint, soll nämlich dem Klima und den Insektenplagen leichter erliegen als das zähere Maultier, und ein gleichmäfsiger kurzer Trott ermüdet die Tiere weniger als der für den Reiter vielleicht angenehmere Wechsel zwischen Galopp und Schritt. Nur beim Einfangen der Rinder stürmt der Llanero in wilder Carrière über die Ebene und entfaltet seine Reiterkünste, wegen deren er im ganzen Lande berühmt und in Kriegszeiten gefürchtet ist. Die Pferde und Maultiere, welche er tummelt, sind aber grofsenteils nicht in den Llanos herangewachsen, sondern werden aus dem Gebirge hierhergebracht, denn auf dem weichen, im Winter meist morastigen, Erdboden der Llanos erwerben sich die Tiere keine so festen Hufe, wie auf dem Felsboden des Gebirges.

Nach dreistündigem Ritte, auf welchem wir nur zwei kleine Hütten passiert hatten, kamen wir in Los Pavitos, der Hacienda der Herren Restrepo und Manuel Fernández, an. Eine Meute von wütenden Hunden empfing uns und wurde nur mit Mühe von den Knechten der Hacienda zurückgetrieben. Auf allen Gehöften der Llanos trifft man diese wütenden Hunde an; sie werden beim Zusammentreiben der Viehherden benutzt und haben dadurch einen so wilden Charakter erhalten. Die Hacienda ist natürlich ebensowenig wie die meisten Hacienden des Gebirges ein schlofsähnliches Gebäude. Das Vorderhaus, aus Holz gebaut, besteht aus zwei ziemlich grofsen Räumen, in dem Hinterhaus befindet sich die Küche und die Schlafstätte der Knechte. Die Herren kommen nur zu den wichtigeren Geschäften, besonders zur Musterung der Rinder, hierher; den gewöhnlichen Betrieb der Hacienda leitet der Mayordomo, ein grofser venezolanischer Neger, das Urbild eines Llanero mit seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit und seiner Verachtung aller geistigen Bildung, mit seinem leichtlebigen, vergnügungssüchtigen Sinne. Er war weit in den Llanos umhergekommen und erzählte mir in seinem schwer verständlichen Patois viel von denselben, besonders seit er zu seiner Freude bemerkt hatte, dafs ich mit der Geographie seiner Heimat Venezuela ganz gut vertraut war.

In den Llanos ist überhaupt ein allmähliches Vordringen

der Venezolaner bemerkbar. Es sind meistens Neger und Negermischlinge, während die eingeborene Bevölkerung der columbianischen Llanos wesentlich aus Indianern und Cholos, d. h. Mischlingen von Indianern und Weifsen, besteht. Diese verschiedenartige Zusammensetzung der Bevölkerung scheint in der verschiedenartigen Kulturentwickelung begründet zu sein; während dort bereits in der Kolonialzeit, als die Sklaverei noch bestand, grofse Hacienden eingerichtet wurden, ist die Besiedelung hier wesentlich erst in unserem Jahrhundert in Angriff genommen worden.

Unmittelbar bei dem Hause der Hacienda befindet sich eine kleine Anpflanzung von Bananen, Zuckerrohr, Mais, Kaffee, Cacao u. s. w. Überhaupt stöfst man in den Llanos häufiger auf solche kleine Anpflanzungen, als man erwartete, weil der Geist nur zu sehr geneigt ist, sich fremde Landschaftstypen möglichst extrem vorzustellen. Diese Anpflanzungen finden sich besonders an den Flüssen und am feuchten Waldesrande, sollen aber auch mitten in der Steppe oder Savanne gut fortkommen, wahrscheinlich weil in geringer Tiefe Grundwasser vorhanden ist. Immerhin treten diese Anpflanzungen, welche nur dem Bedarfe der spärlichen und dabei die Fleischnahrung bevorzugenden Bevölkerung dienen, der Viehzucht gegenüber ganz in den Hintergrund. Grofse Rinderherden streifen in den Llanos halbwild umher, ohne dafs sich der Mensch für gewöhnlich um sie bekümmerte. Sie halten in grofsen Trupps zusammen, von denen jeder sein besonderes Weidegebiet hat — ein Anfang von Staatenbildung! Nur einmal im Jahre, am Anfange des trockenen Sommers, treibt der Mensch diese Herden in grofsen Corrals zusammen, um den im Laufe des Jahres geborenen Kälbern mit glühenden Eisen die Marke des Besitzers einzubrennen und um die ausgewachsenen Rinder auszusuchen. Dieselben sind für den Verbrauch des Hochlandes bestimmt, aber selten sind sie genügend fett, um sogleich geschlachtet werden zu können; meistens bedürfen sie noch der Mästung auf reicherer Weide. Gewöhnlich treibt man das Vieh gleich zum Gebirge hinauf und läfst es dort mehrere Monate bis ein Jahr lang von den Strapazen der Reise ausruhen und fett

werden. Herr Restrepo hat ein anderes System eingeführt; er hat bei Villavicencio, am untersten Teile der Gebirgshänge, auf gerodetem Waldboden, künstliche, mit Guinea und Pará bepflanzte Potreros geschaffen, wo das Vieh der Llanos gemästet, und von wo es langsam nach Bogotá getrieben wird, um dort sogleich geschlachtet zu werden. Dieses System hat einen doppelten Vorteil; die Ländereien bei Villavicencio sind viel billiger als auf der Hochebene, und die Akklimatisation des Viehs an das Höhenklima wird unnötig gemacht. In Bezug auf die Menge des Viehs giebt man sich leicht übertriebenen Vorstellungen hin. Auf den beiden Hacienden Los Pavitos und Esperanza, welche doch sicher mehrere Quadratmeilen umfassen, weiden zusammen nicht mehr als zweitausend Stück. Ungefähr 30000 Stück sollen jährlich von den columbianischen Llanos in das Gebirge getrieben werden, was etwa auf eine Gesamtzahl von 120000 Stück hinweist. Eine gröfsere Industrie, wie in den Prärieen Nordamerikas oder den Pampas Argentiniens oder wie in Australien, hat sich an den Viehreichtum noch nicht angeschlossen. Diese Gebiete sind doch zu weit landeinwärts gelegen, um mit den genannten Ländern konkurrieren zu können, zumal die Eifersucht zwischen Venezuela und Columbien noch immer die Einrichtung einer Dampfschiffahrt auf dem Rio Meta und seinen Nebenflüssen verhindert hat. Aber wahrscheinlich würden auch die Fleischprodukte der Tropen hinter denen der gemäfsigten Zone zurückstehen; sahen wir doch, dafs das Vieh der Llanos immer erst der Mästung im Gebirgslande bedarf, ehe sich das Schlachten verlohnt!

Wenn ein Faktor das Bild und die Natur einer Landschaft so sehr beherrscht, wie das Rindvieh das Bild und die Natur der Llanos, so fällt es dem Geiste schwer, sich die Landschaft ohne denselben vorzustellen. Und doch brauchen wir uns nur wenig mehr als drei Jahrhunderte zurückzuversetzen, um diesen schwer denkbaren Zustand verwirklicht zu finden, denn das Rindvieh ist erst durch die Spanier in Südamerika eingeführt worden. Die alten Indianer lebten hier von Jagd und Fischfang und von dem Ertrage kleiner Anpflanzungen, und die

Steppe war vielleicht weniger baumarm als jetzt, da das Rindvieh die jungen Schöfslinge abfrifst.

Scheinbar stellt sich in dieser Steppe dem Menschen keine Schranke entgegen, frei kann er sie durchstreifen, überall ohne gröfsere Arbeit seine Hütte gründen. Aber versetzen wir uns in die Lage des ursprünglichen Indianers; auf seinen eigenen Füfsen mufste er die Wanderungen in glühendem Sonnenbrande vollziehen, die Überschreitung jedes Flusses bildete wegen der Krokodile und gefräfsigen Fische ein gefährliches Wagnis, nur in schmalen Streifen am Flusse entlang fand er das Wasser, welches sein eigener Körper wie seine Anpflanzungen bedurften, in der Steppe selbst konnte er höchstens scheues Wild jagen. Also trotz der verschiedenen Natur dieselbe Wirkung wie im Urwald: Isolierung des Menschen und darum Beharren auf einer niedrigen Stufe der Civilisation. Es ist charakteristisch, dafs Georg von Speier, Federmann und Philipp von Hutten, welche, von Coro kommend, ihren Weg am Rande der Llanos entlang nahmen, mit ebenso grofsen Entbehrungen und Gefahren zu kämpfen hatten wie die anderen Conquistadoren, welche den Urwald durchzogen.

Die Spanier vermehrten die Nutzbarkeit der Llanos, indem sie die Viehzucht einführten. Aber auch in der alten Welt haben sich Hirtenvölker der Steppen immer nur dann zu höherer Kulturstufe erhoben, wenn sie Ackerbaugebiete eroberten und die Lebensweise und Kultur des unterworfenen Stammes annahmen. In diesen Eroberungszügen, in der Befruchtung verkommender Nationen mit frischem Blute, liegt die eigentliche Bedeutung der Hirtenvölker. Auch die Llaneros haben mehrfach diese Rolle gespielt. Sie hielten im Unabhängigkeitskampfe gegen die Spanier die Fahne der Freiheit hoch, als das Gebirgsland durch die Heere Morillos unterworfen worden war, an ihrer Spitze brachte Páez im Guerillakriege den Spaniern Schlappe auf Schlappe bei, von den Llanos aus unternahm Bolívar jenen kühnen Zug in die Kordillere, welchen die Entscheidungsschlacht von Boyacá krönte. Eine höhere Gesittung aber wird erst im Laufe der Zeit in diese Regionen

einziehen, wenn die Bewohner des Gebirges in höherem Maſse als jetzt Veranlassung finden, ihre Scheu vor dem Fieberklima zu überwinden, wenn eine dichtere, Ackerbau treibende Bevölkerung wenigstens die Fluſsufer besetzt, wenn man durch Brunnengrabungen das Wasser erschlieſst, das wahrscheinlich in geringer Tiefe unter dem Boden der Llanos schlummert.

Solche Betrachtungen erfüllten mich, als ich von der Loma de Apiai aus die weite Ebene überblickte. Die Loma de Apiai ist das äuſserste Ende, gleichsam das Vorgebirge, eines schmalen, leistenförmigen Rückens, der sich nahe dem Fuſse des Gebirges von der Ebene ablöst und sich allmählich über dieselbe erhebt, weil er ein geringeres Gefälle besitzt. Denn die Ebene ist nur scheinbar horizontal; bei einer Beobachtung des Barometers wird man mit Erstaunen gewahr, daſs man sich dem Meeresspiegel zwischen Villavicencio und der Boca del monte, d. h. dem Waldsaume, um 70 m, zwischen der Boca del monte und Los Pavitos um 80 m, zwischen Los Pavitos und dem Fuſse der Loma um 30 m, im ganzen also um 180 m genähert hat. Die Loma erhebt sich etwa 40 bis 50 m über die Ebene und läſst schon ein ziemliches Stück derselben überschauen. Im Rücken steigt das Gebirge bis zu mehreren tausend Metern steil auf, nach Osten hin erhebt sich auch nicht der kleinste Hügel mehr aus der Ebene. Nur an wenigen Stellen unterbrechen Palmengruppen und die Waldstreifen der Flüsse das einförmige Grasland. Groſse Rinderherden sieht man auf demselben weiden, am nächsten Waldrande guckt ein Rudel Rehe hervor, während der Löwe und Tiger sich in dessen Innerem bergen, um erst in der Nacht ihre Raubzüge zu unternehmen. Keinen Wanderer, keine menschliche Wohnstätte vermag unser Blick zu entdecken, denn die wenigen Häuser liegen hinter den Gehölzen verborgen. Die Atmosphäre ist von einem dichten Dunste erfüllt, wie bei uns an heiſsen Sommertagen, und an einzelnen Stellen steigen die Rauchwolken der vom Menschen entzündeten Steppenbrände auf.

Das ist, im groſsen und ganzen, der Typus der Llanos, die sich von hier bis an den Orinoco und am Orinoco entlang beinahe bis an den atlantischen Ocean erstrecken.

Mit den Llanos ist der Name Alexander von Humboldts untrennbar verknüpft, und es wäre eine grofse Undankbarkeit des neueren Reisenden, wenn er seiner nicht rühmend gedenken wollte. Klassisch schön sind die Schilderungen, welche Humboldt in seiner Reisebeschreibung und in den Ansichten der Natur von den Llanos entworfen hat. Sie sind das Muster moderner Naturschilderung überhaupt geworden, sie bestimmen unwillkürlich den Sinn und die Eindrücke jedes Nachfolgers.

Mein Zweck war erreicht, da ich diesen allgemeinen Eindruck der Llanos empfangen hatte; ein weiteres Eindringen in dieselben lag nicht in meinem Plane. Am 22. Dezember kehrten wir auf demselben Wege, den wir gekommen, nach Villavicencio zurück.

Wenige Tage darauf brach ich in Gesellschaft des mir befreundeten englischen Vicekonsuls Mr. Chapman und seiner Frau, die gleichfalls einen Ausflug nach den Llanos unternommen hatten, nach dem ungefähr 40 km nordöstlich von Villavicencio, gleichfalls am Fufse des Gebirges und nahe dem Rande der Llanos gelegenen Medina auf. Eine Viertelstunde nördlich von Villavicencio passiert man den Rio Guatiquía (vergl. S. 266), bald jenseits desselben liegt die Hacienda Vanguardia (Avantgarde) mit grofsen Potreros zur Mästung des Steppenviehs. Dann fehlen für mehrere Stunden alle menschlichen Wohnungen. Der Weg führt am Fufse des Gebirges entlang immer durch Wald, der aber, ebenso wie zwischen Villavicencio und den Llanos de Apiai, verhältnismäfsig niedrig und arm an Unterholz ist. Erst als wir, dem Thale des Rio Upin aufwärts folgend, in die Kordillere eintraten, betraten wir den schönsten, üppigsten Urwald. Eine kleine halbe Stunde vom Fufse des Gebirges entfernt, liegt an den Ufern des Upin die gleichnamige Saline (auch Saline von Cumaral genannt), in der wir für die Nacht freundliche Aufnahme fanden. Ein Weihnachtsabend im Urwald, doch jedenfalls besser, als auf dem Krankenlager, wie im vergangenen Jahre! Chapmans dachten an den Christmas-ball, ich an den heimischen Weihnachtsbaum, jeder an seine fernen Lieben. Am nächsten Morgen

18*

überreichte mir Frau Chapman ein kleines Geschenk, das sie vorsorglich aus Bogotá mitgebracht hatte.

Die Saline besteht aus wenigen Hütten. Das Salz wird auf die roheste Weise gewonnen; man räumt den schwarzen Thon weg, der das Steinsalz bedeckt, und bricht dieses genau wie Pflastersteine in irgend einem Steinbruche. Nur während der wenigen Sommermonate wird gearbeitet, weil im Winter der Regen viel zu viel Salz wegwaschen würde, und die angeschwollenen Flüsse die Saline von der Aufsenwelt vollkommen abschneiden. Vorläufig ist auch die gewonnene Salzmenge für den Bedarf der Llanos noch ziemlich genügend, obwohl es für die Viehzucht derselben von Bedeutung wäre, das Salz noch billiger zu erhalten, da es das Gedeihen der Rinder sehr begünstigen soll. Der Llanero legt dem Vieh grofse Salzblöcke hin, an denen dasselbe nach Belieben lecken kann.

Von der Saline giebt es einen direkten Weg nach Medina, der fast ganz im Walde führt und ziemlich schlecht sein soll. Ein etwas weiterer, aber besserer Weg, den wir wählten, bleibt gleichfalls noch mehrere Stunden im Walde und tritt bei Cumaral in die Steppe hinaus, die aber hier noch keinen freien Horizont darbietet, sondern, scheinbar wenigstens, auf allen Seiten von Wald umgeben ist. Cumaral ist kein zusammenhängendes Dorf, sondern besteht aus einer Reihe einzelner Hütten, zwischen denen immer ein Zwischenraum von mehr als einer deutschen Meile liegt. Es soll früher bedeutender gewesen sein, ist aber in Folge seines schlechten Klimas heruntergekommen, da viele Leute hinstarben oder, um dem Tode zu entgehen, wegzogen. Dieses schlechte Klima ist den meisten Orten gemein, welche gerade am Rande der Llanos gelegen sind, und ist wohl wesentlich den grofsen Temperaturschwankungen zuzuschreiben, welche durch den täglichen Wechsel des am Tage von den Llanos kommenden warmen und des in der Nacht vom Gebirge herabwehenden kühlen Windes bedingt sind. Das Klima mitten in den Llanos soll viel weniger ungesund sein. Die Nacht brachten wir in einer dieser Hütten zu.

Am nächsten Morgen waren wir früh auf dem Wege. Wir

hatten schon einige Kilometer zurückgelegt und hatten nach Osten einen freien Steppenhorizont gewonnen, als sich der feurig glühende Sonnenball über demselben erhob. Allmählich bog unser Weg, der seit der Saline von Cumaral eine nordöstliche Richtung gehabt hatte, nach Norden und Nordwesten um und näherte sich wieder dem Fuſse des Gebirges oder, genauer gesagt, einer Hügelkette, welche denselben in einiger Entfernung begleitet. Über dieselbe hinüber kamen wir zum Rio Humea und bald darauf, nach einem Stück scheuſslichsten Weges, zum Zusammenfluſs des Rio Casaunta und des Rio Casamumo. Von hier wurde, weniger in Folge freien Entschlusses als in Folge von Unkenntnis des Führers, den Fluſs abwärts ein neuer Abstecher nach den Llanos, bis zur Hütte von Naguaya, unternommen. Da die Sala des Hauses von Wespen besetzt war, muſsten wir die Nacht in einem offenen Trapiche verbringen, aber unsere Furcht, daſs ein Fieberanfall die Folge dieser Nacht sein würde, war zum Glücke unbegründet; die ganze Reise ist sowohl Chapmans wie mir vortrefflich bekommen, ein Beweis, daſs das Klima der Llanos den schlechten Ruf, den es in Bogotá genieſst, nicht ganz verdient.

Erst am nächsten Vormittage langten wir in Medina an. Dasselbe liegt in einem breiten, zwischen die vorderste Hügelkette und die eigentliche Kordillere eingeschalteten Thale, welches mit ausgedehnten Schotterterrassen erfüllt ist, so daſs mich die Landschaft einigermaſsen an die Landschaft südlich von Honda (vergl. S. 227 f.) erinnerte, wenngleich hier alles vulkanische Material fehlt. Medina wurde, gleichwie San Martin, bereits im 17. Jahrhundert gegründet, steht aber gegenwärtig an Bedeutung hinter dem jungen, aufstrebenden Villavicencio zurück.

Der Weg von Medina nach Bogotá ist zwar in den letzten Jahren etwas verbessert worden, läſst aber noch viel zu wünschen übrig. Gleich zuerst muſs eine hohe Bergkette (2900 m) überschritten werden, die noch gröſstenteils mit üppigem Walde bedeckt ist; der Weg führt nur bei ganz wenigen Hütten vorbei. Nach anderthalb Tagereisen erreicht man das Dorf Gachalá, bald darauf Ubalá und wieder einige Stunden später

Gachetá, die alle drei in der bekannten Kulturlandschaft der tierra templada (vergl. S. 161 ff.) gelegen sind. Hinter Gachetá steigt man durch Bergwald zum Páramo an, auf dem uns sofort wieder unfreundliches Wetter und Regen begrüfsen. Erst am Ende einer beschwerlichen Tagereise erreichen wir bei Guatavita die Hochebene von Bogotá.

VII.

Reisen in Santander und Boyacá.

1. Der See von Fúquene und die Smaragdgruben von Muzo.

Bereits im Oktober und November 1883 hatte ich von Bogotá aus den südlichen Teil der Staaten Boyacá und Santander bereist; nachdem ich dann die Llanos besucht und das südliche Cundinamarca zum zweiten Male durchzogen hatte, brach ich, am letzten März 1884, wieder von Bogotá auf, um die Ostkordillere, wenigstens bis an die venezolanische Grenze, durch mannigfaltige Kreuz- und Querzüge möglichst gut kennen zu lernen.

An die Hochebene von Bogotá schliefst sich nördlich eine Hochebene von ähnlichem Charakter und fast der gleichen Meereshöhe an, welche man nach der Stadt Chiquinquirá oder nach dem See von Fúquene als die Hochebene von Chiquinquirá oder Fúquene bezeichnen kann. Sie wird von der Hochebene von Bogotá nur durch einen schmalen und verhältnismäfsig niedrigen, aus rotem Thon bestehenden Páramo getrennt, den man, von Zipaquirá oder Nemocon kommend, in wenigen Stunden überschreitet. In der Nähe der Pafshöhe liegt, etwas südlich vom Wege, das Dorf Tausa, eines der elendesten Dörfer, die ich in Columbien gesehen habe, mit häfslicher, unfreundlicher Bevölkerung. Tausa ist, wie Zipaquirá und Nemocon, eine Saline, aber man bricht hier nicht festes Steinsalz, sondern gewinnt das Salz aus einer Soole, die 30—40 m unter der Oberfläche liegt und heraufgepumpt wird; wollte man sich nur die Mühe geben, so würde man, den geologischen Verhältnissen nach zu urteilen, auch hier leicht das Stein-

salzlager auffinden können, aus dem der Salzgehalt der Soole herstammt.

Wir kehren wieder zum Hauptwege zurück und folgen einem nach Nordost sich senkenden Thälchen abwärts; wir passieren das Dorf Sutatausa, in dessen Nähe sich Felsen mit indianischen Malereien finden sollen, und erreichen die Hochebene kurz vor dem ansehnlichen und ganz freundlichen Orte Ubaté. Zwischen Tausa und Sutatausa haben wir den roten Thon und den weifsen Quarzsandstein verlassen, welche überall die Ränder der Hochebene von Bogotá bilden, und sind in ein Terrain bunter Schieferletten eingetreten. Einst wird dieser Boden mit Wald bedeckt gewesen sein, nach der Entwaldung hat der Regen alle Erde weggespült und den nackten Schiefer zurückgelassen, auf dem nur vereinzelte Sträucher und Kräuter hervorsprossen.

Von der Kapelle Santa Barbara, welche über Ubaté liegt, erhält man einen hübschen Überblick über den südlichen Teil der Ebene. Östlich sieht man zwei kleine rundliche Seebecken und dahinter in einer ziemlich abgeschlossenen Bucht der Ebene das Dorf Cucunubá liegen, von Norden glänzt der breite Wasserspiegel des Sees von Fúquene herüber. Denn während die Hochebene von Bogotá nur noch einige unbedeutende Weiher besitzt und ein grofser Teil der Ebene stets trocken bleibt, trägt die Hochebene von Chiquinquirá noch einen ansehnlichen See und zeigt noch weite Sumpfstrecken, die in der Regenzeit ganz überschwemmt sind. Hier kann der Beobachter keinen Augenblick zweifeln, dafs einst die ganze Hochebene ein grofser See war, der allmählich durch Torfbildung und Anschwemmungen der Gewässer, vielleicht auch durch Tieferlegung des Abflusses und durch klimatische Veränderungen auf sein heutiges Mafs zurückgeführt worden ist. Die Hochebene von Bogotá hatte einst dasselbe Aussehen, aber aus irgend einem Grunde hat die Austrocknung daselbst schnellere Fortschritte gemacht.

Nachdem ich dem kleinen See von Cucunubá einen Besuch abgestattet hatte, wobei ich stellenweise bedenklich in den Sumpf geriet, setzte ich die Reise nordwärts fort, verliefs die

Strafse nach Chiquinquirá jedoch auf halber Höhe des Anstieges nach dem Dorfe Fúquene und ritt zu der, an der Südwestecke des Sees gelegenen, Hacienda Chinsaque hinab. Der nächste Tag war einer Beschiffung des Sees gewidmet. Ich hatte einen jener schmalen, aber schwerfälligen hölzernen Kähne gemietet, welche zum Fischfange und zur Entenjagd dienen. Da der See überall am Rande von einem breiten Schilf- und Rohrdickicht eingefafst wird, durch welches man förmliche Gassen für die Kähne hat schlagen müssen, dauerte es eine ganze Weile, ehe wir in den offenen See hinaustraten, dessen trübbraune Oberfläche heute von dem Winde nur leise bewegt ward, bei stürmischem Wetter sich aber zu hohen Wellen emportürmen soll. Eine Kahnfahrt auf einem gröfseren Wasserspiegel hat stets einen eigenen Reiz, und man weifs diesen Reiz doppelt zu würdigen, wenn man Wochen lang nur auf dem Rücken eines Maultieres gereist ist. Zahlreiche Enten beleben den See, der deshalb von Jagdliebhabern aus Bogotá mitunter aufgesucht wird; in Massen werden diese Enten nach dem Bogotaner Markte gebracht und hatten uns dort oft eine Abwechselung in dem sonst so eintönigen Küchenzettel geboten. Beständig lotend näherten wir uns den in der Mitte des Sees gelegenen Inseln, teils Flachland, teils dürftig bewachsenen Sandsteinfelsen, welche die aufragenden Teile einer von Südwest nach Nordost streichenden, auch an den Ufern deutlich erkennbaren, Sandsteinkette bilden. Von der etwa hundert Meter hohen Klippe der grofsen Insel genossen wir eine umfassende, aber ziemlich langweilige Aussicht über den See und seine Randberge, die grofsenteils niedrig und von kraftlosen Formen sind; es fehlt eine üppige Vegetation, das trübe Klima nutzt die Kahlheit der Hänge nicht zu glänzenden Farbeneffekten aus, nur der Wasserspiegel giebt dieser von den Columbianern so gerühmten Landschaft einigen Reiz. Nach einem erfrischenden Bade in den Fluten des Sees fuhren wir nach der Nordostseite hinüber, wo wir ein noch viel breiteres Binsendickicht zu überwinden hatten, ehe wir das feste Ufer betraten. Ich besichtigte den Kanal, durch den man den See hatte ablassen wollen, dann schifften wir uns von neuem ein

und steuerten nun direkt dem Westufer zu, das wir etwas nördlich von Chinsaque, in der Nähe des Dorfes Susa, erreichten.

Während die meisten Alpenseen über hundert Meter tief sind, fand ich beim Loten im See von Fúquene meist schon bei 2—3 m Grund. Die gröfste Tiefe, die ich lotete, lag am Steilufer der Inseln und betrug 8,9 m, und es sollen bisher überhaupt noch keine gröfseren Tiefen als 15 m gelotet worden sein. Der See von Fúquene ist also ein ganz flaches Becken, das nur in der Mitte eine etwas tiefere Rinne zeigt. Diese geringe Tiefe des Sees hat schon zu wiederholten Versuchen Anlafs gegeben, ihn durch Abzugskanäle zu entwässern. Neben der Aussicht, guten Weideboden zu gewinnen, war bei diesen Projekten auch die Hoffnung mafsgebend, versenkte Schätze der alten Indianer aufzufinden. Aber diese Entwässerungskanäle haben dasselbe Schicksal wie alle columbianischen Unternehmungen gehabt, d. h. sie sind unvollendet liegen gelassen worden. In diesem Falle ist das aber wohl ein Glück gewesen, denn die thatsächliche Ablassung hätte leicht die schlimmsten Katastrophen für die tiefer gelegenen Teile zur Folge haben können; dabei würde man sich eines vorzüglichen Regulators für den Wasserstand des Rio Suárez und eines Feuchtigkeitsspenders für das Hochland beraubt haben, und Land ist in Columbien doch wahrhaftig noch genügend vorhanden. Viel mehr Zweck hat die Anlage von Entwässerungsgräben und die Anpflanzung von Weidenbäumen in dem den See umgebenden Sumpfland, womit einzelne Grundbesitzer neuerdings vorgegangen sind.

Von Susa aus führt uns unser Weg in einer bereits ganz trocken gelegten Bucht der Ebene nordwärts. Seitwärts bleibt das von grünen Wiesen und Alleen pappelartiger Weiden umgebene Dorf Simijaca liegen, dessen Hacienda einst eine der schönsten Besitzungen im ganzen Lande war, bis der Besitzer, Herr Paris, den gröfsten Teil seines Vermögens durch die Versuche verlor, den See von Fúquene und den See von Guatavita (vergl. S. 181) zu entwässern. Nach vierstündigem Ritte erreichen wir Chiquinquirá, eine echte Stadt des Hochlandes

mit allem seinem Schmutz und Ungeziefer. Chiquinquirá ist der berühmteste Wallfahrtsort von Columbien. In der grofsen, aber architektonisch wertlosen Kirche befindet sich ein wunderthätiges Marienbild, zu welchem jährlich Tausende (nach einer Schätzung 30000) von Wallfahrern nicht nur aus allen Teilen Columbiens, sondern auch aus Venezuela, Ecuador, ja Peru zusammenströmen, um durch die Widmung einer Wachskerze oder eines Talglichtes Heilung ihrer Leiden und Vergebung ihrer Sünden zu erlangen.

Wenn man von Chiquinquirá oder Simijaca westliche Richtung einschlägt, so steigt man über unbedeutende Randhöhen bald in wärmeres Land hinab; auf beständig auf- und absteigendem Wege erreicht man in einer kleinen Tagereise Maripí (Puripí) und nach einem weiteren halben Tage Muzo. Muzo ist heute ein ziemlich elendes Dorf, mufs aber in spanischer Zeit gröfsere Blüte besessen haben, denn man sieht zahlreiche Ruinen von Klöstern und anderen Steinhäusern, die von den Epigonen teilweise mit einem Strohdach überdeckt und notdürftig wieder eingerichtet worden sind. Trotz des Verfalles erhält der Ort durch zahlreiche dazwischen verstreute Palmen und Pisangs und durch den schönen Baumwuchs der unmittelbar herantretenden Thälchen ein freundliches Ansehen.

Muzo ist wegen zweier Dinge berühmt, wegen seiner Smaragden und wegen seiner Schmetterlinge. Die Smaragden werden anderthalb Stunden westlich vom Orte in einem schwarzen, von zahlreichen Kalkadern durchsetzten und mit Kalkbänken wechsellagernden Thonschiefer der Kreideformation gebrochen. Schon die alten Indianer kannten dieselben, für die Spanier bildeten sie, ähnlich wie das Gold, ein Hauptlockmittel der Eroberungszüge. Einzelne Smaragden kann man zwar an vielen Stellen der Ostkordillere antreffen, in gröfserer Menge werden sie jedoch, gegenwärtig wenigstens, nur bei Muzo gefunden, und selbst hier sind die wertvolleren dunkelgrünen Smaragden auf eine einzige Stelle beschränkt, welche dem Staat gehört und von demselben verpachtet wird, während die übrigen Minen immer nur matte hellgrüne Steine geliefert haben. Die Smaragden sollen ziemlich regellos im Gesteine verstreut sein; bald mufs man

Wochen lang ganz ohne Erfolg arbeiten, dann wieder erhält man durch die Arbeit weniger Tage überreichen Gewinn. Die Arbeit geschieht gegenwärtig nicht mehr in Stollen, sondern als Tagebau, und gleicht ganz gewöhnlichem Steinbruchsbetrieb. Die Beaufsichtigung ist sehr streng, so daſs es mir z. B. weder gestattet wurde, Versteinerungen zu sammeln, noch ein einziges Handstück mit vollkommen wertlosen Smaragdkryställchen mitzunehmen. Die Arbeiter werden jeden Tag genau untersucht und dürfen die Minen überhaupt nur Sonntags verlassen. Trotzdem finden sie immer Mittel und Wege, einige Steine bei Seite zu schaffen, die sie dann im Fluſs gefunden haben wollen (in dem einzelne Smaragden wohl auch thatsächlich angeschwemmt werden); es giebt in Simijaca und Chiquinquirá sogar mehrere Händler, die sich mit dem Ankaufe derartiger gefundener oder gestohlener Mineralien beschäftigen. Die Gesellschaft schickt ihre Ausbeute an Smaragden zum gröſsten Teile direkt nach Paris, wo sie geschliffen werden und von wo sie seltsamerweise als peruanische Smaragden in den Handel kommen, obwohl Peru nie Smaragden geliefert hat. In Columbien selbst sind dieselben übrigens keineswegs besonders billig zu kaufen, da die Bevölkerung eine groſse Vorliebe für sie hegt.

Die Schmetterlinge leben groſsenteils in dem Urwalde, der dicht bei Muzo beginnt, die Smaragdmine rings umgiebt und fast ohne Unterbrechung bis zum Magdalenenstrome hinabreicht. Die Gegend ist eine so reiche Fundstätte von schönen Schmetterlingen, daſs deren Fang ein förmliches Gewerbe einer Anzahl von Indianern geworden ist, und daſs europäische Schmetterlingssammler hier eine Hauptstation zu machen pflegen. Ein prachtvoller blauer Falter (Morpho cypris), der sich hier findet, verdient vielleicht unter allen Schmetterlingen den Preis der Schönheit; er wird schon in Bogotá mit sechs bis acht Realen bezahlt. Auch farbenreiche Vögel kommen hier in Menge vor und werden von den Indianern geschickt mit dem Blasrohre erlegt.

Gern hätte ich von Muzo aus noch die beiden isolierten, mehrere hundert Meter hohen Felsen der Fura Tena besucht, die sich nordwestlich von hier an den Ufern des Rio Minero

erheben; aber bei dem schlechten Zustande des Weges hätte mich der Besuch zu viel Zeit gekostet, so dafs ich über Coper und Buenavista den Rückweg nach Chiquinquirá antrat.

Auch wenn man von hier nach Osten geht, kommt man bald in tieferes, wärmeres Land, denn zwischen die Hochebene von Chiquinquirá und das Hochland von Tunja ist keilförmig die tierra templada von Ráquira, Leiva und Moniquirá eingeschoben. Dieselbe besteht aus den gleichen bunten Schieferletten und zeigt die gleiche Kahlheit und Unfruchtbarkeit wie die Landschaft bei Ubaté; nur in den Thalauen findet sich frischeres Grün. Zwei Stunden südlich von Moniquirá kommt auf einem Quarzgange Kupfererz vor, welches bei schlechter Bearbeitung bis 30% Kupfer gegeben haben soll; dasselbe enthielt 5% Silber. Aber seit vier Jahren war die Kupfermine aufser Betrieb, weil der Eigentümer, Herr Saravia, sein Geld bei der Trockenlegung des Sees von Fúquene verloren hatte; die Stollen waren eingestürzt, die Wege ungangbar geworden, so dafs wenig zu sehen war. Kurz vor mir war ein Amerikaner eingetroffen, um das Werk im Auftrage der Gläubiger, eines deutschen Hauses in Bucaramanga und einer englischen Gesellschaft, zu untersuchen; ich weifs nicht, ob der Betrieb seitdem wieder aufgenommen worden ist.

Auch bei der Villa de Leiva, die sich früher einer gewissen Blüte erfreute, gegenwärtig aber in Folge ihrer Abgelegenheit und der Unfruchtbarkeit eines grofsen Teiles der umgebenden Hänge ziemlich tot ist, kann man columbianische Kulturbestrebungen studieren. Ein Franzose hatte vor kurzem eine Rebenpflanzung in der Nähe der Stadt angelegt und hatte schon vier- bis fünfjährige gute Stöcke herangezogen, als dieselben während politischer Unruhen von irgend einem Feinde über Nacht sämtlich zerstört wurden; der Eigentümer starb bald darauf, so dafs selbst die gesammelten Erfahrungen verloren gegangen sind. Drei Kilometer westlich von Leiva finden sich, unweit des Dörfchens Monquirá, an einer die Hölle (el infierno) genannten Stelle, die Reste eines Indianertempels; ein 4—5 m langes, 2—3 m breites Rechteck ist dadurch gebildet, dafs man die aus der Mitte herausgenommenen Steine an den Rändern auf-

gehäuft hat; in der Nähe liegen auf dem Boden etwa zwanzig grofse, 2—3 m lange, 1/2 m im Durchmesser haltende Steinpfeiler umher, die bald am dickeren, bald am dünneren Ende eingekerbt und teilweise auch zugerundet worden sind[1]).

Wir haben nun die Hochebene von Chiquinquirá bereits zweimal, nämlich in westlicher und östlicher Richtung verlassen, um in die tierra templada hinabzusteigen. Der natürliche Auslafs der Hochebene ist aber nach Norden gerichtet, und ihm folgt auch der Hauptverkehrsweg, der von hier nach Socorro, der politischen Hauptstadt, und nach Bucaramanga, einer Haupthandelsstadt des Staates Santander, führt. Derselbe bringt uns zunächst an dem gewellten Rande der Ebene entlang nach dem Dorfe Saboyá, dessen Plaza trotz der bedeutenden Meereshöhe (2630 m) noch von einer schönen Palme geziert wird. Bald jenseits des Dorfes erregt ein bemalter Stein unsere Aufmerksamkeit; leider sind seine Zeichen von unnützen Händen ziemlich unkenntlich gemacht. Ungefähr an dieser Stelle tritt der Rio Saravita oder Rio Suárez aus der Ebene aus, die sich hierher birnenförmig zusammenzieht, und wird nun zu einem wild einherstürmenden Gebirgsflufs, ohne jedoch einen eigentlichen Wasserfall, wie der Rio Funza bei seinem Austritte aus der Hochebene von Bogotá (vergl. S. 185 ff.), zu bilden. Unser Weg bleibt noch eine Weile auf der bewaldeten Höhe, steigt dann aber gleichfalls schnell abwärts. An Stelle des Sandsteins tritt Schieferboden mit zwischengelagerten Kalkbänken, an Stelle des Waldes die bekannte Gebüschvegetation der mittleren Höhenzone. Bei der puente de piedra, wo der Flufs für eine kurze Strecke unter den grofsen, von ihm selbst herabgewälzten Sandsteinblöcken verschwindet, treten wir auf das rechte Ufer desselben über, um jedoch bei dem freundlichen Städtchen Puente Nacional auf das linke Ufer zurückzukehren.

2. Von Vélez nach Bucaramanga.

Von Puente Nacional stieg ich über den Alto de Juyamuca in nördlicher Richtung nach Vélez hinan, einer bereits im Jahre

---

[1]) Vergl. Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika, I S. 326.

1539 gegründeten, ganz ansehnlichen Stadt, die am Abhange der hohen, das Suárezthal westlich abschliefsenden, Kalkkette schön gelegen ist und eine prachtvolle Aussicht darbietet, da der Blick über das gewaltige Thal bis zu den Bergen von Boyacá hinüberschweift.

In der Reisebeschreibung von Manuel Ancízar hatte ich gelesen, dafs sich in der Gegend von Vélez ein grofses Kalkgebiet mit Höhlen, Erdlöchern und anderen Karstbildungen befände, und der Wunsch, diese Erscheinungen zu studieren, hatte mich am meisten zu dem Abstecher nach Vélez bestimmt. Gleich am folgenden Tage begab ich mich nach dem Dorfe Bolívar, das mehrere Meilen südwestlich von Vélez liegt und ehemals ein besonderes Nationalterritorium bildete, und sah in dessen Umgebung in der That bereits einige Höhlen und unterirdische Bachläufe. Von hier ritt ich nach dem Dorfe Cuevas, das bereits nicht mehr im Flufsgebiete des Rio Suárez, sondern im Gebiete des Rio Carare, an dem Wege gelegen ist, der von Vélez nach diesem Flusse führt und hauptsächlich dem Exporte von Chinarinde dient. Im Distrikte von Cuevas sollen die Karstbildungen nach Ancízar besonders zahlreich sein; aber hatten bereits in Vélez mehrere Leute, die häufig durch diese Gegend gereist waren, gar nichts davon gewufst, so wurde ich in Cuevas selbst bei meiner Frage nach Höhlen einfach ausgelacht; der Name des Dorfes (Cuevas bedeutet Höhlen) sei ganz willkürlich gegeben worden, erst weiter abwärts würde ich dergleichen Dinge finden. Ich nahm mir diesen Wink zu Herzen und folgte dem hier möglichst schlechten Wege, auf dem grofse, durch den Regen glatte Kalkblöcke mit tiefem Schlamme abwechseln, weitere drei Stunden. In einer einsamen Hütte im Walde (Las Cruces) erhielt ich endlich die erste bestimmte Auskunft, und am nächsten Morgen führte mich der freundliche Besitzer der Hütte zu einer grofsen Höhle, die zwar kaum 1 km vom Wege entfernt liegt, die wir aber doch erst nach einer Stunde mühsamen Marsches erreichten, weil wir uns den Weg mit dem Machete in der Hand selbst bahnen mufsten. In diesem noch von dichtem Urwalde bedeckten Terrain sind eben geographisch-geologische Detailstudien noch gar nicht oder nur

mit dem gröfsten Zeitaufwande möglich. Daher freute ich mich lebhaft, als mir bei meiner Rückkehr nach Cuevas der Alcalde (Bürgermeister) mitteilte, er hätte inzwischen Erkundigungen eingezogen und erfahren, dafs es in fünf bis zehn Minuten Entfernung vom Orte in gerodetem Lande allerdings eine ganze Reihe von Höhlen und Erdlöchern gäbe. Ancízar war also glänzend gerechtfertigt, aber welcher Stumpfsinn des Volkes tritt uns in der Thatsache entgegen, dafs man keine Ahnung von dem Vorhandensein dieser in unmittelbarer Nähe befindlichen und doch sicher auffallenden Bildungen hatte, obwohl schon der Name des Dorfes die Aufmerksamkeit darauf hätte lenken sollen! Wenige Tage darauf begegnete mir ein ähnlicher Fall; man hatte mir von einem neu entdeckten, besonders grofsartigen Erdloche gesprochen, aber an dem bezeichneten Orte konnte mir niemand auch nur die geringste Auskunft darüber erteilen.

Wir finden in dieser Gegend alle Erscheinungen zusammen, welche für ein Kalkterrain charakteristisch sind und ihre Entstehung der Löslichkeit des Kalksteines in Wasser verdanken: senkrechte Felsenwände und einzelne Felspfeiler, welche, wo sie kahl und hell aus dichtem Walde aufragen, der Landschaft einen eigentümlichen Reiz geben; abflufslose Becken mit Sumpfbildungen; Höhlen, von deren Decken zahlreiche Stalaktiten herabhängen, teils von Bächen durchströmt, die weiter unterhalb wieder das Tageslicht erblicken, teils am Boden mit trockenem Sande bedeckt, aus welchem man nicht nur Salpeter gewonnen, sondern in dem man auch viele altindianische Grabstätten mit Goldschätzen gefunden hat; kreisförmige Löcher im Boden, bald von geringer Tiefe und dann oft von Teichen erfüllt, bald 50 bis 100 m tief und von üppiger Vegetation verdeckt. Der grofsartigste dieser Erdfälle oder Dollinen, wie sie im Karst genannt werden, ist das Hoyo del aire (Loch des Windes), zwischen den Wegen, die nach La Paz und nach San Benito führen, etwa 20 km nordnordöstlich von Vélez gelegen. Es ist eine ungefähr kreisförmige, etwa 300 m im Durchmesser haltende und 118 m tiefe Öffnung im Erdboden mit beinahe senkrechten kahlen Felsenwänden, aber am Boden von reichem

Pflanzenwuchse bedeckt. Ein Herabsteigen ist hier unmöglich; der Einzige, der unten war, ein Pfarrer Cuervo, hat sich mit Seilen herabgelassen, die an einem vorspringenden Holzgerüste befestigt worden waren. Eine ähnliche, aber kleinere Bildung ist das Hoyo de los pájaros zwischen Sanjil und Mogotes, das ich jedoch nicht selbst gesehen habe. Im übrigen Columbien scheinen diese ausgedehnten Kalkbezirke mit Karsterscheinungen fast ganz zu fehlen, um erst im nordöstlichen Venezuela wieder aufzutreten.

Die Bergkette von Vélez läfst sich weit nach Norden verfolgen und erhebt sich namentlich zwischen Chima und La Robada zu recht beträchtlicher Höhe (3—4000 m). Sie bildet den westlichen Abschlufs des Suárezthales und trennt dieses von dem weiten, unbewohnten und selten betretenen Urwaldgebiet, welches sich von hier bis an den Magdalenenstrom erstreckt. Dem Thale kehrt sie einen schroffen, kahlen Absturz zu, welcher merkwürdig gegen die etwa 10 km breite, 1500—1700 m hohe Platte der rechten Thalseite absticht. Zwar bestehen beide aus denselben bunten Letten mit zwischengelagerten Kalk- und Quarzitbänken, welche überhaupt den gröfsten Teil der Ostkordillere zusammensetzen, aber während dieselben dort steil aufgerichtet sind, lagern sie hier horizontal oder zeigen nur einen ganz schwachen westlichen Einfall. Die Flüsse, welche auf dem Ostrande dieser Platte oder auch in den Bergen östlich derselben entspringen, haben ihre Thäler tief in dieselbe eingeschnitten und bewirken, dafs der Weg, der von Puente Nacional oder Moniquirá über Santana, Suaita, Guadalupe, Guapotá, Palmar und Socorro nach Sanjil führt, beständig auf- und absteigen mufs.

Aber die tiefste und gewaltigste dieser Querschluchten liegt doch erst zwischen Sanjil und Piédecuesta und wird von dem Rio Chicamocha oder Sogamoso gebildet, der die Hauptwasserader des ganzen inneren Boyacá ist und sich wenig unterhalb mit dem Rio Suárez vereinigt, um mit demselben dem Magdalena zuzustreben. Das tiefe Durchbruchsthal durch die besprochene Platte heifst das Thal von Sube (auch der Flufs führt hier den Namen Rio Sube), nach dem kleinen Dörfchen

Sube, das am Grunde desselben liegt und wegen seiner enormen Hitze den Beinamen: die Hölle (el infierno) von Santander führt, eben diesem Umstande aber auch seine Benutzung als Kurort verdankt. Dieses Thal ist eines der columbianischen Schaustücke, von welchen dem Reisenden immer und immer wieder erzählt wird. Wer sich von Sanjil aus nähert und vor sich das Dorf Los Santos sieht, ahnt nicht, dafs er, um dasselbe zu erreichen, noch diese tiefe Felsschlucht zu überschreiten hat, bis er unmittelbar am Rande derselben steht. Nun ist Los Santos nur 3 bis 4 km von uns entfernt, aber doch brauchen wir vier Stunden bis dahin, weil wir mehr als 800 m, also die Höhe des Inselsberges über Halle, hinab und ebensoviel wieder hinaufzusteigen haben. Freilich sind die Wände hier nicht so steil, wie bei der Schlucht von Pandi (vgl. S. 191 f.), weil sie aus weniger hartem Materiale bestehen. In der unteren Hälfte stehen weicher Granit und Porphyr an, die fast von Vegetation entblöfst sind und der ganzen Landschaft einen eigentümlich gelblichroten Ton geben, und die auch die darüber liegenden härteren Kalksteinschichten zu Falle bringen. Auch das Thal des Rio Sogamoso wenig unterhalb der Vereinigung von Rio Sube und Rio Suárez, wo der Weg von Barichara nach Zapatoca dasselbe kreuzt, trägt einen ähnlichen Charakter. Die Blicke in diese Thäler sind grofsartig schön. Es sind Bildungen, welche den berühmten Cañons von Colorado verwandt sind.

Von Los Santos aus führt unser Weg mehrere Stunden auf der Mesa de los Santos oder Mesa de Jérida hin. Obwohl dieselbe als „bella“ bezeichnet wird, habe ich sie recht häfslich gefunden; auf dem rötlichen Schiefer und Sandsteinboden kommt nur eine ganz kümmerliche Vegetation fort; auch die Aussicht, die durch den Mittagsdunst immer mehr getrübt worden ist, entschädigt nicht mehr für die Mängel der Nähe. Erst in dem Thale von Piédecuesta wird unser Auge durch schönen grünen Baumwuchs erfreut, der seine Erhaltung oder Anpflanzung grofsenteils Cacaoanpflanzungen verdankt. Wir treten hier an eine der krystallinischen Massen heran, welche im nördlichen Teile der Ostkordillere die Einförmigkeit der Kreideschichten

unterbrechen. Unser Weg führt zwischen ihr und dem nördlichen Ausläufer jener Platte hin, um jenseits des Dorfes La Florida zu der Geröllebene aufzusteigen, auf welcher die Stadt Bucaramanga liegt.

Einen guten Ueberblick über die Gegend von Bucaramanga gewinnt man vom Alto de Gualilo, der dem Granitrücken östlich der Stadt angehört und von derselben leicht zu errreichen ist. Unter uns liegt die Ebene, die im Westen vom Rio Lebrija begrenzt und nach ihm hin von zahllosen Barrancos (Schluchten) zerschnitten wird. Die Gerölle, aus welchen sie besteht, entstammen krystallinischem Gebiete und sind reich an Gold, das von besonders gutem Gehalte sein soll, aber wegen Wassermangels heute nur in kleinem Massstabe ausgebeutet werden kann. Sowohl die Ebene selbst wie die umgebenden Bergketten sind spärlich bewachsen und zeigen auffallend rötliche Farbentöne. Im Nordwesten sieht man den Rio Lebrija durch die westlich vorlagernde Bergkette hindurchbrechen, im Süden trennt ihn nur eine niedrige Paſshöhe von dem Thale des Rio Suárez, in das man weit hinaufschauen kann; hoch am linken Thalgehänge sieht man die Stadt Zapatoca liegen.

Ein Ausflug, den ich mit Herrn Keller aus Bucaramanga nach der Hacienda Montebello unternahm, lehrte mich diese Gegend etwas näher kennen. In südwestlicher Richtung ritten wir über die Ebene hinweg, dann stiegen wir in einer jener eingerissenen Schluchten zum Thale des Rio Lebrija hinab, welchen Cacaowäldchen, ähnlich wie bei Piédecuesta, eine angenehme Frische verleihen, und erreichten nach anderthalb Stunden die in dem engen Thale gar heiſs gelegene Stadt Jiron. Jenseits Jiron beginnt ein steiler Anstieg; der Boden besteht aus rotem oder weiss und grau geflecktem Sandstein und Schieferthon, die mit dürftigem Gesträuch bedeckt, ja stellenweise beinahe kahl sind, so dass die Sonnenstrahlen glühend zurückgeworfen werden. Erst auf der Kammhöhe beginnt der Wald, der sich von hier, nur wenig unterbrochen, bis an den Magdalenenstrom erstreckt. Bei Las Nieves gewinnen wir eine entzückende Aussicht: links unter uns braust in tiefem, engem Thale der Rio Sogamoso, der sich zwei Meilen westlich von

Sube mit dem Rio Suárez vereinigt und dessen Richtung angenommen, aber das Längsthal schon bald wieder verlassen hat, um die westlich vorlagernde Bergkette zu durchbrechen. Wir können seinen Lauf weithin verfolgen, wie er sich etwas westlich von uns durch niedriges Hügelland windet, wie er dann die dicht bewaldete Kette des Cerro de la Paz durchbricht und schliefslich durch sanft gewelltes Land dem Magdalenenstrome zueilt. Über die Bergkette hinweg sieht man diesen mächtigen Strom und die Seen seiner Niederung blinken, und jenseits bilden die Berge des nördlichen Antióquia den dunstigen Hintergrund.

In den Wäldern des Cerro de la Paz wächst die Cuprearinde, eine Chinarindenart, welche man lange für wertlos gehalten hatte, bis ein Peon einen deutschen Kaufmann, Herrn von Lengerke, auf den bitteren Geschmack derselben aufmerksam machte. Dieser schickte die Rinde zur Untersuchung nach Europa und erhielt bald die frohe Nachricht, dass sie Chinin enthielte. Nun begann er sie möglichst heimlich zu versenden, aber bald ward das Geheimnis doch verraten. Bucaramanga wurde von einem Taumel, ähnlich dem kalifornischen Goldfieber, ergriffen; um die Wälder, in denen man die Cuprearinde gefunden hatte oder auch nur vermutete, entspann sich ein Wettbewerb, bei dem Bestechung und Betrug keineswegs verschmäht wurden; in den Wäldern kam es zu offenen Kämpfen zwischen den Peonen der verschiedenen Häuser. Die Ausbeutung war auch hier eine schlimme Raubwirtschaft, so dafs Rindenbäume bald nur noch in entlegenen und ungesunden Winkeln gefunden wurden. Dazu kam der starke Preisrückgang der Chinarinde in Folge des Gedeihens der Anpflanzungen in den englischen und holländischen Kolonieen (vergl. S. 172), die Bucaramangarinde blieb unverkauft in London liegen, und die einsichtigeren Kaufleute hörten auf zu exportieren.

An die Stelle jenes Taumels ist jetzt eine ruhige landwirtschaftliche Thätigkeit getreten. Ungefähr vor zwanzig Jahren begann man hier den Urwald zu roden, und auch hierbei war es Herr von Lengerke, der mit gutem Beispiele voranging, indem er die Hacienda Montebello schuf. Man hat Zuckerrohr und Kaffeestauden angepflanzt und grofse künstliche Potreros an-

gelegt, in denen das in den Llanos aufgewachsene, zum Verbrauche des Staates Santander bestimmte Vieh gemästet wird. Aber noch herrscht der Wald vor, noch bildet diese Gegend mit ihrem frischen Grün und ihrer reichen Befeuchtung einen auffallenden Gegensatz gegen das Flufsgebiet des Rio Suárez und des oberen Rio Lebrija mit ihren dürren Platten und den tief eingeschnittenen Thälern, in welchen vielfach der kahle Fels zu Tage tritt. Ackerbau und Viehzucht geben hier teilweise nur ungenügenden Ertrag und bilden nicht mehr den einzigen Unterhalt der Bevölkerung. In der Gegend von Socorro werden nach altindianischer Art Baumwollenstoffe gewebt und Hosen verfertigt, und in der Gegend von Bucaramanga, Piédecuesta und Zapatoca ist seit den 20er Jahren, in welchen der Pfarrer Salgar von Jiron die Nacumapalme (Carludovica palmata) entdeckte, die Strohhutflechterei in Blüte. Dieselbe giebt zahlreichen jungen Mädchen Arbeit und Verdienst, welche die Hüte während der Woche in ihren Häusern flechten und am Markttage das Werk ihres Fleifses an die Händler verkaufen. Die hiesigen Strohhüte stehen, ich weifs nicht, ob in Folge geringerer Güte des Materials oder in Folge geringerer Geschicklichkeit der Arbeiterinnen, hinter den Strohhüten von Suaza (im oberen Magdalenathale) und von Guayaquil zurück und werden daher nur im Lande selbst getragen.

Bis in den südlichsten Teil des Staates Santander erstreckt sich noch die Indianerbevölkerung des Hochlandes. Je weiter nördlich wir kommen, um so mehr treffen wir jedoch eine Mischrasse aus weifsem und indianischem Blute an, meistens ziemlich hochgewachsene, kräftig gebaute Leute. Dem wärmeren Klima entsprechend, liebt man in der Kleidung die hellen, bunten Farben. Die Frauen kleiden sich in Kattun, die Männer tragen Ruanas aus Leinwand. Statt der grofsen Haciendas mit Pächtern und Tagelöhnern finden wir, aufser in den neu besiedelten westlichen Distrikten, mehr kleinen, bäuerlichen Besitz. Dies und das weifse Blut geben der Bevölkerung ein freies, ja oft ziemlich selbstbewufstes Auftreten. In den zugänglicheren Teilen löst sich dieses Selbstbewufstsein in wirtschaftlicher Spannkraft aus, während es sich in den abgelegeneren

Gegenden, in Charalá, Mogotes, Málaga u. s. w., in unangenehmer Weise, durch Ränke und Ruhestörungen, Geltung verschafft.

Von Bucaramanga führen mehrere Wege zum Magdalenenstrome hinab. Seit dem, zwei Breitengrade entfernten, von Honda zur Hochebene von Bogotá führenden Wege sind es die ersten brauchbaren Verbindungen zwischen dem bewohnten Inneren der Ostkordillere und seiner natürlichen Zugangslinie, denn ein Weg von Chiquinquirá in die Gegend von Nare ist zwar projektiert worden, aber in halber Ausführung stecken geblieben, der Carareweg (vergl. S. 289) ist von der scheufslichsten Beschaffenheit, und ein Weg, den Herr von Lengerke von Zapatoca über Montebello nach Barranca Bermeja geführt hat, liefs sich wegen der wilden Indianer nicht benutzen, deren Gebiet er passiert, und ist jetzt in seinem unteren Teile wohl ganz verfallen (vergl. S. 37). Auch die von Bucaramanga ausgehenden Wege sind neuerer Entstehung und sollen noch viel zu wünschen übrig lassen. Für den Handel benutzt man einen Weg nach Puerto Botijas am Rio Lebrija, auf dem man teils in Canoe, teils auf einem kleinen Dampfer zum Magdalenenstrome gelangt. Die Reisenden bevorzugen, besonders für den Aufstieg, meist den Weg nach Puerto Parédes, von wo man über eine Lagune nach Paturia fährt; Freiherr von Thielmann hat diesen Weg und seine Pflanzenpracht beschrieben. Die Chinarinde wurde auch auf dem Rio Sogamoso versandt, der aber für einen regelmäfsigen Handelsverkehr wegen seines reifsenden Laufes nicht geeignet ist.

Seit einer Reihe von Jahren spukt das Projekt einer Eisenbahn vom Magdalenenstrome nach Bucaramanga. Ursprünglich sollte dieselbe bis Bogotá geführt werden (vergl. S. 99); als dies Projekt jedoch wegen seiner Kostspieligkeit aufgegeben worden war, griff der Staat Santander, beziehentlich sein Präsident Solon Wilches, das Projekt der Bahn bis Bucaramanga auf. Der Ausgangspunkt der Bahn war ein unterhalb Paturia gelegener Punkt, der den Namen Puerto Wilches erhielt. Als wir denselben bei unserer Fahrt auf dem Magdalenenstrome passierten, war erst ein ganz kleines Stück dieser Eisenbahn gebaut worden, und jetzt, zwei Jahre später, war die Arbeit

kaum weiter gediehen. Von allen columbianischen Bahnunternehmungen ist diese die schwindelhafteste!

Von den Ortschaften, welche wir seit Puente Nacional und Vélez passiert haben, verdienen nur einzelne nähere Erwähnung. Socorro, die Hauptstadt des Staates Santander, ist ein unsympathischer Ort, mit schlecht gepflasterten und schmutzigen Strafsen, zahlreichen herumlungernden Soldaten, berüchtigten Sittlichkeitsverhältnissen. Man merkt überall durch, dafs es der Sitz einer verrotteten Regierung ist, denn während sich der Staat Santander früher einer guten Verwaltung rühmte, ist in dem letzten Jahrzehnt ein gänzlicher Umschwung eingetreten. In hohem Grade bezeichnend ist der Zustand des Kapitols; die Mauern erheben sich nicht mehr als 2 m über den Boden, nur das Portal ragt in einsamer Gröfse höher auf und trägt die Inschrift: Erbaut von Solon Wilches im Jahre 1870. Jetzt, 1884, war Wilches wieder seit mehreren Jahren Präsident, aber hatte den Bau noch nicht weiter gefördert.

Einen vorteilhafteren Eindruck machten mir Sanjil, Piédecuesta und Bucaramanga. Das Klima ist warm, aber nicht zu heifs, und dabei trocken und gesund, die Strafsen sind reinlich und ziemlich gut gepflastert, die Häuser fast alle mit Ziegeln gedeckt, auch die Bewohner verhältnismäfsig gut und sauber gekleidet. Es spricht sich ein gewisser Wohlstand in dem Typus dieser drei Städte aus. Bucaramanga ist heute entschieden die bedeutendste von ihnen; es hat ungefähr 12000 Einwohner, ist also nach columbianischen Verhältnissen eine grofse Stadt, früher Hauptstadt des Staates, heute eine Handelsstadt, die direkt importiert und in der die Kaufleute der kleineren Orte des ganzen mittleren Santander ihre Einkäufe machen. Das anderthalb Stunden weiter westlich, im Thale des Rio Lebrija, gelegene, ältere und lange viel bedeutendere Jiron ist heute ganz hinter Bucaramanga zurückgetreten, woran wesentlich dessen freiere Lage und frischeres gesunderes Klima schuld ist.

Aber es ist fraglich, ob die Blüte von Bucaramanga bestehen bleiben wird. Die Ausfuhr von Gold, Tabak und Cacao hat längst aufgehört, die Kaffeepreise waren sehr gesunken, auch mit der Ausfuhr der Chinarinde war es schon wieder

vorbei. Die Läden waren zwar während meines Aufenthaltes noch gut ausgestattet und standen in keiner Weise hinter den Bogotaner Läden zurück, aber es gab grofse Geschäfte, in welchen kein Thaler bares Geld vorhanden war, um die Gläubiger vom Lande zu befriedigen; in der Einrichtung der Wohnungen und der ganzen Lebensweise machte sich ein gewisser Luxus bemerklich, aber über der ganzen Stadt lagerte ein schwüler Druck, der zum Teil durch die politischen Verhältnisse bedingt war, aber seinen tieferen Grund in dem Herannahen einer schweren wirtschaftlichen Krisis hatte[1]).

Unter den Handelshäusern von Bucaramanga nehmen mehrere deutsche einen hervorragenden Platz ein. Die Gesamtzahl der ansässigen Deutschen betrug jedoch zur Zeit meiner Anwesenheit nur noch fünfzehn, und leider war von jener musterhaften Eintracht, die Thielmann an der deutschen Kolonie in Bucaramanga rühmte und die damals auch thatsächlich bestand, wenig mehr zu spüren; einen Teil der Schuld an der eingerissenen Uneinigkeit scheinen die columbianischen Ehegattinnen zu tragen. Der deutsche Einflufs macht sich in Bucaramanga in verschiedenen Dingen, z. B. in der Existenz einiger Kneipstuben, bemerkbar, in denen man sich gemütlich hinsetzen kann, während der Columbianer sonst am Schanktische stehend sein Glas hinunterstürzt.

Ein trauriger Tag für Bucaramanga und besonders für die deutsche Kolonie war der 7. September 1879. Vor einer Reihe von Jahren hatte eine Bande bestanden, die den Ort durch Räubereien, Erpressungen u. s. w. unsicher machte, die aber aufgelöst worden war. Als General Wilches zur Präsidentschaft kam, besetzte er fast alle Ämter in Bucaramanga mit Gliedern dieser Bande. Namentlich der Jefe departamental (Präfekt, Landrat) war ein ganz durchtriebener Geselle; als ein deutscher Kaufmann, Herr Fritsch, eine Schuld von ihm einforderte, versuchte er, ihn thätlich zu mifshandeln und, da ihm dieser Versuch schlecht bekam, ihn ermorden zu lassen,

[1]) Das neuerliche Steigen der Kaffeepreise hat auch den Handel von Bucaramanga wieder belebt.

glücklicherweise gleichfalls ohne Erfolg. Seitdem waren Unruhen an der Tagesordnung. Bei Gelegenheit der Gemeindewahlen ermordete die Bande einen politischen Gegner, einen Columbianer; bei dem Begräbnis desselben wurde ein neuer Mordversuch gegen Fritsch unternommen, und nun ging der Krawall los. In erster Linie hatte es die Bande, die vom Alcalden geführt ward, während sich der eigentliche Anstifter, der Jefe departamental, schlau im Hintergrunde hielt, auf Fritsch abgesehen, der sich aber versteckt hatte und nicht gefunden wurde. Bald richtete sich der Kampf auch gegen die übrigen Deutschen und auch gegen die wohlhabenden Columbianer. Das Schild des deutschen Konsulats wurde verletzt, die Häuser mehrerer Konservativen und des reichen José Maria Valenzuela geplündert und zerstört. Zwei Deutsche, die dessen Frau zu Hülfe eilten, Hedrich und Gölkel, wurden erschossen, bis es endlich den wohlgesinnten Bürgern, die sich inzwischen bewaffnet hatten, und dem langsam herbeigekommenen Militär gelang, die Ruhe wieder herzustellen.

Seitens der deutschen Regierung geschah lange nichts in der Angelegenheit, woran zum Teil der Umstand schuld war, dafs der Ministerpräsident Herr von Grammatzky gerade nach Peru beordert worden war. Erst nach fünfviertel Jahren mufste die deutsche Flagge salutiert werden; nach so langer Zeit sträubten sich selbst die gutgesinnten Columbianer gegen diese Demütigung, und nur die Anwesenheit eines Bataillons Nationaltruppen unter einem zuverlässigen Commandeur soll den Ausbruch einer neuen Deutschenhetze verhindert haben. Die Übelthäter sind erst zwei Jahre nach dem Krawalle zu geringen Strafen verurteilt und ein Teil von ihnen noch vor Ablauf der Zeit freigelassen worden; einige andere wurden mir noch in dem Zuchthause von Pamplona gezeigt, erlangten aber gleich darauf die Freiheit; der eigentliche Rädelsführer, der Jefe departamental, ist in Folge der direkten Einwirkung des Präsidenten Wilches überhaupt freigekommen. Für die Hinterbliebenen von Hedrich und Gölkel und für die Reklamationen wegen der angerichteten Sachschäden war, ich weifs nicht aus welchem Grunde, wenigstens bei meiner An-

wesenheit, also nach beinahe fünf Jahren, noch nichts geschehen.

3. Das Hochland von Tunja und Sogamoso.

Ehe wir unsere Reise von Bucaramanga aus nach Norden fortsetzen, müssen wir die weiter östlich gelegenen Landschaften kennen lernen, welche die Hauptmasse des Staates Boyacá bilden und, soweit sie dichter bewohnt sind, dem Flufsgebiete des Rio Sogamoso (oder Chicamocha), des Zwillingsflusses des Rio Suárez, angehören.

Das erste Ziel der Reise bildet Tunja, die Haupstadt des Staates Boyacá. Man kann dasselbe von Bogotá aus auf drei verschiedenen Wegen, nämlich entweder über Ubaté und Samacá oder über den See von Suesca und den Páramo de las Ovejeras (d. h. der Schafherden) oder über Chocontá und Ventaquemada erreichen. Ich wählte den letztgenannten begangensten Weg. Beim Puente del Comun verläfst man die Strafse nach Zipaquirá und folgt der nordöstlichen Bucht der Hochebene von Bogotá über Gachancipá und Tocancipá bis zu ihrem nordöstlichen Ende. Nachdem man mehrere kleinere Ebenen passiert hat, erreicht man das freundliche Städtchen Chocontá (2640 m). Hier zweigt sich nach rechts der Weg zum Valle de Tenza ab, wie man eine Reihe bereits im Flufsgebiete des Rio Meta und in der tierra templada gelegener Distrikte zusammenfassend nennt, die vorwiegend von kleinen Bauern bewohnt werden und eine der bestangebauten Landschaften Columbiens sein sollen. Unser Weg folgt bis über Hatoviejo hinaus noch dem Rio Funza, dem Flusse der Hochebene von Bogotá; dann treten auch wir für eine Weile in das Stromgebiet des Meta (also des Orinoco) über, passieren Ventaquemada, lassen Turmeque rechts liegen und erreichen bei der Brücke von Boyacá die berühmteste Stätte columbianischer Geschichte, von der der ganze Staat Boyacá seinen Namen empfangen hat, denn hier fand am 7. August 1819 die Entscheidungschlacht statt, in welcher die Republikaner unter Simon Bolívar das spanische Heer besiegten, so dafs die

Unabhängigkeit von Neu-Granada und mittelbar auch von Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia entschieden war. In der Nähe der Brücke befinden sich mehrere jener von den alten Indianern mit rätselhaften Inschriften bemalten Steine. Bald darauf treten wir über eine unbedeutende Paſshöhe in das Hochthal von Tunja und damit in das Gebiet des Rio Sogamoso ein.

Nicht nur auf der Hochebene von Bogotá, sondern auch zwischen dieser und Tunja sind wir teilweise auf einer Fahrstraſse geritten, deren Zustand allerdings stellenweise ein ganz erbärmlicher war. Etwa im Jahre 1876 faſste man den Plan, Tunja mit der Hochebene von Bogotá durch eine Fahrstraſse zu verbinden. Die Strecke von Tunja bis in die Nähe von Ventaquemada wurde auch thatsächlich fertig gestellt, auch der Rest war trassiert und im Unterbau vollendet, es fehlte also nur noch die Beschotterung, die Bepflanzung oder anderweitige Sicherung der Straſsenböschungen und dergleichen, als man den Straſsenbau aufgab und statt dessen eine Eisenbahn von Tunja nach Bogotá zu bauen begann. Natürlich hat man diese Eisenbahn auch schon wieder liegen lassen, und das Resultat ist, daſs der Verkehr auch heute noch auf den alten Saumpfad angewiesen ist. Im Sommer werden wohl einzelne Karren mit groſser Mühe auf der Fahrstraſse vorwärts bewegt, aber ein regelmäſsiger Wagenverkehr ist unmöglich.

Tunja liegt in 2760 m Meereshöhe und hat eine mittlere Temperatur von 13° C., also 1½° weniger als Bogotá. Der Himmel ist meist mit Wolken bedeckt; die Nieselregen des Páramo sind überaus häufig. Auch die Umgegend ist unfreundlich genug; nur in der kleinen Ebene nördlich der Stadt sieht man grünen Pflanzenwuchs, auf den Hügeln wächst nur dürres Gesträuch, in zahlreichen Barrancos ist die rote oder gelbe Erde entblöſst. Das Einzige, was uns mit der Lage von Tunja versöhnt, sind die beiden warmen Quellen (19½ und 17½° C.), die nördlich und östlich der Stadt hervorsprudeln und zur Einrichtung von Bädern benutzt worden sind.

Bereits die Chibchas hatten hier eine Stadt, in welcher der mächtige Zaque residierte. Noch heute finden sich auf den

Hügeln westlich von Tunja, nahe dem nach Leiva (vergl. S. 287) führenden Wege, auf einer nach Osten geneigten Bank eisenreichen Sandsteins aufruhend, zwei runde, mühlsteinartige, am oberen Ende schräg abgeschliffene Sandsteinplatten, die sogenannten Cojines, auf welchen die alten Indianer mit ostwärts gewandtem Gesicht ihre Gebete verrichtet haben sollen. In der Nähe dieser Steine sollen vor einiger Zeit noch die Trümmer des Palastes des Zaque sichtbar gewesen sein.

Als die Spanier die Chibchas unterworfen hatten, gründeten auch sie hier eine Stadt, welche immer ein Mittelpunkt weltlicher und geistlicher Herrschaft geblieben ist, während ihr Handel nur geringe Bedeutung besitzt. Tunja ist eine der wenigen Städte Columbiens, in denen sich Kirchen und andere Gebäude von architektonischem Interesse finden. Dieselben stammen noch aus spanischer Zeit, denn gegenwärtig fehlt es sowohl an Geld wie an Baumeistern, um in der Architektur die alte langweilige Schablone verlassen zu können. Dagegen sieht man wenige anständige und freundliche Wohnhäuser, und die Reinlichkeit der Strafsen läfst viel zu wünschen übrig. In Bezug auf den Schmutz der Hotels und die Menge des Ungeziefers kann Tunja mit Zipaquirá und Chiquinquirá wetteifern.

Ungefähr drei Stunden westlich von Tunja liegt, in einer kleinen Ebene, das Dorf Samacá und noch eine halbe Stunde weiter westlich ein vor einigen Jahren begründetes Eisenwerk (Ferrería). Dasselbe ist ein mit Unterstützung der Nationalregierung in's Werk gesetztes Unternehmen des Staates Boyacá. Damit ist alles gesagt. Obgleich man schon seit einer Reihe von Jahren arbeitete und die Summe von 800000 $ verausgabt hatte, waren doch erst sehr wenige Maschinen aufgestellt und der Hochofen bereits in Unordnung. Die columbianische Regierung schiebt alle Schuld auf die fremden Direktoren; der erste Direktor, welcher das ganze Unternehmen eingeleitet hat, ein Deutschamerikaner namens Braun, wurde angeklagt, Unterschleife verübt zu haben, aber wegen Mangels an Beweisen freigesprochen; auch sein Nachfolger Mr. Southan wurde als unredlich und unfähig bezeichnet. Aber warum stellt denn

die columbianische Regierung mit solcher Vorliebe Schwindler an? Und darin allein ist der schlechte Stand des Eisenwerkes auch keineswegs begründet. Der gröfsere Teil des Geldes ist jedenfalls in die Taschen der columbianischen Beamten und Zeitungsschreiber geflossen; halbe Jahre lang blieb das Geld ganz aus, so dafs die Arbeit still stand, die englischen Arbeiter mifsmutig wurden und in die Heimat zurückkehrten. Gegenwärtig waren nur noch vier Engländer anwesend; es konnte nur mit geringer Kraft gearbeitet werden. Man erwartete gerade eine Kommission, von deren Ausspruch es abhängen sollte, ob die Nationalregierung ihre Unterstützung noch fortzahlen würde. Mit deren Wegfall wäre das Todesurteil gesprochen.

Mir scheint, und dasselbe Urteil fällte auch der gegenwärtige Leiter, Mr. Brown, das ganze Eisenwerk ein verfehltes Unternehmen zu sein, das ein trauriges Zeugnis für den frevelhaften Leichtsinn der Regierung von Boyacá ist. Man hat hier ein Eisenwerk angelegt, ohne das Vorkommen von Eisen überhaupt genügend untersucht zu haben. Die sogenannte Mina rica ist weder sehr ausgedehnt, noch ist das Eisen von besonderer Güte; dieselbe würde kaum für mehr als fünf- bis zehnjährige Arbeit ausreichen; reicher und besser soll die Mina del Hatico sein, aber sie ist eine halbe Tagereise in westlicher Richtung entfernt; und die Eisenerzbänder zwischen den Schieferletten sind doch nur ein Notbehelf. Dazu kommt, dafs Samacá keineswegs eine besonders günstige Lage besitzt und in dieser Beziehung entschieden schlechter als Subachoque oder auch Pacho gestellt ist.

Nördlich von Tunja behält die Landschaft noch für eine gute Strecke denselben kahlen öden Charakter, wie bei der Stadt. Ungefähr sechs Stunden reiten wir in dem nach Norden gestreckten Thale auf schlüpferigem rotem Thonboden, dem man hier und da Kohlenflötze eingelagert sieht, bis wir kurz vor Paipa wieder eine Ebene betreten, eine Bucht der Hochebene von Sogamoso, der dritten der drei grofsen Hochebenen der Ostkordillere. Etwa 4 km südlich von Paipa, bei der Hacienda Salitre, sprudeln aus dem Boden dieser Ebene zahlreiche heifse Quellen hervor und setzen eine grofse Menge von Glauber-

salz ab, das gegenwärtig nur in der Viehzucht verwandt wird, nach dem Urteile von Boussingault aber einer ausgedehnten technischen Verwendung fähig wäre, zumal in der Nähe Kohle ansteht. In nordöstlicher Richtung gelangt man über einen Bergsporn hinüber oder durch sumpfige Ebene um denselben herum in wenigen Stunden nach Duitama, wo sich eine von den Gebrüdern Solano begründete, wie es scheint, recht gute Erziehungsanstalt befindet. Mit derselben ist eine Zucht von Seidenraupen und eine grofse Baumschule verbunden, in der namentlich vorzügliche Äpfel gezogen werden, ein Beweis, dafs die schlechte Qualität der Äpfel auf der Hochebene von Bogotá nur in dem Mangel an Pflege begründet ist. Die Bucht von Duitama ist reich mit Bäumen bestanden, die sanften Gehänge der umliegenden Berge sind mit grünen Matten bedeckt, auf welchen einzelne Hütten verstreut sind, eine anmutige und anheimelnde Landschaft.

Etwa vier Stunden nördlich von Duitama liegt, gleichfalls in einer kleinen Ebene, die aber mit der Ebene von Duitama und Paipa in keinem direkten Zusammenhange steht, Santa Rosa de Viterbo, die frühere Hauptstadt der Provinz Tundama, ein Ort von ungefähr 5000 Einwohnern. Auf der Plaza ist unter Bäumen ein grofser Eisenblock aufgestellt, welcher 1810 auf dem Hügel von Tocavita gefunden wurde und für Meteoreisen gehalten wird; wie man mir sagt, ist derselbe Eigentum des deutschen Kaisers und hoffentlich dadurch vor Zerstörung geschützt[1]).

Ein Hügelzug trennt Santa Rosa von einer dritten kleinen

[1]) Der Block ist von dem französischen Chemiker Boussingault untersucht und von ihm wohl zuerst als Meteoreisen angesprochen worden; er ist 102 Kubikdecimeter grofs, hat ein specifisches Gewicht von 7,3, zelliges Aussehen, aber keine verglaste Oberfläche, und besteht aus 91,4% Eisen und 8,6% Nickel. Eine ähnliche Zusammensetzung hatten einige kleinere Massen, welche teils in der Nähe, teils bei Zipaquirá gefunden worden sind. Sein meteorischer Ursprung erscheint mir übrigens nicht ganz zweifellos, da das Gestein, welches am Cerro von Tocavita ansteht, vielfach Einlagerungen von Eisenerz enthält. Die Fundstätte konnte mir nicht mehr gezeigt werden. Unmittelbar bei der Stadt findet sich Psilomelan (Manganerz) bankförmig in Schieferletten eingelagert.

Ebene, in welcher Serinza und Belen liegen, jenes ein elendes Nest, dieses ein frischer, wohlhabender Ort, obwohl seine Bewohner wegen ihrer konservativen Parteistellung ringsum verschrieen sind. Auf der Ostseite der Ebene erhebt sich der weithin sichtbare granitische Cerro de Tibe, auf dessen Abhange man, jedoch ohne rechten Erfolg, auf Blei, Silber, Gold und Smaragden gegraben hat. Nördlich von ihm wird der Granitzug durch den Rio Suápaga durchbrochen, der die Ebene von Belen zum Rio Sogamoso entwässert.

Sämtliche genannte Ortschaften, von Tunja bis Belen, sind ganz nahe der Wasserscheide zwischen Rio Sogamoso und Rio Suárez gelegen. Diese Wasserscheide ist aber nicht, wie es auf der Karte von Codazzi den Anschein hat, eine zusammenhängende Bergkette, sondern fällt nur für eine Strecke mit einem Kamme zusammen, um später auf einen östlicher gelegenen Kamm überzuspringen. Ungefähr halbwegs zwischen Tunja und Paipa wird sie zugleich zur Grenze der Staaten Boyacá und Santander, eine Rolle, die sie bis zu dem grofsen westlichen Durchbruche des Rio Sogamoso beibehält. Man kann diese Wasserscheide und Staatsgrenze auf verschiedenen Wegen passieren, welche einander an Schlechtigkeit nicht viel nachgeben und mehrere Tage durch ein dünn besiedeltes Bergland führen, ehe sie die im Suárezthale gelegenen Hauptorte erreichen.

Selten habe ich so viel Ärger gehabt wie auf dem Marsche von Sanjil über Mogotes und Onzaga nach Belen; die Bevölkerung zeichnet sich durch Unfreundlichkeit und Ungastlichkeit aus, und auf dem Páramo hatte ich noch obendrein das Mifsgeschick, meine Tiere zu verlieren und erst nach vier Tagen wiederzufinden (vergl. S. 149). Alle diese Wege sind nur wenig besucht, denn die gröfseren Verkehrsstrafsen laufen nicht von Osten nach Westen, sondern von Norden nach Süden. Der Handel beschränkt sich auf den Austausch der Landesprodukte; zu den Märkten von Belen und Santa Rosa sieht man die Leute aus Santander mit Miel, Bananen, Mais und dergleichen heraufziehen, nach Onzaga, Charalá u. s. w. bringen die Leute des Hochlandes Weizen und Kartoffeln hinab.

Doch kehren wir nach Tunja zurück, um auch den östlichen Teil des Hochlandes von Boyacá zu durchwandern und zunächst den See von Tota zu besuchen, der 45 km östlich von Tunja liegt und durch mehrere nordsüdlich streichende, in die Region des Páramo aufragende Bergketten, zwischen denen Zuflüsse des Rio Sogamoso nach Norden fliefsen, davon getrennt wird. Nach zweitägiger Wanderung über die Dörfer Siachoque, Toca, Pesca und Tota erreichte ich den See an seiner südwestlichen Ecke, den sogenannten Arcos, natürlichen Thoren, welche durch den Wellenschlag in dem bis unmittelbar an den See herantretenden Sandstein ausgehöhlt worden sind. Von hier ging es am Südufer des Sees, grofsenteils in einiger Höhe über demselben, entlang, da die Berge hier direkt in das Wasser abfallen. An der südlichsten Stelle befindet sich der Abflufs des Sees, der Rio Upia, der erst in südlicher, dann in östlicher Richtung zu den Llanos hinabfliefst und ein Hauptquellarm des Rio Meta ist; in dem letzten, den See westlich abschliefsenden, gar nicht besonders hohen Rücken, haben wir also wieder einmal die Wasserscheide zwischen Magdalenenstrom und Orinoco überschritten. Eine Stunde nordöstlich von diesem Ausflusse liegt in einer kleinen Anschwemmungsebene das schmutzige, fast nur von Indianern bewohnte Dorf Puebloviejo, dessen zwischen Feldern und grünen Wiesen verstreute Hütten sich aber von hier recht malerisch machen. Es bildete den Schlufs der heutigen Tagereise, am anderen Morgen schiffte ich mich auf einem kleinen Boote ein und fuhr nach dem Cerro grande hinüber, der gröfsten der drei Inseln, welche sich aus dem See erheben und aus demselben Sandstein wie die Seeränder bestehen. Jahre lang hatte Gespensterfurcht die abergläubischen Indianer vom Betreten dieser Insel abgehalten, bis ein Engländer, allen Warnungen zum Trotz, sich in die Nähe der Gespenster wagte und in denselben furchtsame Hirsche entdeckte[1]; heute wird auf der Insel sogar etwas Ackerbau getrieben. Am Morgen hatte es lange gedauert, bis die Bootsleute endlich zur Abfahrt bereit waren, auch die Frühstücksrast nahm wieder mehrere Stun-

[1]) (Ancizar) Peregrinacion de Alpha p. 304.

den in Anspruch, es dunkelte daher schon, als wir am Nordende des Sees, am Llano de Alarcon, das Ufer wieder betraten.

Der See von Tota ist, abgesehen von dem See von Cocha, dem sogenannten mar dulce, der in einem nur von uncivilisierten Indianern bewohnten Urwaldgebiet östlich von Pasto gelegen ist, der gröfste Gebirgssee Columbiens. Er ist durch Inseln und Halbinseln reich gegliedert und daher schwer zu überschauen und zu messen. Seine Länge in nordsüdlicher Richtung beträgt ungefähr 10 km, seine Breite an der breitesten Stelle 6 km, sein Flächeninhalt ungefähr 45 qkm. Er entspricht danach an Gröfse etwa dem Ammer- oder dem Thunersee. Seine gröfste Tiefe ergab sich bei einer Aufnahme, welche im Jahre 1875 gemacht worden ist, um die Möglichkeit einer Ablassung des Sees zu untersuchen, zu 55 m. Er liegt 3000 m über dem Meere und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den gröfseren Alpenseen, welche höchstens 600 m hoch gelegen sind. Der Anblick des Sees ist am wenigsten malerisch von Puebloviejo aus, weil dann die niedrigen Hügel des Westufers in Front liegen; am besten hat er mir von der Nordwestseite gefallen, von wo man über die ganze Länge des Sees hinweg auf die hohen und schöngeformten Berge der Südseite sieht. Jedenfalls überragt der See von Tota mit seinem weiten Wasserspiegel, seinem klaren grünen Wasser und den hohen Bergen der Süd- und Ostseite an landschaftlicher Schönheit weit den charakterlosen See von Fúquene und die kleineren Andenseen, welche ich kennen gelernt habe. Mit den Alpenseen läfst er sich kaum vergleichen; während dort die Berge meist hoch und steil aus dem See emporsteigen, liegen hier die höheren Gipfel weiter zurück und übertreffen jene zwar an absoluter Höhe, aber erheben sich bei der hohen Lage des Seespiegels weniger hoch über diesen. Darum fehlt die alpine Grofsartigkeit, aber in Folge des düsteren Himmels und der öden Páramovegetation auch die lachende Freundlichkeit der Ufer des Züricher Sees oder der hehre Ernst unserer norddeutschen, von dichtem Buchenwalde umgebenen Seespiegel. Am ehesten erinnerte mich der landschaftliche Eindruck noch

an einige Eifeler Maare, nur dafs diese wie Kinderspielzeug neben dem Andensee erscheinen.

Auch diesen See hat man auf der Nordwestseite, wo ihn allerdings nur eine niedrige Pafshöhe von dem steil geneigten Thale von Cuítiva trennt, nach der Hochebene von Sogamoso hin künstlich entwässern wollen, um Potreros und Schätze der alten Indianer zu gewinnen. Glücklicherweise hatte der Unternehmer alles Geld in Tinte und Druckerschwärze verbraucht, bevor er mit der Arbeit selbst begann. „Glücklicherweise" kann man sagen, denn der Abzugskanal, der eine Tiefe von wenigstens 60 m hätte haben müssen, wäre doch nie vollendet worden, die Gefahren und Nachteile der Ablassung wären aber hier noch gröfser, die Vorteile geringer gewesen als bei dem See von Fúquene.

Am nächsten Tage folgten wir dem Seeufer ein Stück in südwestlicher Richtung und stiegen dann über jene niedrige Pafshöhe wieder in das Gebiet des Magdalenenstromes hinüber. In der Nähe des Dorfes Iza, bei dem wir eine südliche Bucht der Hochebene von Sogamoso erreichten, finden sich warme Eisen- und warme Schwefelquellen, welche letztere einen Sinter absetzen, der irrtümlich für vulkanischen Bimstein gehalten worden ist. Der Weg von Iza nach Sogamoso ist durch den Regen der letzten Wochen in einen unergründlichen Morast verwandelt worden, und seitlich vom Wege sind weite Strecken vollständig überschwemmt. Auch die anderen Arme der Hochebene sind, wie uns am nächsten Tage die Aussicht von der über Sogamoso gelegenen Kapelle Santa Barbara lehrte, jetzt in der Regenzeit grofsenteils mit Wasser bedekt, während sich im Sommer nur wenige kleine Lagunen erhalten sollen. Durch diese periodischen Überschwemmungen wird der Ackerbau natürlich unmöglich gemacht, während der Boden für die Viehzucht vorzüglich geeignet ist. Früher wurden hier besonders Pferde gezogen, welche im ganzen Lande berühmt waren, in den letzten Jahren ist die Pferdezucht vielfach durch die Mästung des in den Llanos von Casanare aufgewachsenen Viehs verdrängt worden, das dann von hier nach allen Teilen von Boyacá und Santander verkauft wird.

Die Stadt Sogamoso verdankt diesem Viehhandel wesentlich ihre heutige Blüte, denn wenn sie auch in Folge ihrer Abgelegenheit und des Mangels an Ausfuhrartikeln kein selbständiger Handelsplatz ist, der in direkter Verbindung mit Europa steht, so ist sie doch einer der wichtigsten Märkte des Landes und zeichnet sich durch regeres wirtschaftliches Leben vorteilhaft vor der Staatshauptstadt Tunja aus. Sogamoso ist uralter Entstehung, denn uralt erscheint in Columbien alles, was in die Zeit vor der spanischen Eroberung zurückreicht. Zur Zeit der Chibchas lag an derselben Stelle oder, genauer gesagt, 2 km südöstlich der heutigen Stadt die heilige Stadt Iraca, in welcher der geistliche Herrscher Sugamuxi residierte und in welcher sich ein prächtiger Tempel erhob. Derselbe erregte das gröfste Staunen der spanischen Eroberer und fand gerade dadurch seinen Untergang, denn in Folge der Unvorsichtigkeit habgieriger Soldaten ging er schon in der Nacht nach der Eroberung in Flammen auf.

Der besuchteste Weg nach den Llanos verläfst die Hochebene wenige Stunden nördlich von Sogamoso, bei den Mühlen von Tópaga, und führt über die Dörfer Tópaga und Mongua zum Alto de San Ignacio hinauf, von dem man eine herrliche Aussicht bis zu den westlichen Randbergen des Hochlandes von Boyacá geniefst. Sobald wir die Pafshöhe und damit die Wasserscheide zwischen Magdalena und Orinoco überschritten haben, empfängt uns ein dichter Nebel, der sich beim weiteren Abstiege immer mehr in Regen verwandelt. Die Páramovegetation geht ziemlich rasch in hochstämmigen Wald über, den nur vier elende Ranchos mit kleinen Lichtungen unterbrechen. Auch die Saline von Gámeza, die wir nach einigen Stunden erreichen, ist eine kleine Gruppe ärmlicher Hütten. Das Salzwerk selbst, das übrigens primitiv genug war, ist seit vierzehn Jahren verlassen, weil sich die Salzgewinnung bei dem geringen Salzgehalte der Quelle nicht mehr verlohnte. Das gleiche Schicksal haben die Saline von Mongua, die eine Stunde südöstlich von hier etwas abseits vom Wege liegt, und die Salinen von Pajarito und Recetor gehabt; in dieser Gegend war nur noch die Saline von Chámeza in Betrieb, die aber

unter der Ungunst schlechter Wege litt und ebenfalls aufgegeben werden sollte.

Von der Saline abwärts folgt der Weg dem Thale des Rio Labranzagrande, das sich ziemlich direkt in südöstlicher Richtung zu den Llanos hinabsenkt, und in dem beständig Wolken heraufziehen, die uns bald in Nebel einhüllen, bald mit Regen überschütten, denn jetzt im Juni herrscht in den Llanos und am ganzen Ostabhange der Kordillere die energischste Regenzeit. Der Wald ist hier grofsenteils bereits der bekannten Kulturlandschaft der tierra templada gewichen, nur abseits vom Wege findet sich in den Schluchten und Mulden noch Urwald, während die steilen Felsgrate nackt oder mit Gras und niedrigem Buschwerk bestanden über den Wald hervorragen. Eine halbe Tagereise unterhalb der Saline ist auf einer Schotterterrasse das Dorf Labranzagrande hübsch gelegen, rings von prachtvollen Potreros umgeben. Bald hinter Labranzagrande passieren wir die letzte höhere Bergkette und nähern uns nun immer mehr der tierra caliente. Der Wald ist noch wenig gelichtet, nur einzelne Hütten liegen am Wege, der bald horizontal am Abhange hinführt, bald steil auf- und absteigt und an vielen Stellen so schmal ist, dafs Ausweichen und Umkehren mit Gefahr verbunden sind. Von der Höhe jenseits des Almorzadero hat man durch den schmalen Ausschnitt des Flufsthales den ersten Anblick der Llanos, die aber hier, nahe dem Rande, noch reichlich mit Waldinseln durchsetzt erscheinen. Ungefähr eine Tagereise unterhalb Labranzagrande, jenseits der Vega de Fonseca, tritt man in die Llanos ein.

Der Weg war jetzt auffallend belebt, denn der Juni ist die Zeit der gröfsten Viehtransporte von den Llanos zum Hochlande; ein zweiter, weniger bedeutender Transport findet im November statt. Der Wanderer wird in diesen Wochen oft durch Viehherden aufgehalten, denen man möglichst aus dem Wege gehen mufs, denn das Vieh hat in den Llanos ein ungebundenes Leben geführt und ist auf dem Marsche oft schlechter Laune; nur an den Contaderos, wo die Herden gesammelt und gezählt werden, ist es möglich, bei ihnen vorbeizukommen. Das Vieh pflegt ungefähr eine Woche auf den Potreros von

Labranzagrande zu rasten, ehe es den anstrengenden Marsch über den kalten Páramo antritt; im ganzen sollen etwa 5% auf dem Wege zu Grunde gehen. Auch von den Treibern, meist Indianern des Hochlandes, erliegen manche diesen Transporten, denn wenn sie das Vieh auch erst am Fuſse des Gebirges von den Llaneros übernehmen, so sind sie doch in Folge ihrer schlechten Ernährung, Kleidung und Körperpflege und der Unmäſsigkeit im Genuſs von Guarapo und Branntwein den Fiebern in hohem Grade ausgesetzt.

Man ist hier von der glänzenden Zukunft der Llanos überzeugt. Auch einsichtige Leute teilen diese Hoffnung. Die Wälder, welche sämtliche Fluſsufer begleiten, seien der vorzüglichste Boden für Anpflanzungen von Cacao, Zuckerrohr u. s. w., während die dazwischen liegenden Grasebenen weiter der Viehzucht dienen würden. Das Klima sei nicht so ungesund, wie es oft dargestellt werde, viele Fieberanfälle seien durch die Lebensweise veranlaſst. Die Llanos seien überall von schiffbaren Flüssen durchzogen, wodurch der Transport sehr billig zu stehen komme. Ich glaube, daſs vieles in diesen Bemerkungen richtig ist, daſs die Llanos in der That mit der Zeit eine dichtere Besiedelung und eine höhere Kulturentwickelung als heute zeigen werden, aber der Fortschritt wird doch nur ein langsamer sein können, weil die Llaneros sich nur langsam vermehren können, und weil die Bevölkerung des Hochlandes sich hier nur schwer akklimatisieren kann.

Jener Kulturaufschwung der Llanos würde auch die Lage des Hochlandes von Boyacá bessern, das heute eine der ärmsten Gegenden Columbiens ist, denn die Viehzucht der Thalauen ist fast seine einzige Einnahmequelle. Zwar ist der Boden der Gehänge keineswegs überall so unfruchtbar wie in der Nähe von Tunja, an vielen Stellen giebt der Ackerbau reichen Ertrag, aber die Produkte finden keinen Absatz; stellenweise soll es sich nicht lohnen, die reifen Kartoffeln zum Markte zu bringen. Ist doch die tierra templada von Santander der einzige auswärtige Abnehmer für die Kartoffeln und den Weizen von Boyacá! Und auch die Ruanas und Mantas, welche nach altindianischer Manier gewoben werden, werden höchstens bis

Bucaramanga und Bogotá verkauft. Dafür mufs man in erster Linie Miel zur Bereitung der Chicha eintauschen, auch Bananen, Cacao und Kaffee müssen aus wärmeren Gegenden eingeführt werden, da bleibt nur wenig Geld zum Einkauf europäischer Waren übrig. Der übliche Tagelohn beträgt im Hochlande nur zwei Realen; man kann sich denken, wie zerlumpt da oft die Kleidung und wie ärmlich die Hütten sind. Während der Esel sonst nur in der unmittelbaren Umgebung der Ortschaften zum Herbeibringen von Futter und dergleichen verwandt wird, begegnet man ihm im Hochlande von Boyacá allenthalben auf der Landstrafse; zwar ist ein Marsch mit Eseln eine gewaltige Geduldsprobe, aber ihr billiger Preis (etwa 15 $) läfst über alle Nachteile hinwegsehen. Es ist charakteristisch, dafs gerade der Esel der treue Gefährte des armen Bewohners von Boyacá ist, der das indianische Blut am reinsten bewahrt hat, der die Knechtschaft seiner Rasse und die dadurch bewirkte Verdummung am deutlichsten zeigt, und den man eben seiner Borniertheit und Servilität wegen in den columbianischen Armeen in besonders grofser Anzahl antrifft.

4. Die Sierra Nevada von Cocui.

Bei den Mühlen von Tópaga, bei welchen wir die Hochebene von Sogamoso verliefsen, um in östlicher Richtung den Abstecher nach Labranzagrande zu machen, verläfst auch der Rio Sogamoso die Hochebene und stürzt, ähnlich wie der Rio Bogotá im Tequendamafalle oder wie der Rio Suárez zwischen Saboyá und Puente Nacional, in raschem Laufe in tieferes Land hinab. Bei der Mündung des Rio Suápaga hat er nur noch eine Meereshöhe von 2230 m, östlich von Soatá von 1420 m. Wenig nördlich davon, in der Nähe des Dorfes Capitanejo, giebt er seine nördliche Richtung auf und fliefst, erst in nordwestlicher, dann in westlicher Richtung, zum Rio Suárez hin, mit dem er sich wenige Meilen westlich von Sube vereinigt.

Von Labranzagrande kommend, hatte ich bei Gámeza das

Flufsgebiet des Rio Sogamoso wieder erreicht und zog nun in demselben, erst auf der rechten, dann auf der linken Thalseite, nach Norden. Die Berge in der Nähe des Flusses sind verhältnismäfsig niedrig und treten ganz hinter den wasserscheidenden Páramos zu beiden Seiten zurück, so dafs die Landschaft den Eindruck eines grofsen Thales macht. In jenen niedrigeren Ketten herrschen roter Sandstein, Schieferthon und Letten vor, die vielfach kahl zu Tage stehen. Nur Corrales und Capitanejo liegen in der Nähe des Flusses, die übrigen Ortschaften ziehen sich in zwei Reihen in halber Höhe der Randketten hin, meistens kleine, wesentlich von Indianern bewohnte Dörfer. Die wichtigste dieser Ortschaften ist Soatá (1990 m), das inmitten grüner Zuckerrohrfelder und zahlloser pappelartiger Weiden hübsch gelegen ist, im Innern aber einen recht häfslichen und schmutzigen Eindruck macht. Bei Soatá verliefs ich wieder den Hauptweg, der von hier über Málaga nach Pamplona und Cúcuta führt; in östlicher Richtung stieg ich zu dem glühend heifsen Thale des Rio Chicamocha hinab, an dessen Abhange Dattelpalmen wachsen, aber nur kleine Früchte geben, und auf der anderen Seite zu den Dörfern Boavita und La Uvita empor und über den breiten rauhen Páramo von Escobal nach dem abgelegenen Cocui, einem Städtchen von 3—5000 Einwohnern, hinüber, das mein Standquartier für einen Besuch der Sierra Nevada bilden sollte.

Die Sierra Nevada von Cocui oder von Chita, wie sie seltsamer Weise oft genannt wird, wird in der geographischen Litteratur überaus stiefmütterlich behandelt, und doch ist sie beträchtlich höher als die weiter nordöstlich, bereits in Venezuela, gelegene Sierra Nevada von Mérida, viel geschlossener als die Schneeberge der Centralkordillere. Der Grund dieser Vernachlässigung liegt in ihrer Lage abseits von den gröfseren Verkehrswegen, hinter anderen Páramos, welche sie grofsenteils verdecken. Man kann Monate lang in den benachbarten Landesteilen umherreisen, ohne sie zu erblicken, wenn man nicht zufällig in den frühen Morgenstunden eines klaren Tages eine der wenigen Höhen passiert, von welchen sie sichtbar ist. Obgleich ich stets darauf achtete, hatte ich die Sierra Nevada

von Cocui doch nur einmal flüchtig gesehen, bis ich unmittelbar vor ihr stand. Codazzi und Ancízar sind die einzigen, welche sie beschrieben haben.

Die günstigste Jahreszeit für einen Besuch der Sierra Nevada sind die Monate Dezember bis Februar, welche ja überhaupt den eigentlichen columbianischen Sommer bilden, während man in den übrigen Monaten stets auf Regen und Schnee gefaſst sein muſs. Ich durfte von Glück sagen, daſs ich jetzt, im Juni, einige ganz erträgliche Tage traf, aber muſste doch wegen der Unsicherheit des Wetters auf mehrere Partieen verzichten.

Nachdem ich in Cocui, von einem deutschen Lehrer, Herrn Hotschick, unterstützt, so schnell wie möglich meine Vorbereitungen zum Besuche des Gebirges getroffen hatte, brach ich nach Lagunillas, der dem südlichen Teil der Sierra Nevada zunächst gelegenen Hütte, auf. Über den Cañaveral erreichte ich in 2½ Stunden die Höhe des Rückens, welcher sich nordöstlich von Cocui hinzieht und die kalten, vom Schneegebirge herabwehenden Winde einigermaſsen von der Stadt abhält. Zum ersten Male bot sich wenigstens der südliche Teil des Gebirges dem erfreuten Blicke dar, während sich der nördliche noch neidisch in Wolken hüllte. Im Süden beginnt die nur zum Teil mit Schnee bedeckte Peña de Cuserí, dann folgt eine Paſssenke, das Boqueron de Cuserí, welches jetzt im Winter ebenfalls eine dünne Schneedecke trägt, dann der niedrige Rücken des Torre, an dem die flacheren Schneeflächen durch steile kahle Felswände unterbrochen werden, daran schlieſst sich der Glockenturm (Campanario) an, der von Süden sanft ansteigt und nach Norden rasch abfällt, und der, eine weite Schneefläche bildend, unsere vollste Bewunderung erregen würde, wenn sich nicht nördlich von ihm gleich der Zuckerhut (Pan de Azúcar) erhöbe, der ungefähr zu 5000 m ansteigt und zwar wohl nicht der höchste, aber der kühnste und imposanteste Gipfel der Sierra Nevada ist. Nach Norden folgen dann, durch eine Lücke getrennt, breitere, rundere Schneeberge.

Von dieser Höhe geht es in östlicher Richtung nach Lagunillas hinab, wo wir erst nach Anbruch der Dunkelheit anlangen. Lagunillas (3860 m), vielleicht die höchste menschliche

Wohnung in Columbien, liegt in dem Thale, welches sich vom Zuckerhut und dem Boqueron de Cuserí in nordwestlicher Richtung hinabsenkt. Im Südwesten wird es durch die Fortsetzung des Rückens, welchen wir eben passiert haben, im Nordosten durch einen anderen schmalen, hohen, aber noch schneefreien oder wenigstens nur jetzt im Winter von einigen Schneeflecken bedeckten Bergrücken abgeschlossen. Zu diesem Rücken ging es am nächsten Tage hinauf, eine Strecke mit Maultier, dann zu Fuſs den Kamm entlang, zuletzt in beschwerlicher Kletterei über lose Felsblöcke, deren Zwischenräume durch Schnee ausgefüllt waren. Der herrliche Zuckerhut liegt uns jetzt unmittelbar gegenüber; er ist mit dem Fuſse des Rückens, auf dem wir stehen, durch ein Joch verbunden, von welchem sich der Boden südlich zum Thale von Lagunillas, nördlich zum Thale des Cóncavo (cóncavo, hohl) senkt. Der Schnee beginnt ungefähr in einem Kilometer Entfernung und in gleicher Höhe mit unserem Standpunkte (4560 m). Im ganzen bildet er bis nahe an den Gipfel eine breite, sanft ansteigende Schneedecke, welche der Begehung keine besonderen Schwierigkeiten darzubieten scheint. Etwas über der halben Höhe wird diese Schneedecke jedoch von einer groſsen würfelförmigen Felsmasse unterbrochen, welche sich links vom Gipfel scharf gegen den Horizont abhebt und den Namen Púlpito, d. h. Kanzel, empfangen hat. Bis hierher soll vor einigen Jahren ein nordamerikanischer Photograph, namens Farran, vorgedrungen sein, nachdem er die Nacht in einem Zelte am unteren Rande des Schnees zugebracht hatte. Da er bald darauf starb, hat sein Besuch für die Wissenschaft leider keine Früchte getragen. Der Anstieg vom Púlpito zum Gipfel ist, wie mich die Ansicht von anderen Punkten belehrte, länger, als es von hier aus den Anschein hat, und scheint der Begehung gröſsere Schwierigkeiten zu bieten. Links vom Zuckerhut, etwas im Hintergrunde, liegen zwei rundliche, ziemlich hohe Schneegipfel, rechts schlieſst sich der niedrigere Glockenturm an (Campanario), seiner Form nach ein kleines Matterhorn. In derselben Richtung senkt sich vom Zuckerhut ein kleiner Gletscher herab. Gern hätte ich demselben gleich heute meinen Besuch abgestattet, aber mein

in Cocui gedungener Führer, der sich überhaupt nicht besonders bewährte, erklärte den Abstieg auf dieser Seite für unmöglich, so dafs wir wieder nach Lagunillas zurückkehrten.

Während des Abstieges setzte Regen ein und dauerte den ganzen Nachmittag und Abend an; um so gröfser war meine Freude, als mich beim Erwachen ein herrlicher klarer Morgen begrüfste. Ich bestieg zunächst einen Hügel westlich von Lagunillas, von dem man einen Überblick über das ganze Schneegebirge mit Ausnahme des nördlichsten Zipfels und einiger durch den gestern besuchten Rücken verdeckter Stellen geniefst. Der sichtbare Teil bildet einen sanft geschwungenen Bogen, dessen Hohlseite uns zugekehrt ist, und dessen nördliches Ende ungefähr 24 km nordnordwestlich von dem südlichen Ende, der Peña de Cusert, liegt. Das Schneegebirge von Cocui hat also ungefähr dieselbe Länge wie die Berner Alpen vom Wellhorn bis zur Blümlisalp, also wie das Panorama, welches sich auf dem Faulhorn oder in Mürren darbietet, und erinnerte mich auch in der ganzen Gruppierung etwas an dasselbe. Die Gipfel des columbianischen Gebirges ragen ungefähr 1000 m höher über den Meeresspiegel auf, trotzdem ist die Schneemasse hier eine viel geringere, weil die Schneegrenze 4600 m, in den Berner Alpen dagegen nur 2800 m über dem Meeresspiegel liegt. Dort liegen die Gipfel bis 1400 m, hier höchstens 800 m über der Schneegrenze, dort werden breite Massen von Schnee und Eis überdeckt, hier ragt nur eine einzige Kette über die Schneegrenze auf. Die meisten Gipfel, besonders im nördlichen Teile, bieten uns breite, mit Schnee bedeckte Flächen dar, während der östliche, uns abgewandte, Abhang viel schroffer zu sein scheint. Die Ursache dieses verschiedenen Verhaltens liegt in dem geognostischen Aufbau der Sierra Nevada. Wie man an den schneefreien Teilen überall mit grofser Deutlichkeit sehen kann, ist dieselbe aus einem mächtigen System der Kreideformation angehöriger und im allgemeinen nach Westen einfallender Quarzitbänke zusammengesetzt. Der Einfallswinkel jeder einzelnen Bank ist ziemlich steil, aber eine Bank legt sich auf die andere, so dafs der westliche Abhang, wo er schneefrei ist, eine sägenförmige Gestalt zeigt, während

im Osten die Schichtenköpfe eine steile Mauer bilden. Es ist ganz dasselbe Profil, nur mit Umkehrung der Himmelsrichtungen, welches wir gegenüber Tena kennen lernten (vergl. S. 194). Jeder Gipfel scheint wie ein gewaltiges Vorgebirge nach Osten vorzuspringen. Die Bergformen verändern sich daher in hohem Grade mit dem Standpunkte des Beschauers, und es ist gar nicht leicht, sie wiederzuerkennen, zumal die einzelnen Gipfel noch keineswegs bestimmte Namen tragen, die im ganzen Gebirge bekannt wären.

Nach dem Frühstück ritt ich das Thal von Lagunillas hinauf, um dem gestern entdeckten, vom Zuckerhut sich herabsenkenden Gletscher einen Besuch abzustatten. Das Thal oberhalb Lagunillas wird von zahlreichen halbkreisförmigen, und zwar nach unten konvexen, Steinwällen durchzogen, hinter welchen ebene, sumpfige Stellen liegen. Zweifellos sind diese Steinwälle alte Endmoränen, also ein Beweis, dafs der Gletscher einst viel tiefer als jetzt hinabreichte. Die unterste sichere Endmoräne ist 4—5 km vom Fufse des Gletschers entfernt und 360 m tiefer als dieser, in 3900 m Meereshöhe gelegen. Der Thalboden ist ganz von Blockwerk verhüllt; vergeblich suchte ich nach anstehendem Gestein, auf welchem der Gletscher Schliffflächen hätte hinterlassen können. Auch geschliffene und geschrammte Geschiebe sind mir nicht aufgestofsen. Nach einer kleinen Stunde, von Lagunillas aus gerechnet, zweigt sich das den Gletscher beherbergende Seitenthal von dem Hauptthale ab, welches sich zum Boqueron de Cuserí hinaufzieht; im Hauptthale liegen an dieser Stelle mehrere durch den Moränenschutt des Seitenthales abgedämmte Teiche. Es hätte mich wohl gelockt, über das Boqueron de Cuserí auf die Rückseite der Schneeberge und zu der Laguna de Cuserí vorzudringen, die nach den Beschreibungen der Páramobewohner ungefähr östlich vom Zuckerhut, schon in oder nahe der Waldregion liegt und eine ganz anständige Gröfse besitzt, aber die Unsicherheit des Wetters, der Mangel eines Zeltes und genügenden Proviantes zwangen mich, davon abzustehen. Der Fufs des Gletschers war zwar nicht mehr weit entfernt, aber nur durch eine beschwerliche Kletterei über einen Thalsporn und eine

alte, an hundert Meter hohe, Seitenmoräne zu erreichen. Unmittelbar vor dem Gletscher lagen wieder mehrere ausgezeichnet halbkreisförmige Endmoränen, auf denen die Vegetation noch keinen Fufs hatte fassen können, die also erst kürzlich gebildet worden waren. Mein Führer erinnerte sich noch, dafs der Gletscher vor fünf bis zehn Jahren ein ganzes Stück tiefer hinabreichte. Heute ist er höchst unbedeutend, denn er hat nur eine Länge von 1—2 km. Nach unten zieht er sich zungenförmig zusammen, das Wasser tritt aus minimalen Gletscherthoren hervor. Bei einem Gefälle von 20—30° ist er doch nur wenig zerklüftet, falls nicht etwa der frische Schnee die Klüfte ausgefüllt und unkenntlich gemacht hat. Die Oberfläche ist mit Schutt und einzelnen Blöcken bedeckt.

Am nächsten Tage ging es im Thale des Rio Lagunillas abwärts. Ungefähr nach drei Stunden kamen wir zu den beiden, dicht nebeneinander gelegenen, von vorzüglichen Weideplätzen umgebenen, Hacienden von La Cueva, welche den besten Ausgangspunkt für Exkursionen in das Cóncavothal und zu den benachbarten Höhen bilden würden. Da jedoch meine Zeit nicht allzu reichlich bemessen war, setzte ich gleich den Weg nach dem nördlichen Teile des Gebirges fort; der Mayordomo der einen Hacienda gab mir einen Peon mit, damit ich ohne den Umweg über Guican dahin gelangen könnte. Bis zur Hütte des Morro, die auf einem der grofsen, von der Schneekette sich herabsenkenden Bergsporne gelegen ist und bei klarem Wetter eine schöne Aussicht bieten soll, ging es ganz gut, von da aber führte uns der halb blödsinnige Führer geradeswegs zum Schnee hinauf, statt zur nächsten Hütte, wie er sollte, so dafs wir auf sehr schlechtem Wege im Thale von San Paulin zurückkehren und bereits in der Hütte von Peña blanca zur Nacht bleiben mufsten. Mein Plan war eigentlich gewesen, den Weg bis Llanoredondo (Corral chiquito) fortzusetzen und von dort aus die Schneeberge auf demselben Wege wie Codazzi zu erreichen. Aber da mir der Besitzer von Peña blanca sagte, dafs das nur ein unnützer Umweg sein würde und sich mir zur Begleitung anbot, beschlofs ich, am

nächsten Morgen gleich von hier aus zur Schneegrenze aufzusteigen.

Wir nahmen den Weg auf der rechten, nordwestlichen Thalseite der Quebrada Verde. Eine reichliche Stunde konnte ich reiten; dann folgte ein recht unbequemes Stück auf den glatten Schichtflächen hinauf und über die hohen Schichtköpfe hinab und schliefslich über ein loses Haufwerk gröfserer und kleinerer Steine, welche unmittelbar unter der Schneegrenze angehäuft waren. Die weite Schneefläche des Nevado von San Paulin lag jetzt unmittelbar vor uns. Nach Norden blickten wir in den oberen Teil des Thales von Llano redondo hinab und sahen einen kleinen, stark zerklüfteten Gletscher, jedenfalls denselben, den Codazzi und Ancízar in einer Zeit gröfserer Ausdehnung beschrieben haben. Die Schneegrenze läuft zickzackförmig auf und ab, und es ist schwer, eine Zahl für ihre mittlere Höhe zu gewinnen. In den letzten Jahren ist sie, wie mir mein Führer erzählte und wie auch die glatten unverwitterten Felsplatten erkennen liefsen, beträchtlich zurückgewichen. Dieses Zurückweichen der Schneegrenze und sein Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Zurückweichen der Schneegrenze in den Alpen ist ein interessantes wissenschaftliches Problem; es mufste sich mir die Frage aufdrängen, ob Verminderung der Niederschläge oder gröfsere Wärme in den letzten Jahrzehnten die Ursache dieses Zurückweichens sei, ohne dafs ich mir bei dem Mangel genügender meteorologischer Beobachtungen eine Antwort auf diese Frage geben konnte. Die zunehmende Bewölkung und Schneefall machten meinen Betrachtungen ein Ende und nötigten uns, rasch den Rückweg anzutreten. Als wir am Abende wieder in der Hütte von Peña blanca beim Herdfeuer safsen und plauderten, erhielt ich auch die Lösung meiner wissenschaftlichen Zweifel, allerdings eine Lösung, an die ich am allerwenigsten gedacht hatte. Ein hausierender indianischer Krämer, der am Tage hier gewesen war und von meiner Exkursion gehört hatte, hatte meinem Diener gegenüber seinen lebhaften Unwillen darüber ausgesprochen und erklärt, dafs nur diese Besuche der verwünschten Fremden an dem Verschwinden des Schnees schuld wären.

Am nächsten Morgen war wieder prachtvolles Wetter. Von einem Hügel dicht bei Peña blanca genofs ich eine herrliche Aussicht auf das ganze Schneegebirge, mit Ausnahme wieder des nördlichsten, zum Distrikte von Chiscas gehörigen Teiles, den ich überhaupt nicht zu Gesicht bekommen habe und über den ich auch nichts Zuverlässiges habe erfahren können. Aber das ganze Gebirge vom Boqueron de Cuserí bis zu unserem gestrigen Standpunkte lag klar vor uns. Die Aussicht stand an Schönheit kaum hinter der von Lagunillas zurück; sind die Formen im südlichen Teile kühner, so ist dafür hier die Schneeanhäufung massenhafter. Der uns nächste Gipfel, den wir am besten als Nevado de San Paulin bezeichnen, übertrifft an Höhe wohl noch den Zuckerhut; nach Nordwesten dacht er sich in der breiten Schneetafel ab, an deren Fufs wir gestern standen, während er nach Süden steil abstürzt. Eine Besteigung des Gipfels scheint verhältnismäfsig leicht zu sein und würde am besten wohl von dem Höhenrücken zwischen der Quebrada Verde und der Quebrada von San Paulin unternommen werden.

Mir wurde es schwer, auf einen Besteigungsversuch zu verzichten, aber die für den Verzicht sprechenden Gründe waren doch zu überwiegend. Das Wetter war zu unsicher; wenn auch die Morgen schön und klar waren, so pflegte doch um Mittag Nebel und Schnee einzusetzen. Auf die hiesigen Leute ist nur bis zur Schneegrenze Verlafs; im Schnee leiden sie an den Füfsen und an den Augen, wenn man nicht vorsichtig genug gewesen ist, auch für sie eine blaue Schutzbrille mitzubringen, und lassen einen womöglich im entscheidenden Augenblicke im Stich; schon am Gletscher von Lagunillas war mein damaliger Führer in einiger Entfernung zurückgeblieben. Ich selbst besafs nicht die genügende alpine Erfahrung und in Folge eines Fufsleidens auch nicht die genügende Sicherheit des Tritts. Mir fehlten die Instrumente, um aus einer Besteigung vollen wissenschaftlichen Nutzen zu ziehen; selbst meine Barometer waren für solche Höhen nicht mehr geeignet. Überdies war der von Cocui mitgenommene Proviant zu Ende gegangen.

Noch am selben Tage kehrte ich über das hübsch gelegene Guican und die Hacienda del Baño, bei welcher mehrere warme

Quellen (38 und 43°) hervorsprudeln, nach Cocui zurück, wo ich in strömendem Regen eintraf. Damit beschlofs ich meinen Besuch der Sierra Nevada, der, namentlich in Folge der bitterlich kalten Nächte, einer der anstrengendsten, aber auch einer der lohnendsten Abschnitte meiner Andenreise gewesen ist.

Von Cocui aus erreichte ich in dreitägiger, ziemlich langweiliger Wanderung, die jedoch für ein Studium des Kropfes die reichste Ausbeute gewähren würde, über die Dörfer Panqueva, Guacamayas, Macaravita, San Miguel und Enciso die Stadt Málaga, so ziemlich die ungastlichste Stadt mit der unangenehmsten Bevölkerung, die ich in ganz Columbien angetroffen habe. Málaga liegt wieder an dem grofsen, von Bogotá und Tunja kommenden Verkehrswege, der von hier über den hohen Páramo del Almorzadero nach dem Thale von Chitagá und Cácota und von da wieder hinauf nach Pamplona und weiter nach Cúcuta führt. Mir aber war es nicht um den direkten Weg, sondern um genaue Kenntnis des Landes zu thun; quer über spärlich besiedelte Ketten und Thäler zog ich in westlicher Richtung nach Piédecuesta und ritt zum zweiten Male in Bucaramanga ein, wo ich die nächsten zwei Wochen blieb, um mich schreibend sowie mit Landsleuten plaudernd und deutsches Bier trinkend von den Anstrengungen der langen Reise zu erholen.

5. Cúcuta.

Auch von Bucaramanga aus schlug ich noch nicht den direkten Weg nach Pamplona und Cúcuta ein, der über Tona und den Páramo de Tona führt, sondern ging zuerst in nördlicher Richtung nach Rionegro, dem Mittelpunkte des Kaffeebaues dieser Gegend, von da über einen hohen granitischen Bergrücken nach Matanza, einem Hauptquartier der Orchideensammler, und in nordöstlicher Richtung nach La Baja (früher Montuosa) und Vetas, zwei im kalten Páramo gelegenen Bergbauorten, welche zusammen den Distrikt California bilden.

Es ist die einzige Stelle in der ganzen Ostkordillere, an welcher Erzadern bearbeitet werden. Dieselben wurden im

Jahre 1551, wie es heifst, durch einen armen Spanier aufgefunden, der mit der festen Hoffnung, Gold zu finden, in diesen Teil von Neu-Granada ausgewandert war. Anfangs scheinen sehr grofse Mengen Gold, Silber und Kupfer gewonnen worden zu sein; später wurde mit wechselndem Erfolge und mehrfachen Unterbrechungen gearbeitet. Nach dem Unabhängigkeitskriege wurden die Minen an eine englische Gesellschaft verpachtet, welche die Arbeit jedoch schon bald wieder aufgab, wie die einen sagen, wegen der Schwierigkeit, das Metall durch Amalgamation zu gewinnen und wegen des bestehenden Verbotes, das Erz auszuführen, wie die anderen sagen, weil eine mafslose Verschwendung und Mifswirtschaft herrschte. Seitdem ist die Ausbeutung mehrmals versucht worden, aber in Folge von Geldmangel oder ungeschickter Leitung, sowie der übertriebenen an den Staat zu entrichtenden Abgaben immer gescheitert; ich weifs nicht, ob eine Gesellschaft, die die Arbeit während meines Besuches gerade wieder in Angriff nahm, bessere Resultate erzielt haben wird.

Jenseits Vetas passieren wir den hohen, kalten Páramo von Santurban, steigen dann in nordöstlicher Richtung nach dem Dorfe Mutiscua hinab und über den Alto del Frio nach Pamplona hinüber. Pamplona, in einem kleinen ehemaligen Seebecken in 2300 m Meereshöhe gelegen, ist eine jener Städte, die in den ersten Jahren nach der spanischen Eroberung gegründet wurden, lange Provinzialhauptstadt waren und noch heute der Sitz eines Bischofs sind, in denen alte Klöster und andere aus spanischer Zeit stammende Gebäude diese ehemalige Bedeutung verkünden, die aber in Folge ihrer ungünstigen Lage hoch im Gebirge nicht geeignet sind, eine gröfsere Handelsbedeutung zu gewinnen und darum seit der freien Entwickelung der Verkehrsverhältnisse von jüngeren Städten überflügelt worden sind.

In Pamplona befindet sich das Zuchthaus des Staates Santander, charakteristischerweise ein Hauptsitz columbianischen Kunstgewerbes, da die Sträflinge, um ihre Zeit auszufüllen, allerlei hübsche Dinge, Strohmatten, Körbe, aus Cocos geschnitzte Schalen und Ringe u. s. w. verfertigen. Nachdem

ich dem Pförtner erklärt hatte, dafs ich solche Sachen kaufen wollte, wurde ich auf die um den Hof herumlaufende Gallerie des oberen Stockwerkes geführt, während die Sträflinge, unter denen sich auch der frühere Alcalde von Bucaramanga befand (vergl. S. 299), im Hofe weilten und ihre Erzeugnisse an langen Stöcken zur Ansicht heraufreichten. Nach langen „Palawern“, in welche auch die Soldaten und einige Freunde der Sträflinge mit eingriffen, gelang es mir, einige recht hübsche Sachen für Geschenke in der Heimat zu erstehen.

Der Weg nach Cúcuta ist vor einigen Jahren neu angelegt worden und führt grofsenteils unmittelbar am Ufer des Rio Pamplonita entlang. Im oberen Teile ist dessen Thal ein enges, fast schluchtartiges Gebirgsthal, nach unten erweitert es sich allmählich und wird zum Teil von grofsen Schotterterrassen eingenommen. Die Landschaft wird nach unten immer dürrer und erhält einen ähnlichen Charakter wie zwischen Tocaima und Peñalisa; Cacteen, Agaven und stachlichte Mimosen, die oft ganze Dickichte bilden, sind die herrschenden Vegetationsformen. Kurz vor Cúcuta geriet ich aus Versehen in ein solches Dickicht hinein, nicht gerade zum Vorteil meiner Kleider und Hände.

Nach anderthalbtägigem Ritte haben wir Cúcuta (vollständig: San José de Cúcuta) erreicht. Wenn man die schöne steinerne Brücke über den Rio Pamplonita passiert hat, bleibt zunächst links eine elende Häusergruppe liegen, dann reitet man durch Ruinen hindurch, zwischen welchen einzelne ärmliche Hütten verstreut sind, und nun erst erreicht man die grofse Plaza und jenseits derselben die Hauptstrafse mit den besten Läden und Wohnhäusern.

Jene Ruinen sind die Reste des grofsen Erdbebens, welches am 18. Mai 1875 vormittags 11¼ Uhr innerhalb weniger Sekunden die blühende Stadt in einen grofsen Trümmerhaufen verwandelte und auch nicht ein einziges Haus stehen liefs. Von 15 000 Einwohnern hatten 2000 ihren Tod gefunden, während viele andere schwerere oder leichtere Verletzungen davontrugen. Ein zweiter, wie es scheint, noch heftigerer Erdstofs in der folgenden Nacht konnte nichts mehr vernichten; er erschreckte nur die armen Menschen,

21*

die sich so fern wie möglich von jeder Mauer zur Ruhe hingestreckt hatten. Unmittelbar nach dem Erdbeben brach an vielen Stellen, an denen Pulver, Petroleum u. dergl. aufbewahrt wurden, z. B. in der Botica Alemana (Deutschen Apotheke), Feuer aus und verzehrte einen grofsen Teil der Waren. Und gleichzeitig machten sich von allen Seiten Diebesbanden an die Ausbeutung der Trümmerhaufen, während Behörden und Militär feige davonflohen. Auf diese Weise ist sehr viel Eigentum verloren gegangen, das man sonst später unter den Trümmern hätte hervorholen können.

Vor dem Erdbeben hatte eine anhaltende Trockenheit geherrscht, zwei Stunden nach derselben soll ein furchtbarer Regengufs niedergegangen sein. Auch die kleineren Erdstöfse sollen sich gewöhnlich bei oder kurz vor dem Beginne der Regenzeit einstellen, eine Regel, die ja aus dem tropischen Amerika schon oft berichtet worden ist. Das Erdbeben blieb übrigens nicht auf Cúcuta beschränkt; die meisten Orte zwischen Cúcuta und San Cristóbal, Chinácota und Salazar wurden zerstört, in Pamplona stürzte die Kathedrale ein, bis Caracas, Maracaibo, Ocaña war der Stofs fühlbar.

Vor dem Erdbeben waren die Strafsen Cúcutas eng, die Häuser mehrstöckig, schwer gebaut und namentlich schwer bedacht gewesen; nach demselben legte man breite Strafsen an und baute einstöckige Häuser. Die Strafsen sind reinlich und bilden dadurch einen erfreulichen Gegensatz zu den Strafsen der meisten anderen columbianischen Städte, die Häuser sind hübsch und sauber, Cocospalmen und andere Bäume verleihen dem Ganzen ein freundliches Aussehen, das allerdings verschwindet, sobald man aus der Stadt heraus und in die Zone der elenden Hütten eintritt, welche dieselbe rings umgeben. Die Läden sind wenigstens ebenso gut ausgestattet wie in Bogotá, ja ich fand hier manche Dinge, welche ich dort vergebens gesucht hatte. Auch in der Einrichtung der Häuser und der Lebensweise der Bevölkerung macht sich ein gewisser Komfort geltend, welcher im übrigen Columbien fehlt, obgleich die Einwohner von Cúcuta behaupten, dafs der Wohlstand noch nicht wieder derselbe wie vor dem Erdbeben sei. Der

Lebensgenufs wird in Cúcuta sehr durch die grofse Hitze und den Staub beeinträchtigt, den, wenigstens zwischen Juni und September, ein heftiger Südwind in den Mittagsstunden aufwirbelt. Aber in Folge der Trockenheit ist das Klima im ganzen doch gesund. Ende 1883 trat allerdings hier und in den benachbarten Orten eine Fieberepidemie auf, welche von vielen als gelbes Fieber bezeichnet und im ganzen Lande als solches verschrieen, von anderen dagegen auf örtliche Ursachen zurückgeführt ward. Es sollen ihr nur einige unvorsichtige Reisende aus der tierra fria und arme Leute, denen die nötige Pflege fehlte, zum Opfer gefallen sein, aber Monate lang kam aus dem Binnenlande keiner, der es irgend vermeiden konnte, nach Cúcuta, sondern man ging lieber nach Bogotá oder Bucaramanga, um dort seine Einkäufe zu machen.

Cúcuta ist der Handelsmittelpunkt für einen grofsen Teil der Ostkordillere; südlich berührt sich sein Handelsbezirk mit dem von Bogotá, südwestlich mit dem von Bucaramanga, westlich mit dem kleinen Bezirk des abgelegenen Ocaña, im Osten fällt seine Grenze mit der politischen Grenze gegen Venezuela zusammen. Es ist einer der wenigen Plätze Columbiens, dessen Ausfuhr und Einfuhr den Magdalenenstrom nicht berührt. Sein Hafen ist Maracaibo, mit dem es durch den tief in das Land eingreifenden See von Maracaibo und den Rio Zulia eine ziemlich gute Verbindung besitzt. Von Puerto Villamizar (oder Puerto Buenaventura), dem oberen Ende der Schiffbarkeit des Rio Zulia, führt eine Fahrstrasse nach Cúcuta, ja neuerdings ist eine Eisenbahn im Bau und zu zwei Dritteln vollendet und im Betriebe. Die deutschen Kaufleute waren allerdings nicht gut auf diese Eisenbahn zu sprechen, weil sich die Frachtkosten auf derselben beträchtlich teuerer stellten als früher, während die Fahrstrafse durch den Eisenbahnbau zerstört worden war. Das Hauptausfuhrprodukt von Cúcuta ist Kaffee, der besonders bei Salazar und Chinácota gebaut und fast ausschliefslich nach Neu-York versandt wird. Die Ausfuhr von Chinarinde hat hier nie dieselbe Rolle wie in Bogotá, Bucaramanga und Ocaña gespielt, und darum zeigte auch der Handel von Cúcuta gegenwärtig nicht dieselbe

Stagnation wie an jenen Orten, obgleich die niedrigen Kaffeepreise, die Unsicherheit der politischen Zustände und auch die Wirkungen jener Fieberepidemie schwer auf ihm lasteten.

Ursprünglich war der Handel von Cúcuta, der überhaupt erst in unserem Jahrhundert mit dem Wegfall der Verkehrsschranken und der gröfseren Ausdehnung der Kaffeekultur aufblühte, in den Händen der Kaufleute von Maracaibo, welche das Innere nur gelegentlich bereisten oder durch Commis und Agenten bereisen liefsen. Allmählich erschien es jedoch vorteilhafter, in den wichtigeren Orten, namentlich in Cúcuta und in dem benachbarten, aber bereits in Venezuela gelegenen, San Cristóbal, Filialen zu gründen; neben denselben entstanden auch selbständige Häuser, die in Maracaibo nur noch Kommissionäre, ähnlich wie die Bogotaner Kaufleute in Barranquilla, haben, um den Übergang zwischen Land- und Seeverkehr, den Durchgang durch venezolanisches Gebiet u. dergl. zu besorgen. Die gröfsten Handelshäuser zeigen deutsche Firmen: Minlos, Breuer u. Co., van Dissel, Thies u. Co. (Deutsche Apotheke) u. a. Die deutsche Kolonie, an deren Spitze als Konsul Herr Riedel stand, wurde allerdings nur noch durch zwölf bis fünfzehn Herren gebildet, meistens Junggesellen, die aber gut zusammenhielten und auch mir auf das Liebenswürdigste entgegenkamen.

Man darf die Stadt Cúcuta (San José de Cúcuta) nicht mit den benachbarten Orten verwechseln, welche ebenfalls den Namen oder Beinamen Cúcuta führen. Zwei Kilometer östlich der Stadt liegt das ursprüngliche Cúcuta, das aber ein gewöhnliches Dorf geblieben ist, acht Kilometer südöstlich, jenseits eines dürren Hügelrückens, nahe der Thalaue des Rio Táchira, liegt Rosario de Cúcuta, in dessen Kirche 1821 der erste, verfassunggebende Kongrefs des vereinigten Columbiens abgehalten wurde, das aber nach dem Erdbeben von 1875 mit etwas veränderter Lage nur notdürftig wieder aufgebaut worden ist, und drei Kilometer südöstlich von Rosario, auf dem anderen Ufer des Rio Táchira, also bereits in Venezuela, liegt San Antonio de Cúcuta, gleichfalls eine Landstadt ohne gröfsere Bedeutung. Über Rosario und San

Antonio führt der Weg nach San Cristóbal, das den östlichsten Punkt meiner südamerikanischen Landreise bildete.

In der Umgegend von Cúcuta sind die warmen Eisenquellen (Temperatur 44 und 46° C.) südöstlich des Dorfes Cúcuta und die Schwefelquellen (Temperatur 61 u. 56°) östlich des venezolanischen Dorfes Ureña, am Fuſse des das Táchirathal abschlieſsenden Bergrückens, bemerkenswert. Noch lohnender aber als der Besuch dieser Quellen war ein in der Gesellschaft mehrerer Landsleute unternommener Ausflug nach dem Tasajero, einem isolierten und weithin sichtbaren Bergrücken nördlich von Cúcuta, von dem wir trotz der trüben Atmosphäre eine weite Aussicht genossen. Nach Süden sahen wir weit in das Thal des Rio Pamplonita hinauf, westlich erheben sich kulissenartig über einander mehrere Bergketten, deren letzte, höchste, in scharfen Zacken in den Himmel hineinragt; über diese von Süden nach Norden verlaufenden Ketten und die sie trennenden Thäler führt der Weg nach Ocaña, der an Schlechtigkeit seines gleichen suchen soll. Im Osten bildet die verhältnismäſsig nahe gelegene Bergkette zwischen dem Rio Táchira und San Cristóbal den Horizont; nach Norden schweift der Blick über die weiten, den Südrand des Sees von Maracaibo umgebenden Waldebenen hin, welche heute im Nebel verschwimmen, während bei klarem Wetter auch der Seespiegel selber herüberglänzen soll. Ich ahnte in diesem Momente nicht, daſs mich zwei Wochen später Eisenbahn und Dampfschiff durch diese Wälder und über diesen See der Heimat zuführen würden.

6. Auf dem Rio Zulia und dem See von Maracaibo.

Meine für Cúcuta bestimmte Zeit war abgelaufen, und ich hatte nur noch auf die Ankunft der nächsten europäischen Post gewartet, um meine Reise fortzusetzen. Den Gedanken, auf dem Landwege bis Caracas zu gehen, also auch noch den venezolanischen Teil der Ostkordillere und ihr Verhältnis zur venezolanischen Küstenkordillere zu untersuchen, hatte ich aufgeben

müssen, weil sich die Bereisung der Staaten Boyacá und Santander länger ausgedehnt hatte, als ursprünglich beabsichtigt war. Ich hatte dann daran gedacht, von Cúcuta nach Ocaña und Puerto Nacional zu gehen, um die Ostkordillere noch einmal zu kreuzen, von da den Magdalena hinabzufahren und mich in Barranquilla einzuschiffen. Aber der politische Horizont umwölkte sich immer mehr, und ich mufste gewärtig sein, dafs die Revolution noch vor meiner Ankunft in Ocaña und Barranquilla ausbrechen, und dafs meine Abreise und besonders der Verkauf der Maultiere auf grofse Schwierigkeiten stofsen würden. Traurige Nachrichten aus der Heimat, die ich am Tage nach der Tasajeropartie mit der endlich eingetroffenen europäischen Post erhielt, gaben den Entscheid. Ich entschlofs mich, die Rückreise mit dem nächsten nach Maracaibo abgehenden Dampfer anzutreten.

In den anderthalb Wochen, welche mir bis dahin noch blieben, galt es, meine Maultiere zu verkaufen. Da in Columbien wegen der Revolutionsfurcht die Maultierpreise sehr gesunken waren, ritt ich nach dem venezolanischen San Cristóbal hinüber und hatte, dank der liebenswürdigen Hülfe von Herrn Henckel, dem Chef der deutschen Apotheke (Van Dissel, Thies & Co.), die Maultiere schon nach zwei Tagen zu sehr erträglichen Preisen verkauft und traf vollkommen rechtzeitig wieder in Cúcuta ein, obgleich mich in San Cristóbal, vielleicht in Folge der Aufregung, zum Abschiede noch einmal ein leichtes Fieber befiel.

Im Morgengrauen des 14. August reiste ich von Cúcuta ab, nachdem ich am Abend vorher von den Landsleuten herzlichen Abschied genommen hatte. Ein leichter Wagen brachte mich auf derselben Fahrstrafse, die wir neulich vom Tasajero hereingeritten, in drei Stunden nach Aguablanca, einem kleinen Haufen ziemlich elender Hütten, dem damaligen Ende der Eisenbahn. Um 8 Uhr ging der Zug ab, der aus einer Reihe Lowries und einem offenen, nach Art unserer Gesellschaftswagen gebauten Personenwagen bestand und aufser mir als Passagiere nur Leute mitführte, die bei den Bahnbauten beschäftigt waren oder im Hafen zu thun hatten. Welch eigentümliches Gefühl,

wieder auf einer Eisenbahn zu sitzen! Wir fuhren ganz erträglich schnell, grofsenteils in ebenem Terrain, doch wurden auch einige kleine Hügel durchschnitten. Die Vegetation wurde allmählich reicher, aus dem trockenen Buschwalde traten wir in hochstämmigen üppigen Urwald über.

Um 10 Uhr kamen wir in Puerto Villamizar an, wie das ehemalige San Buenaventura (im Volksmunde einfach San Bueno) jetzt nach einem früheren Präsidenten des Staates Santander getauft worden ist. Ich dachte, mich mit meinen Sachen direkt auf das Dampfschiff begeben zu können, das dem Fahrplane nach noch heute abgehen sollte, aber dasselbe war in Folge des niedrigen Wasserstandes überhaupt noch nicht von unten her eingetroffen. Es waren ungemütliche Stunden, die ich in San Bueno zubrachte, teils in der kleinen, schmutzigen, von widerlichen Gesellen gefüllten Tienda, teils in den etwas luftigeren Warenschuppen, wo ich dem Hin- und Herschleppen der Kisten und Ballen zusah. Sanft war ich dabei eingeschlummert, als mich der schrille Pfiff einer Dampfpfeife aufschreckte; ein freudiges Erwachen: die „Venezuela“ war eingetroffen. Rasch ging ich zum Hafen hinunter, begrüfste den amerikanischen Maschinisten, der augenblicklich auch den Kapitän vertrat, und hörte, dafs ich noch am Abend an Bord kommen könnte.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr fuhren wir ab. Es war eine langsame Fahrt, die unser wartete. Obgleich wir zuerst nur 200 und von der Mündung des Rio de la Grita an 400 Sack Kaffee an Bord hatten und der Tiefgang des nach Muster der Magdalenadampfer gebauten, aber kleineren Dampfers nur 14 Zoll betrug, rannten wir doch fortwährend auf Sandbänke auf. Die Mannschaft, Indianer, Zambos und Neger, von ganz demselben Typus wie die Bogas des Magdalenenstroms, war fast beständig im Wasser, um das Schiff wieder flott zu machen. Wenn es mit blofsem Schieben nicht ging, wurde ein starkes Tau am Ufer befestigt, das dann von der Maschine aufgewunden wurde. Der Kiel knirschte und scharrte bedenklich auf dem Sande, aber wir kamen los und dampften wieder langsam ein Stück abwärts, um bald von neuem auf einer Sandbank festzufahren. Den Bongos oder Champans, d. h. den bedeckten

Kähnen oder Zillen (vergl. S. 22), welche hier noch einen grofsen Teil des Verkehrs vermitteln, ging es fast noch schlimmer; häufig mufsten förmliche Kanäle im Sande für sie gegraben werden, ehe man sie wieder flott machen konnte.

Wir fahren in einer breiten Alluvialebene; auch nicht der unbedeutendste Hügel tritt am Flufsufer oder überhaupt in unserem Gesichtskreise auf. Die Ufer sind gröfstenteils mit Wald bedeckt, der uns ganz an den Urwald des Magdalenenstromes erinnert. Die Zahl der Ansiedelungen ist gering; kein einziges Dorf; etwa jede halbe Meile eine einzelne, von einem Platanal umgebene Hütte, in der civilisierte, d. h. spanisch redende, Indianer oder Zambos wohnen. Erst im unteren Teile kommen wir bei einigen Haciendas mit Cacaopflanzungen vorbei, welche jedoch sehr unter der Mancha, einer den Cacao plötzlich befallenden Krankheit, leiden sollen.

Spät am Abende des vierten Tages trafen wir in Encontrados ein, das wir bei günstigem Wasserstande in zehnstündiger Fahrt hätten erreichen können. Encontrados ist eine am Zusammenflufs des Rio Zulia und des wasserreichen, aber von unbewohnter Wildnis umringten und darum auch nicht beschifften, Rio Catatumbo errichtete Bodega (d. h. Lagerhaus), bis zu welcher bei genügend hohem Wasser der gröfsere, den See von Maracaibo befahrende Dampfer hinaufkommt. Heute war das freilich nicht möglich, aber der Flufs war doch breit und tief genug, dafs wir die ganze Nacht hindurch fahren konnten. Als ich kurz vor Tagesanbruch erwachte, waren wir nur noch wenig von der Mündung entfernt. Bald begann der Flufs sich in mehrere Arme zu teilen, zwischen denen einzelne Lagunen lagen; und nun fuhren wir in eine Bucht des Sees von Maracaibo ein, in welcher, fern von jeder menschlichen Ansiedlung, der „Progreso", d. h. der Dampfer, der uns nach Maracaibo bringen sollte, vor Anker lag. Auch er ist nach Art der nordamerikanischen Flufsdampfer gebaut, aber viel gröfser und eleganter eingerichtet als die Magdalenadampfer oder gar die „Venezuela". Am Nachmittage kommt ein noch kleinerer Dampfer heran, der den Rio Escalante befährt. Der gröfsere Teil des Tages geht damit hin, diesen Dampfer und

die Venezuela von ihren Kaffeesäcken und Häuten zu befreien und dafür mit europäischen oder nordamerikanischen Waren zu beladen. Es ist eine drückende Hitze! Endlich ist die Arbeit vollendet; ich sage dem Kapitän und dem Maschinisten der „Venezuela“ Lebewohl; sie und der „Escalante“ dampfen wieder ab, während wir noch einige Stunden liegen bleiben. War am Tage die Atmosphäre von einem trüben Dunst eingenommen gewesen, welcher nur wenig von der Kordillere von Mérida und der Kordillere von Ocaña sehen liefs, so zuckte jetzt rings um uns herum ein heftiges Wetterleuchten auf, das hier an der Mündung des Rio Catatumbo jeden Abend stattfinden und den Schiffern noch bis weit jenseits der Barre von Maracaibo als Kennzeichen dienen soll, weshalb man es auch geradezu als den Leuchtturm von Maracaibo (el faro de Maracaibo) bezeichnet. Um 11 Uhr abends lichteten auch wir die Anker; am frühen Morgen waren wir bei der Bodega de la Ceiba am Südostende des Sees, dem Ausgangspunkte des Weges nach Trujillo, La Valera u. s. w., angelangt und verbrachten den Tag damit, Kaffee einzunehmen. Die Nacht durch wurde wieder gefahren, so dafs ich wenig vom See und seinen Ufern zu sehen bekam.

Am Morgen waren wir bereits in der Nähe von Maracaibo, das sich bald selbst unseren Blicken darbot. Es ist an der Nordseite eines kleinen Busens, welcher von dem hier schon ziemlich schmalen See nach Westen einspringt, recht hübsch gelegen. Eine Reihe ansehnlicher zweistöckiger Häuser mit Ziegeldächern oder auch Plattformen geben der Stadt ein stattliches Gepräge, wie wir es schon lange nicht mehr gesehen haben. In der Bucht liegen eine Reihe Segelschiffe, teils Küstenfahrer, teils aber auch gröfsere Schiffe, die schon öfters den Ocean gekreuzt haben, sowie ein Dampfer vor Anker, welcher den Verkehr mit Curaçao vermittelt.

Maracaibo ist die zweitgröfste Stadt von Venezuela, da seine Einwohnerzahl auf 30000 geschätzt wird, und hat in der venezolanischen Geschichte immer eine bedeutende Rolle gespielt, denn es bildet den natürlichen Eingangs- und Mittelpunkt der westlichen Landesteile und zugleich des nordöstlichen

Columbiens. Was seine Bedeutung beeinträchtigt, ist die schwere Zugänglichkeit des an sich vorzüglichen Hafens, das heifse Klima, das den Negern ein unglückseliges Übergewicht verleiht, und die ewigen politischen Unruhen, die in Venezuela ebensogut wie in Columbien an der Tagesordnung sind. Den Löwenanteil am Handel von Maracaibo, der für Columbien jedoch nur noch Kommissionshandel ist, haben die Deutschen, deren Zahl aber in den letzten Jahren, dem geschäftlichen Rückgang entsprechend, herabgeschmolzen ist und bei meiner Anwesenheit nur noch etwa dreifsig betrug. Sie halten gut zusammen und leben so komfortabel als möglich, aber ich beneide sie nicht um das Leben in diesem heifsen, ungesunden Orte, in dem namentlich das gelbe Fieber viele Opfer fordert. Die Umgebung der Stadt ist trostlos: ein 20—30 m hohes, von Barrancos zerschnittenes Plateau, das aus rotem Thon mit Brauneisenstein besteht und nur Cacteen und andere Stachelgewächse trägt. Frisches Grün erblickt man nur auf der Südseite des Hafens, bei Los Haticos, einer Gruppe kleiner Landhäuser, wo ich einen Nachmittag als Gast unsers Konsuls, des Herrn Bornhorst, verbrachte. Zu gröfseren Ausflügen fehlte mir die Zeit und Ruhe; nicht einmal das einige Stunden nördlich gelegene indianische Pfahldorf konnte ich besuchen.

Am Abende des 23. August nahm ich herzlichen Abschied von den Landsleuten, die mich auch hier auf das Liebenswürdigste aufgenommen hatten, und schiffte mich auf dem Dampfer Maracaibo ein. Zwischen 3 und 4 Uhr lichteten wir die Anker; als der Tag anbrach, waren wir schon bei der bergigen Insel Toas angelangt, der mehrere kleinere, flache, mit Manglebäumen bestandene Inseln vorgelagert sind. Nun nähern wir uns, bei einer anderen kleinen, als Hospital für Lungenkranke dienenden Insel vorbei, der flachen Insel San Carlos, dessen Fort (zugleich Verbrecherkolonie) den Eingang des Sees von Maracaibo, die sogenannte Barre, beherrscht. Denn der beinahe 400 Quadratmeilen grofse See von Maracaibo steht, ähnlich wie das frische und das kurische Haff, mit dem Meere nur durch einen wenig über einen Kilometer breiten und dabei ziemlich seichten Kanal in Verbindung, durch welchen gröfsere

Dampfer gar nicht, kleinere nur mit Vorsicht passieren können, der aber doch eine gewisse Cirkulation des Wassers vermittelt, so dafs der vordere Teil des Sees merkbaren Salzgehalt zeigt. Die gefährliche, durch Brandung deutlich gekennzeichnete, Barre ist passiert, wir sind in den nach Nordosten breit geöffneten Meerbusen von Maracaibo eingetreten. Das Schiff beginnt stark zu rollen und bald stellt sich mein alter Freund, die Seekrankheit, ein.

Einen Tag später waren wir im Hafen von Curaçao, wo die „Valencia", ein gröfserer Dampfer der Red-D-line, schon auf uns wartete. Eine prachtvolle siebentägige Fahrt brachte mich nach Neu-York, wieder zwei Wochen später war ich an Bord der „Ems", damals des neuesten jener schönen Schnelldampfer des norddeutschen Lloyd, und am 28. September setzte ich den Fufs wieder auf heimatlichen Boden.

VIII.

Die geschichtliche Entwickelung und der gegenwärtige Zustand Columbiens.

1. Spanische Eroberung, Kolonialzeit und Unabhängigkeitskampf.

Die Geschichte Columbiens beginnt erst mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, mit der Eroberung des Landes durch die Spanier. Vor dieser Zeit fehlen uns schriftliche Nachrichten, kaum tritt irgend welche mündliche Überlieferung ergänzend an deren Stelle, nur das Studium der Altertümer gestattet einzelne Schlüsse; wir befinden uns in dem Dunkel prähistorischer Zeit. Aber auch wenn wir den Inhalt jener Geschichte kennten, würde er uns doch für das Verständnis der Gegenwart verhältnismäſsig wenig lehren, denn die spanische Eroberung zerriſs den Faden der Entwickelung. Die jüngere Geschichte Neu-Granadas und Columbiens knüpft viel weniger an die ältere Geschichte desselben Landes als an die spanische Geschichte an. Die spanische Lebensrichtung und Bildung war die gestaltende Kraft, die indianische Urbevölkerung wurde zu einer passiven Masse herabgedrückt.

Den Kulturzustand der Indianer, wie ihn die spanischen Eroberer vorfanden, beurteilen wir oft zu sehr nach den Stämmen, welche sich heute noch in einzelnen entlegenen Winkeln und in den weiten Urwaldgebieten frei erhalten haben. Die alten Indianer lebten durchaus nicht nur von Jagd und Fischfang, als Nomaden umherstreifend, die Mehrzahl war vielmehr zu seſshaftem Leben übergegangen und ernährte sich von den Erzeugnissen des Feldbaues. Die wichtigsten Feldfrüchte waren Kartoffel, Batate, Maniokwurzel, Arracacha, Mais und Quinoahirse; auch der Tabak und Cacao wurden gebaut. Die Viehzucht, welche in der alten Welt einen so wichtigen Hebel der

Völkerentwickelung gebildet hat, war im tropischen Südamerika unmöglich, weil unsere sämtlichen Haustierarten daselbst fehlten und die einheimische Säugetierwelt keinen Ersatz dafür darbot. Dagegen verstand man, das Salz nicht nur aus Soolquellen, sondern auch aus Steinsalzlagern zu gewinnen, das Gold aus Flüssen und älteren Geröllablagerungen zu waschen, möglicherweise auch auf Quarzgängen zu brechen. Von technischen Geschicklichkeiten finden wir aufser der Bearbeitung des Goldes und einer ziemlich entwickelten Töpferei die Herstellung von Kleidungsstücken aus Baumwolle. Die Verbreitung des Steinsalzes und bearbeiteter Goldsachen durch das ganze Land zeigt, dafs zwischen den verschiedenen Stämmen ein reger Tauschhandel bestand. Auf den Hochebenen, wo sich die Kultur am höchsten erhob, hatten die Chibchas Anfänge von Staatenbildung. Im grofsen und ganzen scheinen die Indianer Columbiens danach zur Zeit der Eroberung ungefähr auf derselben Kulturstufe wie die Germanen zur Zeit von Cäsar und Tacitus gestanden zu haben.

Im Jahre 1501 entdeckten Rodrigo Bastida und Juan de la Cosa die atlantische Küste Columbiens, 1513 überschritt Balboa die Landenge von Darien und erreichte die Küste des stillen Oceans, 1522 folgte Andagoya der pacifischen Küste bis zum Rio San Juan, und bald darauf lernten Pizarro und Almagro auf ihrer Fahrt nach Peru die Küste in ihrem ganzen Verlaufe kennen. Sowohl am atlantischen wie am stillen Ocean wurden Niederlassungen gegründet, von denen Panama, Cartagena und Santa Marta noch heute bestehen. Von Santa Marta und der Welserniederlassung Coro aus wurde die Ostkordillere und der Lauf des Magdalenenstromes erforscht, von Cartagena aus durchzog man Antióquia, und von Peru her wurde der südliche Teil des Landes aufgeschlossen. Im Jahre 1538 trafen Quesada, Belalcázar und Federmann auf der Hochebene von Bogotá zusammen. Quesada war den Magdalenenstrom aufwärts gefahren und in der Gegend von Opon in das Gebirge hinaufgestiegen, wo er die Chibchas rasch besiegte, Federmann hatte von Coro aus die Kordillere überschritten und war dann dem Fufse derselben gefolgt, bis er zum rauhen Páramo de la

Suma Paz emporklomm und von da zur Hochebene von Bogotá hinabstieg, Belalcázar schliefslich, ein Offizier Pizarros, hatte von Quito aus das Caucathal unterworfen, hatte die Centralkordillere überschritten und war, durch den Ruhm des Chibchareiches gelockt, dem Magdalenenstrome bis zur Mündung des Rio Sabandija abwärts gefolgt, um von da ebenfalls die Hochebene zu erreichen. Da gleichzeitig Vadillo von Cartagena aus Antióquia durchzogen hatte und im Caucathale auf die Soldaten Belalcázars getroffen war, darf in diesem Jahre das Land als entdeckt und erobert angesehen werden, wenn es auch noch der Ausfüllung vieler Lücken, der Unterwerfung vieler Stämme bedurfte. Die Kühnheit dieser spanischen Eroberer, welche sich in geringer Anzahl ebensowohl durch dichten Urwald wie durch starke feindliche Stämme ihren Weg bahnten, ist in der Geschichte selten erreicht oder übertroffen worden. Aber wenn wir sehen, wie der Durst nach Gold die einzige Triebfeder dieser Abenteurer war, wie sie die Indianer mit der unerhörtesten Grausamkeit und Treulosigkeit behandelten, dann empfinden wir gegen sie in erster Linie doch nicht Bewunderung, sondern Widerwillen.

In den ersten Jahrzehnten, während welcher die Unterwerfung der indianischen Urbevölkerung noch die Hauptaufgabe bildete, und welche man deshalb als die Zeit der Conquistadoren bezeichnet hat, regierten Statthalter und Visitadoren, welche jedoch immer nur wenige Jahre an der Herrschaft blieben, bis ihre Übergriffe und Gewaltthätigkeiten zu den Ohren des entfernten Hofes drangen und ihre Absetzung veranlafsten. Erst 1564 wurde eine geordnete Verwaltung hergestellt, indem Neu-Granada zur Presidencia gemacht wurde. 1719 wurde es vorläufig, 1740 endgültig zum Vicekönigreiche erhoben; dasselbe umfafste aufser dem eigentlichen Neu-Granada auch die Provinz Quito und das heutige Venezuela, welches letztere aber schon 1777 als Generalkapitanat Caracas wieder abgetrennt wurde. Die Hauptstadt des Vicekönigreichs war das weit im Inneren des Landes gelegene Santafé (das heutige Bogotá), und nur in kriegerischen Zeiten, wenn englische, französische und holländische Seeräuber die Küste in besonders hohem Grade beun-

ruhigten, residierte der Vicekönig in Cartagena, um die Küste besser gegen dieselben verteidigen zu können. Den Mittelpunkt der kirchlichen Herrschaft bildete das Erzbistum Santafé.

Sowohl die hohen weltlichen wie geistlichen Stellen wurden, mit seltenen Ausnahmen, nicht durch Kreolen, sondern durch Spanier aus dem Mutterlande, sogenannte Chapetones, besetzt, deren Aufenthalt in der Kolonie meist nur wenige Jahre dauerte, und die in ihrem Verwaltungsbezirke weder sich verheiraten noch Grundeigentum erwerben durften. Man wollte nicht, daſs die leitenden Beamten innigere Beziehungen zu den Kolonieen anknüpften und gröſseren Einfluſs in denselben erlangten, damit sie die weite Entfernung nicht zu Unabhängigkeitsversuchen benutzen sollten. Man verbot den Handel mit fremden Ländern und beschränkte den Verkehr mit dem Mutterlande auf eine jährliche Seekarawane, man that wenig oder nichts für die Wege im Inneren des Landes, um die Bevölkerung äuſserlich und innerlich zu isolieren und dadurch leichter beherrschen zu können. Wie der Durst nach Gold die Conquistadoren geführt hatte, so blieb die Gewinnung von Gold auch ferner das Hauptaugenmerk der spanischen Kolonialverwaltung; Landwirtschaft und Industrie wurden nicht befördert, sondern im Gegenteil absichtlich zurückgehalten, teils um die Indianer vor Fronarbeit zu schützen, teils um das Mutterland und andere Kolonieen vor Konkurrenz zu bewahren. Zahllose Monopole und Zölle drückten den Säckel der Kolonisten. Eine strenge Censur, welche durch die Inquisition überwacht wurde, hinderte die freie Entfaltung der geistigen Kräfte.

In der Völkerwanderung hatte der erobernde Stamm gewöhnlich nur ein oder allenfalls zwei Drittel des Landes für sich in Anspruch genommen; bei den spanischen Eroberungen in Amerika wurde das ganze Land, unter völliger Nichtachtung aller Rechte der Eingeborenen, als Eigentum der Krone betrachtet. Ein Teil blieb in unmittelbarem Besitze derselben, ein anderer Teil wurde, unter dem Namen Encomiendas, auf ein oder mehrere Geschlechter an die Conquistadoren oder, in späterer Zeit, an Günstlinge des Hofes vergeben. Die Indianer selbst muſsten anfangs als Hörige in den Bergwerken und

Pflanzungen schwere Fronarbeiten leisten. Aber für diese harte Arbeit und die Mifshandlungen der Spanier waren sie nicht geschaffen; sie starben in erschreckender Zahl dahin, viele gaben sich selbst den Tod, und die ganze Rasse würde wahrscheinlich bald untergegangen sein, wenn es nicht den edelen Bemühungen der Dominikaner, besonders des Bischofs Las Casas, gelungen wäre, am Madrider Hofe Verordnungen gegen die Knechtung der Indianer durchzusetzen. Freilich wurden diese Verordnungen bei der weiten Entfernung des Mutterlandes nicht immer genau befolgt, aber sie haben doch das Los der Indianer wesentlich erleichtert und sie vor dem Untergange bewahrt. Sie blieben zwar an die Scholle gefesselt und hatten den Encomenderos einen bestimmten Anteil vom Ertrage ihrer Arbeit abzugeben, aber sie durften nicht mehr als Sklaven behandelt und verkauft werden, die Fronarbeiten wurden auf die für das Leben notwendigen Dinge beschränkt und durften sich nicht auf die Befriedigung von Luxusbedürfnissen erstrecken. Die Indianer wurden vielfach in besonderen Ansiedelungen, sogenannten Resguardos, vereinigt, in welchen die Weifsen kein Grundeigentum erwerben, ja sich überhaupt nicht niederlassen durften. Um die indianische Arbeit in den Bergwerken und in den Pflanzungen des heifsen Landes zu ersetzen, wurden Negersklaven eingeführt. Die Behandlung derselben war im ganzen milder als im nördlichen Amerika, wenngleich die Herren andererseits weniger Sorge für ihre Ernährung und Gesundheit trugen; Freilassung war häufig, der Freikauf sehr erleichtert. Ausländer erhielten selbst zu einem vorübergehenden Besuche der spanischen Kolonieen nur selten Erlaubnis. Die europäische Einwanderung beschränkte sich ganz auf das Mutterland Spanien, aber war ziemlich unbedeutend; in Venezuela wurde sie auf hundert Personen jährlich geschätzt, und in Neu-Granada wird sie nicht viel gröfser gewesen sein. Allmählich stellte sich ein scharfer Unterschied zwischen den Chapetones und den in der Kolonie geborenen Kreolen (Criollos) heraus, die sich vielfach mit den Indianern oder auch den Negern vermischten.

Neu-Granada hat, aufser in den ersten Jahren, keinen

Indianeraufstand gesehen, aber fast um dieselbe Zeit, in welcher sich in Peru Tupac Amaru erhob, im Jahre 1781, veranlaſste die Einführung neuer Steuern im Gebiete des heutigen Santander und Boyacá den Aufstand der „Comuneros“, die bis an die Thore von Bogotá rückten. Der Vicekönig wuſste sich keinen anderen Rat, als einen Vertrag mit ihnen zu schlieſsen und ihre Forderungen zu bewilligen, den Vertrag hinterher aber schmählich zu brechen und die Führer der Erhebung grausam zu bestrafen. Diese Erhebung war ein erstes Anzeichen kreolischer Unabhängigkeitsbestrebungen gewesen, dreiſsig Jahre sollten vergehen, bis dieselben zum zweiten Male Ausdruck gewannen. Zwar machte sich jetzt in der Verwaltung, dank einigen tüchtigen Vicekönigen, ein fortschrittlicher Geist bemerkbar, Wege wurden verbessert, Brücken gebaut, das Unterrichtswesen gefördert; der spanische Botaniker Mútis sammelte eine Reihe junger Männer, unter denen besonders Cáldas hervorragte, zum Studium der Naturwissenschaften um sich, es begann in Bogotá eine Zeitung zu erscheinen, aber die Politik der unbedingten Bevormundung und Absperrung wurde noch weiter fortgesetzt. Trotzdem oder gerade deshalb fanden die Ideen von Voltaire, Montesquieu, Rousseau und später der französischen Revolution im geheimen Eingang und lebhaften Beifall. Das Beispiel Nordamerikas lockte zur Nachahmung.

Den Anlaſs zur Erhebung gab jedoch erst die Besetzung des Mutterlandes durch Napoleon. Zwar miſslang ein Versuch, welchen Miranda im Jahre 1806 von der, seit kurzem in englischen Besitz gelangten, Insel Trinidad aus machte, die spanische Herrschaft zu stürzen, aber die Gärung dauerte fort, besonders da die Forderungen der Kolonieen auf Gleichstellung mit dem Mutterlande auch bei den Cortes von Cadiz kein Gehör fanden. Im Jahre 1810 traten in Caracas, Cartagena, Santafé de Bogotá (am 20. Juli) und anderen Städten Versammlungen hervorragender Bürger zusammen, welche die Zügel der Regierung ergriffen. Obgleich sie es im Namen Ferdinands und zur Verteidigung seiner Rechte thaten, so bezeichnete dieser Schritt thatsächlich doch den Beginn der Unabhängigkeit, welche im geheimen schon damals das Ziel der Führer sein mochte. Da

die Regierung von Cadiz diese Juntas nicht anerkannte, war der Krieg eröffnet. Schon im Jahre 1811 erklärte ein Kongrefs der Provinzen von Neu-Granada dieselben für eine Republik und erkannte Ferdinand nur noch für den Fall an, dafs er von Bogotá aus regieren würde; 1813 kam auch dieses Anerbieten in Wegfall.

Während in Neu-Granada, wo von Seite der Spanier zunächst noch keine energischen Schritte gegenüber der revolutionären Bewegung geschahen, die Eifersucht der einzelnen Provinzen auf einander und der Streit zwischen der Regierung von Cundinamarca, an deren Spitze Nariño stand, und dem Kongrefs über die Frage des Föderalismus oder Centralismus die Kräfte der Republikaner lähmte, hatte der spanische General Monteverde, durch das furchtbare Erdbeben vom 26. März 1812 unterstützt, Venezuela wieder unterworfen und das Haupt der Revolution, Miranda, in seine Hände gebracht. Nur ein Führer der Aufständischen, Simon Bolívar, entkam nach Neu-Granada und unternahm von hier aus im Jahre 1813 von neuem die Befreiung seines Vaterlandes; am 6. August zog er in Caracas ein, wo er jubelnd als „der Befreier (el libertador)“ begrüfst wurde. Gleichzeitig hatte Nariño im Caucathale den spanischen General Sámano, der von Quito aus vorrückte, wieder zurückgedrängt. Im folgenden Jahre (1814) änderte sich die Sachlage jedoch abermals. Nariños Heer wurde durch die Bewohner des Patíathales vernichtet, er selbst fiel in spanische Gefangenschaft. Auch in Venezuela wurde das republikanische Heer gänzlich geschlagen, und das ganze Land, mit Ausnahme der Llanos, fiel wieder in die Hände der Spanier. Trotz dieser kritischen Lage dauerten in Neu-Granada die inneren Zwistigkeiten fort, derart, dafs Cartagena jedes Zusammenwirken mit Bolívar verweigerte und dieser sich nach Jamaika einschiffen mufste. Spanien dagegen konnte jetzt in Folge der Besiegung Napoleons und der Wiedereinsetzung Ferdinands immer gröfsere Kraftanstrengungen machen. Mitte Juli 1815 landete Morillo mit einem starken Heere in Santa Marta; Cartagena, das sich lange heldenmütig verteidigte, wurde am 5. Dezember erobert, bald war das ganze Land unterworfen.

Columbianische Schriftsteller meinen, dafs, wenn die Spanier jetzt weise Mäfsigung hätten walten lassen, sie das kriegsmüde Land bald zu Ordnung und Gehorsam zurückgeführt haben würden; aber statt dessen begann, unter treuloser Verletzung aller Versprechungen, eine Schreckensherrschaft, welche die Gemüter erbitterte und den Drang nach Befreiung vom spanischen Joche immer lebendiger werden liefs.

Am Sylvestertage von 1816 landete der unermüdliche Simon Bolívar von neuem an der Küste des östlichen Venezuela. In den Jahren 1817 und 1818 kam es nur zu kleineren Gefechten in den Llanos, weil Zwiespalt zwischen den Führern der Republikaner deren Kräfte lähmte, aber im April 1819 erfocht Páez einen glänzenden Sieg über Morillo, und im folgenden Monate trat Bolívar jenen Zug über die Kordillere an, welcher Neu-Granada befreien sollte. Am 6. August wurde die entscheidende Schlacht von Boyacá geschlagen, schon am 10. August zog Bolívar in Bogotá ein, von wo der Vicekönig Sámano entflohen war, binnen kurzem war der gröfste Teil des Landes befreit. Unter dem Eindrucke dieser Schlacht erklärte der Kongrefs von Angostura (heute Ciudad Bolívar) die Vereinigung von Neu-Granada und Venezuela zu der einen Republik Colombia.

Zum Glücke für die Republikaner wurde ein spanisches Heer, das in Cadiz für Amerika ausgerüstet wurde, durch die Revolution von Riego und Quiroga an der Einschiffung verhindert. Das Jahr 1820 verging daher in unbedeutenden Kämpfen. Am Schlusse dieses Jahres knüpfte man Friedensunterhandlungen an, welche aber zu keinem Resultate führten, so dafs im April 1821 der Krieg von neuem eröffnet wurde. Am 24. Juni erkämpften Bolívar und Páez bei Carábobo den zweiten entscheidenden Sieg. Im Mai 1822 wurden, namentlich durch das Verdienst von Sucre, die Spanier auch aus Ecuador verdrängt, das sich der Republik Colombia anschlofs. Noch einmal drohte Gefahr, besonders im Norden, wo sich der spanische General Morales der wichtigen Stadt Maracaibo bemächtigte. Am 24. Juli 1823 gelang es jedoch dem heldenmütigen Admiral Padilla, die spanische Flotte im See von

Maracaibo zu schlagen und Morales zur Kapitulation zu zwingen. Am 8. November wurde auch Puerto Cabello eingenommen, und nun wehte die spanische Flagge nirgends mehr auf columbianischem Boden. Aber so lange noch Peru durch ein starkes spanisches Heer besetzt war, konnte man die Unabhängigkeit doch nicht für gesichert halten. Bolívar und Sucre eilten daher mit columbianischen Truppen Peru zu Hülfe und befreiten dasselbe durch die Siege von Junin und Ayacucho, wofür zum Danke Peru wenige Jahre darauf seine Waffen gegen die Befreier kehrte.

Sobald die äufsere Gefahr beseitigt erschien, traten die inneren Zwistigkeiten wieder in voller Stärke hervor.

Es ist hier nicht der Ort, diese Kämpfe im einzelnen zu betrachten, zumal die historische Beurteilung derselben wie der Absichten und des Charakters von Bolívar noch nicht abgeschlossen erscheint. Bolívar hatte während des Krieges gegen Spanien die Vereinigung der drei Länder Neu-Granada, Venezuela und Ecuador zu einer Republik zu Wege gebracht; nachdem er nun auch Peru befreit hatte, plante er eine grofse Andenkonföderation, zu welcher die drei Teile Columbiens mit Peru, Centralamerika und Mexico zusammentreten sollten; aber der Kongrefs von Panama, welchen er zu diesem Zwecke berief, verlief ohne eigentliches Resultat, und innerhalb Columbiens selbst machten sich die Sonderbestrebungen immer mächtiger geltend. Bolívar erkannte, dafs eine kräftige Regierung und Ordnung mehr als radikale Freiheit seinem Vaterlande not thäten. Zwar wies er die Königskrone, die ihm seine Anhänger anboten, zurück — seine Gegner freilich behaupten, dafs er im geheimen doch auf dieselbe hingearbeitet habe —, aber er trat für eine Präsidentur auf Lebenszeit und mit grofsen Machtbefugnissen ein. Die Liberalen, an deren Spitze der Vicepräsident General Santander stand, meinten jedoch, man habe sein Blut nicht vergossen, um gegen das spanische Joch eine Diktatur einzutauschen, und bekämpften Bolívars Pläne auf das Heftigste. Zwar mifsglückte ein Attentat gegen dessen Leben, aber das Scheitern seiner Bestrebungen, der Undank der durch ihn befreiten Völker, der sich bis zur Forderung

seiner Verbannung steigerte, rieben ihn auf; auf der Reise nach Europa begriffen, starb er am 17. Dezember 1830 in San Pedro bei Santa Marta.

Wenige Monate vorher hatten Venezuela und Ecuador formell ihre Selbständigkeit erklärt; die übrig gebliebenen Provinzen, in denen nach hartnäckigen Kämpfen die Militärpartei gestürzt wurde, gaben sich im Jahre 1832 als Republik Neu-Granada eine Verfassung. Die Grenzen wurden nach dem Besitzstande von 1810 bestimmt; Ecuador, welches sich die Provinz Pasto und das obere Caucathal angeeignet hatte, wurde gezwungen, auf dieselben zu verzichten.

2. Die Republik Neu-Granada.

Durch den Unabhängigkeitskampf hatte sich das Verhältnis Neu-Granadas zur Aufsenwelt vollständig verändert. War es bisher ganz auf Spanien angewiesen gewesen und hatte es mit den übrigen Ländern Europas höchstens durch den Schmuggelhandel in Verkehr gestanden, so wurden jetzt für eine Reihe von Jahrzehnten alle Beziehungen zum Mutterlande abgebrochen, bis sich dasselbe endlich dazu verstand, die Selbständigkeit seiner amerikanischen Kolonieen anzuerkennen, während sich ein freundschaftlicher Verkehr mit den übrigen Ländern Europas, besonders mit England und Frankreich, und mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika entwickelte. Schon während des Kampfes hatten die Regierungen dieser Staaten den Republikanern ihre moralische Unterstützung geliehen, Londoner Bankhäuser hatten, allerdings gegen hohe Zinsen, die nötigen Kapitalien vorgestreckt, englische und irische Freiwillige hatten an dem Kampfe selbst teilgenommen. Jetzt, nach dem Frieden, erschienen Engländer und Franzosen, später auch Nordamerikaner, Deutsche und Italiener in Neu-Granada, um diese Beziehungen fortzubilden, um einen Handelsaustausch anzuknüpfen, um sich vielleicht selbst im Lande niederzulassen. Reiche Leute aus Neu-Granada dagegen gingen nach Europa, besonders nach dem stammverwandten Frankreich, gleichfalls

aus geschäftlichen Rücksichten, oder um sich zu bilden und zu amüsieren.

Die europäische Einwanderung konnte in diesem tropischen Lande nicht denselben Umfang annehmen wie in den Vereinigten Staaten oder auch nur wie in Südbrasilien, Argentinien und Chile. Die Bevölkerung wurde hier nur durch einzelne fremde Kaufleute, Bergleute, Handwerker und dergleichen verstärkt, während der europäische Landwirt hier keinen Boden fand. Die Bevölkerung Neu-Granadas mufste sich daher aus sich selbst heraus, nur mit geringer Befruchtung durch europäisches Blut, weiter entwickeln. Die Richtung dieser Entwickelung war durch die Macht der Verhältnisse fast von selbst gegeben. Nachdem schon im Jahre 1820 fünftausend Sklaven gegen das Geschenk der Freiheit in das Heer eingereiht worden waren, wurden durch ein Gesetz von 1821 die Abkömmlinge von Sklaven und am 1. Januar 1852 sämtliche Sklaven für frei erklärt. Auch die Indianer wurden vollkommen frei und gleichberechtigt mit den Weifsen; nur die zu ihrem Schutze gegen Ausbeutung bestimmte Einrichtung der Resguardos blieb noch bis in die 60er Jahre bestehen. Die Mischung der drei Rassen, die schon in der Kolonialzeit begonnen hatte, machte grofse Fortschritte. Das Bewufstsein der verschiedenen Abstammung verlor sich bei der Masse des Volkes immer mehr, gemeinsame Sprache, gemeinsame Religion, gemeinsame Schicksale erweckten das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit.

Jahrhunderte lang war dies Volk politisch fast vollkommen unmündig und ohne lebendige Berührung mit dem Gange der Weltgeschichte gewesen, nun war es plötzlich auf sich selbst und gleichzeitig vor die schwere Aufgabe gestellt, sich aus der wirtschaftlichen und geistigen Stagnation, in der die spanische Regierung ihre Kolonieen zurückgelassen hatte, zu Wohlfahrt und frischem Leben emporzuarbeiten, eine Aufgabe, deren Lösung nur dem zielbewufsten Streben einer begabten Nation hätte gelingen können.

Ein Umstand erleichterte diese Aufgabe allerdings wesentlich; es war kein Grund zu ernstlichen äufseren Verwickelungen vorhanden. Mit den europäischen Staaten konnten

Konflikte nur dadurch entstehen, dafs europäische Unterthanen oder deren Interessen durch die columbianische Regierung verletzt wurden, und Konflikte dieser Art sind in der That nicht ausgeblieben; sie haben, mit mehr oder weniger Recht, zu Entschädigungsansprüchen und Repressalien seitens der europäischen Staaten geführt, aber waren doch der Natur der Sache nach nie wichtig genug, um einen wirklichen Krieg heraufzubeschwören, der beiden Seiten nur Nachteile hätte bringen können. Mit sämtlichen Nachbarn schwebten und schweben noch heute Grenzstreitigkeiten, die aus der ungenügenden und oft wechselnden Abgrenzung der spanischen Provinzen entsprungen sind, aber es handelt sich dabei grofsenteils um vollkommen unbewohnte Gebiete, denen kein thatsächliches Interesse innewohnt, wertvolle Streitobjekte, wie etwa das Salpetergebiet, das den Krieg zwischen Chile, Peru und Bolivien entzündete, sind an den Grenzen Columbiens nicht gegeben, nur gegen Venezuela und Ecuador grenzt es überhaupt mit bewohnten Gegenden. Die Beziehungen zu Venezuela sind wohl oft gespannt gewesen, haben aber nicht zu Kriegen geführt. Ecuador hat sich mehrfach in columbianische Bürgerkriege eingemischt, ist aber zu schwach, um seinen Ansprüchen auf den südlichen Zipfel Columbiens ohne fremde Hülfe Geltung zu verschaffen.

Die Geschichte Neu-Granadas oder Columbiens, wie es heute heifst, ist eine Geschichte der inneren Politik, aber darum keine Friedensgeschichte; die ruhige Entwickelung von Wohlfahrt und Gesittung ist oft genug durch bürgerliche Unruhen unterbrochen worden. Eine zusammenhängende Darstellung dieser Kämpfe fehlt noch. Dieselben gewinnen dem Europäer auch nur wenig Interesse ab, weil ihm der Streit um die Principien hier meist nur als ein Deckmantel für die Verfolgung egoistischer Zwecke erscheint. Nur im Fluge wollen wir darum ihre Geschichte an uns vorüberziehen lassen, um erst bei der Gegenwart etwas ausführlicher zu verweilen.

Die Regierung des ersten gesetzmäfsig gewählten Präsidenten der Republik Neu-Granada, des Generals Santander, war im ganzen eine Zeit des Friedens und der Reformen, wenn

sie auch durch die grausame Verfolgung der politischen Gegner verunziert wurde. Während der Präsidentschaft von Márquez dagegen verursachte ein Gesetz über die Aufhebung der kleineren Klöster im Jahre 1840 einen Aufstand der fanatischen Bewohner von Pasto, die schon während des Unabhängigkeitskrieges immer einen Haupthalt der spanischen Herrschaft gebildet hatten. Der General Obando stellte sich an die Spitze der Revolution, welche sich über das ganze Land ausdehnte und von Ecuador unterstützt, aber von General Herran niedergeworfen wurde. Während dessen Präsidentschaft (1843) wurde die Verfassung in centralistischer, konservativer Richtung umgestaltet; die Jesuiten, die 1767 von der spanischen Regierung vertrieben worden waren, wurden zurückberufen. Die darauf folgende Präsidentschaft von Tomas Cipriano de Mosquera (1845—1849) war arm an politischen Ereignissen, aber brachte eine Reihe von Fortschritten in Bezug auf die materielle und geistige Kultur und kann darum als eine der glücklichsten Perioden columbianischer Geschichte bezeichnet werden; auf dem Magdalenenstrome wurde eine regelmäfsige Dampfschifffahrt eröffnet, neue Wege wurden angelegt, das Münzwesen reformiert, die französischen Mafse und Gewichte eingeführt. Um so erregter war das politische Leben der folgenden Jahre, denn mit General López war die liberale Partei an das Ruder gelangt und begann die Verfassung in ihrem Sinne umzugestalten; die Provinzen erhielten gegenüber dem Gesamtstaate gröfsere Selbständigkeit, die Steuern wurden decentralisiert, die Todesstrafe aufgehoben, Tabakshandel und Goldausfuhr für frei erklärt. Diese Änderungen der Verfassung, noch mehr aber die Wiederaustreibung der Jesuiten, die Aufhebung des Zehnten und andere kirchenpolitische Mafsregeln veranlafsten eine Revolution der Konservativen, die wieder in Pasto ihren Ursprung hatte, aber schon nach drei Monaten unterdrückt wurde.

Nach dem Siege begann sich die liberale Partei zu zerspalten. Von den bisherigen Liberalen, deren Herrschaft in hohem Grade eine Militärherrschaft geworden war, trennten sich die Radikalen oder Gólgotas ab, die bei den durch ihre

Grundsätze so weit getrennten, aber von dem gleichen Hasse gegen die Altliberalen beseelten Konservativen bereitwillige Unterstützung fanden. Die verbündeten Parteien setzten 1853 eine neue Verfassung durch, welche die Zahl der Provinzen von 13 auf 33 vermehrte und dieselben sehr selbständig machte, alle Vorbedingungen für die Bekleidung öffentlicher Ämter aufhob, völlige Prefsfreiheit gab und gänzliche Trennung von Staat und Kirche aussprach. Der neue Präsident Obando, ein Gegner dieser Verfassung, war genötigt, dieselbe trotzdem zu sanktionieren. Die Parteien standen sich auf das Erbittertste gegenüber. Die Lage war so gespannt, dafs General Melo glaubte, ungestraft einen Militäraufstand erregen zu können und sich zum Diktator erklärte (1854). Aber seine Herrlichkeit war von kurzer Dauer; nach einem halben Jahre wechselvoller Kämpfe gelang es den Generalen Herrera, Herran und Mosquera, den Aufstand niederzuwerfen. An Stelle Obandos, welcher der Teilnahme am Komplotte angeklagt war, wurde jetzt Mallarino zum Präsidenten gewählt (1855), unter dessen Verwaltung die Auflösung der Republik Neu-Granada begann.

Im Jahre 1855 trennte sich Panama, 1857 Santander als selbständiger Staat ab, im Jahre 1858, in welchem der streng konservative Ospina die Präsidentschaft angetreten hatte, wurde Neu-Granada in die Granadinische Konföderation (Confederacion Granadina) verwandelt, welche sich aus acht selbständigen Staaten: Antióquia, Bolívar, Boyacá, Cauca, Cundinamarca, Magdalena, Panama und Santander zusammensetzte.

Der Ausbau der Verfassung dieser Konföderation, insbesondere das Wahlgesetz und die Bestimmung, dafs die Regierungen der Einzelstaaten dem Bundesgerichte verantwortlich sein sollten, entfachten von neuem die Flamme des Bürgerkrieges, des längsten und blutigsten, welchen das Land gesehen hat. Die Staaten Cauca, Santander, Bolívar und Magdalena empörten sich unter der Führung von Obando, Herrera und Mosquera, der sich seit seiner ersten Präsidentschaft aus einem Konservativen in einen Radikalen verwandelt hatte, gegen die gesetzmäfsige Bundesregierung und schlossen sich als Vereinigte

Staaten von Neu-Granada zusammen. Am 18. Juli 1861 zog der provisorische Präsident und Diktator derselben, Mosquera, in Bogotá ein, das er in einen Bundesdistrikt verwandelte. Die meisten Staaten schlossen sich jetzt den siegreichen Aufständischen an, aber der Krieg konnte doch erst im folgenden Jahre, nach der meuchlerischen Ermordung des als Nachfolger von Ospina erwählten konservativen Präsidenten Julio Arboleda, als beendigt angesehen werden. Im Februar 1863 trat in Rionegro (in Antióquia) eine Konvention von Bevollmächtigten der einzelnen Staaten zusammen, zu welchen als neunter der von Cundinamarca abgelöste Staat Tolima getreten war, und gab am 8. Mai 1863 eine neue Verfassung, durch welche die Granadinische Konföderation für aufgelöst erklärt wurde und an ihre Stelle ein Bund von neun souveränen Staaten, unter dem Namen Vereinigte Staaten von Columbien (Estados Unidos de Colombia), trat.

Der Kampf zwischen dem centralistischen und dem föderalistischen Princip, welcher die Republikaner schon während des Unabhängigkeitskrieges, als die Spanier noch im Lande waren, veruneinigt hatte und etwa seit dem Jahre 1855 von neuem zum Ausbruche gekommen war, war jetzt also, vorläufig wenigstens, zu Gunsten des föderalistischen Princips entschieden worden. Es ist nicht möglich, einer Partei, sei es den Liberalen, sei es den Konservativen, das Verdienst oder die Schuld daran zuzuschreiben; beide Parteien hatten schliefslich wetteifernd in derselben Richtung gearbeitet, der Föderalismus schien ein nationales Bedürfnis geworden, und noch in den Jahren 1882—84 bekam ich höchst selten eine Verteidigung des Einheitsstaates zu hören. Ohne Anstofs zu erregen, konnte ein Bundesminister öffentlich erklären, dafs er sich mehr als Tolimense, denn als Columbianer fühle.

Auch das demokratische Princip, welches sofort beim Beginne der Unabhängigkeit, gegen den Widerspruch Bolívars, die spanische Bevormundungspolitik abgelöst hatte, war jetzt, durch logische Deduktion, wie die columbianischen Politiker sich ausdrückten, bis in das Extrem fortgebildet worden; ein so unentwickeltes Land wie Columbien hatte eine Regierungsform

erhalten, der auch hochgebildete europäische Nationen nicht gewachsen gewesen wären.

3. Die Vereinigten Staaten von Columbien.

Die Vereinigten Staaten von Columbien (Los Estados Unidos de Colombia), wie sie aus der Verfassung von Rionegro hervorgingen, bestanden aus neun souveränen Staaten (Antióquia, Bolívar, Boyacá, Cauca, Cundinamarca, Magdalena, Panama, Santander und Tolima) und aus mehreren Nationalterritorien (Caquetá, San Martin, Nevada y Motilones u. a.), unkultivierten, teilweise noch von wilden Indianerstämmen bewohnten Gebieten, welche staatsrechtlich zu Einzelstaaten gehörten, zur besseren Verwaltung aber von denselben an die Nation abgetreten wurden.

Die Verfassung bezog sich nur auf das Verhältnis der Nation zu den einzelnen Staaten, auf die Organisation der gemeinsamen Regierung und auf die Feststellung einiger allgemeiner Grundsätze, welche für die Einzelstaaten bei dem Erlasse ihrer Verfassungen mafsgebend sein sollten. Die nähere Bestimmung und Ausführung dieser Grundsätze dagegen blieb ihnen selbst überlassen. Sache der Nation sind, theoretisch wenigstens, das Verhältnis zu fremden Staaten, das Abschliefsen von Verträgen, die Erklärung des Krieges, und darum werden die Gesandten und Konsuln von der Nationalregierung ernannt, sind fremde diplomatische Vertreter bei ihr beglaubigt. Wenn z. B., was häufig genug geschieht, die Regierung von Panama einem dortigen fremden Konsul Anlafs zu einer Beschwerde giebt, so darf derselbe nicht direkt intervenieren, sondern mufs sich der Vermittelung der Gesandtschaft und der Nationalregierung in Bogotá bedienen, so dafs bei den schlechten Verkehrsverhältnissen wenigstens ein Monat vergeht, bevor Antwort eintreffen kann, und wenn die Antwort endlich eingetroffen ist, fühlt sich die Staatsregierung meistens durchaus nicht bewogen, den Anordnungen der fernen Nationalregierung Folge zu leisten, ein Mifsverhältnis, welches schon entschiedenen Einspruch der auswärtigen Mächte hervorgerufen hat. Ursprünglich durfte

nur die Nation ein stehendes Heer halten, im Jahre 1867 wurde dies Recht auch den einzelnen Staaten eingeräumt, ohne dafs diese beiden Klassen von Heeren in irgend welchen inneren Verband gebracht worden wären. Es ist schon mehr als einmal vorgekommen, dafs ein Staat seine Waffen gegen den anderen gekehrt hat, statt die Entscheidung der Bundesregierung anzurufen, oder dafs er gegen diese selbst zu Felde zog, wenn ihm ihre politische Richtung mifsfiel. Ob umgekehrt die Bundesregierung im Falle eines Aufstandes innerhalb eines einzelnen Staates die bestehende Regierung desselben stützen oder den Dingen freien Lauf lassen solle, ist in den folgenden Jahren eine viel und hart umstrittene Streitfrage gewesen.

Eine ähnliche Doppelwirtschaft findet in Bezug auf Wege, Post, Unterrichtswesen u. s. w. statt; die Nation unterhält die wichtigsten Verkehrslinien, welche mehrere Staaten unter einander verbinden, befördert die Post auf denselben und verwaltet die Telegraphenleitungen, während die Seitenwege und die Postverbindungen von nur örtlicher Bedeutung den Einzelstaaten überlassen bleiben; jene leitet die höchsten Unterrichtsanstalten, welche in Bogotá für das ganze Land bestehen, während die Volksschulen Sache dieser sind; jene hat einen höchsten Gerichtshof, welcher für politische Verbrechen und Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Staaten zuständig ist, während die Gerichtsbarkeit im allgemeinen von diesen ausgeübt wird. Als Einnahmequellen sind der Nation gegenwärtig, aufser einigen geringeren, die Eingangszölle und das Salzmonopol vorbehalten, wofür sie aber auch die Verwaltung der Nationalterritorien zu bestreiten hat.

Die Nationalregierung zerfällt in die gesetzgebende (Poder legislativo), die ausführende (Poder ejecutivo) und die richterliche Gewalt. Die gesetzgebende Gewalt ist der Kongrefs, welcher aus der Repräsentantenkammer und dem Senat besteht. Zu diesem sendet jeder Staat drei Bevollmächtigte, während die Repräsentantenkammer aus allgemeinen Wahlen hervorgeht und je ein Abgeordneter auf 50000 Einwohner kommt. An der Spitze der ausführenden Gewalt steht der auf zwei Jahre gewählte Präsident. Zur Erwählung ist die absolute Majorität

der neun, den neun Staaten entsprechenden, Stimmen erforderlich; jeder Staat giebt seine Stimmen für den Kandidaten ab, welcher bei den eigens dazu ausgeschriebenen Wahlen innerhalb dieses Staates die relative Majorität der abgegebenen Stimmen erlangt hat; die Wahlberechtigung ist durch Staatsgesetz geregelt; während in einigen Staaten jeder wählen darf, ist in anderen die Fähigkeit des Lesens und Schreibens dazu erforderlich. Die Beamten werden vom Präsidenten ernannt und vom Senate bestätigt. Sämtliche Anstellungen erfolgen auf Zeit und pflegen mit dem Antritte eines neuen Präsidenten zu erlöschen, eine bestimmte Vorbildung wird von den Beamten nicht verlangt. Ebensowenig ist für das Richteramt ein juristisches Studium, ja in einigen Staaten nicht einmal die Kunst des Lesens und Schreibens erforderlich. Ursprünglich wurden die Richter, wie bei uns, auf Lebenszeit, gegenwärtig aber, in Vollendung der radikalen Grundsätze, nur noch auf ein Jahr ernannt, was natürlich dieselbe Wirkung hat, als ob sie absetzbar wären, d. h. sie von der Regierung völlig abhängig stellt.

Der Begriff des Gesetzes ist ein viel weiterer als bei uns, indem er auch Verordnungen und Verwaltungsmafsregeln umfafst, so dafs die Repräsentantenkammer und noch mehr der Senat auch bei den kleinsten Dingen mitzureden haben. Ist ein Gesetz in beiden Kammern in je drei Lesungen angenommen worden, so wird es dem Präsidenten zur Bestätigung vorgelegt; verweigert dieser die Bestätigung, so geht das Gesetz an die Kammern zurück; bei nochmaliger Annahme durch dieselben mufs der Präsident seine Unterschrift geben.

Auch in anderer Beziehung hat die columbianische Verfassung die Bestimmungen der radikalsten europäischen Staaten. Selbstverständlich werden Verbrechen durch Geschworene abgeurteilt. Aber auch das Strafgesetz ist höchst liberal; zehn Jahre Zuchthaus sind die höchste Strafe, welche überhaupt verhängt werden kann. Rede und Presse sind vollkommen frei; auch die gemeinsten Beleidigungen gegen öffentliche Personen werden nicht geahndet. Als besonderer Fortschritt wird gepriesen, dafs nicht nur das Pafswesen, sondern auch die Quarantäne abgeschafft worden ist.

Schon diese Bestimmungen gingen den Konservativen vielfach zu weit; am meisten Anstofs erregten bei ihnen aber die kirchenpolitischen Gesetze. Bereits in den Jahren 1851—1853 hatte eine liberale Kirchengesetzgebung begonnen (vergl. S. 349). Während bis dahin die katholische Religion die alleinherrschende gewesen war, war seitdem auch jedes andere Bekenntnis gestattet, die obligatorische Civilehe eingeführt, die katholische Kirche vollkommen vom Staate getrennt worden, so dafs dieser sie weder unterstützen noch einen Einflufs auf sie ausüben sollte. Aber Mosquera ging während seiner Diktatur noch entschiedener gegen die Kirche, die eine Hauptstütze der konservativen Partei gewesen war, vor; er verfügte, dafs jeder Geistliche der staatlichen Bestätigung bedürfe, hob die Klöster auf und zog ihre Güter ein, und setzte den Erzbischof von Bogotá, der gegen diese Mafsregeln Einspruch erhob, in das Gefängnis. Der Konvent von Rionegro trat allen diesen Mafsregeln bei, welche einen der wichtigsten politischen Streitpunkte der beiden folgenden Jahrzehnte bilden sollten.

Während Mosquera das benachbarte Ecuador dafür züchtigte, dafs es in den letzten Bürgerkrieg eingegriffen hatte, brach ein Aufstand in Antióquia aus, und in den folgenden Jahren, während der Präsidentschaft von Murillo, folgten Aufstände in allen möglichen Landesteilen, die aber verhältnismäfsig rasch niedergeworfen wurden.

Im Jahre 1866 trat Mosquera, der inzwischen als Gesandter in Europa gewesen war, von neuem die Präsidentschaft an. Schon bald geriet er in Folge seines eigenmächtigen Auftretens mit der Mehrheit des Kongresses in Streitigkeiten. Dieser erliefs, nachdem er schon im März 1867 jedem Staate das Recht zugesprochen hatte, auch im Frieden ein stehendes Heer zu halten, im April 1867 zwei weitere wichtige Gesetze, welche den Ansichten von Mosquera schnurstracks entgegenliefen und geradezu ein Schlag in dessen Gesicht waren. Durch das eine, die sogenannte Lei sobre órden público wurde der Nationalregierung im Falle einer Revolution in einem Einzelstaate strikte Neutralität auferlegt, während sie nach der Ansicht des Präsidenten Mosquera verpflichtet sein sollte, die Regierung dieses

Staates zu unterstützen, durch das andere Gesetz wurden die von Mosquera früher ausgewiesenen Bischöfe und Pfarrer zurückberufen. Mosquera brach daraufhin den Verkehr mit dem Kongresse ab, erklärte sich abermals im Besitze der Diktatur und liefs mehrere Schriftsteller und Abgeordnete verhaften. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er durch eine Anzahl Bürger und die Garnison von Bogotá gefangen genommen und vom Kongresse verurteilt und abgesetzt.

An seine Stelle trat der General Santos Acosta, auf welchen 1868 Santos Gutiérrez, 1870 Eustorgio Salgar, 1872 Manuel Murillo, 1874 Santiago Pérez, 1876 Aquileo Parra, sämtlich der radikalen Partei angehörig, folgten. Die Regierung der vier ersten verlief ohne besonders bemerkenswerte Ereignisse, d. h. wenigstens ohne gröfsere Störungen des Friedens; während der Präsidentschaft von Pérez fanden schon in den Staaten Panama, Magdalena und Bolívar Unruhen statt, und unter Parra kam eine Revolution der Konservativen im ganzen Lande zum Ausbruch. Den Anlafs zu derselben gab eine Gesetzesvorlage, welche den Religionsunterricht in den Schulen aufhob, dann aber dahin gemildert wurde, dafs es den Direktoren freistehen sollte, fakultativen Religionsunterricht zu erteilen. Es war natürlich, dafs die Konservativen in diesem Gesetzentwurfe einen guten Grund oder Vorwand fanden, den Kampf gegen die Liberalen aufzunehmen, die ihrer Meinung nach schon allzu lange an der Herrschaft gewesen waren. Aber sie hatten sich in ihren Kräften verrechnet, die Revolution wurde niedergeschlagen, und die Liberalen behaupteten sich in der Regierung. Jedoch begann sich die liberale Partei schon unter der Präsidentschaft von Trujillo (1878—80) zu zersetzen; unter der Führung des früher ultraradikalen Rafael Núñez gliederten sich die Independientes ab, die etwas gemäfsigtere Ansichten vertraten und allmählich immer mehr Einflufs gewannen. Für die Periode 1880—82 wurde Núñez zum Präsidenten gewählt. Es ist charakteristisch, dafs unter seiner Regierung das Gesetz über órden público genau in der Form angenommen wurde, welche Mosquera vergeblich erstrebt hatte. Im Jahre 1882 kam in Zaldúa, einem ehrlichen, aber starrköpfigen Greise, wieder

ein Radikaler in den Besitz der Präsidentengewalt, aber ihm stand eine aus Independientes und Conservadores gebildete Mehrheit des Kongresses gegenüber.

Die Wogen der Politik schlugen hoch, als wir im August 1882 in Bogotá eintrafen. In Agualarga war uns Núñez begegnet, der Bogotá in der Nacht heimlich verlassen hatte und sich in seine Vaterstadt Cartagena begab. Freilich war diese ganze Flucht wohl nur eine geschickt angelegte Komödie des schlauen Politikers, der sich nicht unzeitig abnutzen wollte, denn in Bogotá waren in jenen Tagen nur wenige Schüsse gefallen. Aber zwischen Präsident und Kongrefs setzte es beständigen Streit und Hader, und wahrscheinlich wäre es schon damals wieder zum Bürgerkriege gekommen, wenn Zaldúa nicht in den letzten Tagen des Jahres 1882 rechtzeitig gestorben wäre. Da der erste Designado (Stellvertreter), Núñez, ablehnte, trat der zweite Designado, Otálora, in die Präsidentschaft ein. Während seiner Regierung kam Columbien gar nicht aus der Revolutionsfurcht mit ihrer lähmenden Wirkung auf Handel und Wandel heraus. Und das wesentlich, weil Frau Otálora, die sich früher von Handarbeiten ernährt hatte, gern noch über den Ablauf dieser Periode hinaus Präsidentin bleiben wollte. Es ist columbianisches Gesetz, dafs niemand zweimal hinter einander zum Präsidenten gewählt werden dürfe. Nun war aber Otálora nur als Stellvertreter in die Präsidentschaft eingetreten; fand daher das Gesetz auch in diesem Falle Anwendung? Otáloras Freunde verneinten, die Gegner bejahten die Frage. Auf Otáloras Seite standen namentlich die Radikalen, die Núñez nicht wieder an das Ruder kommen lassen wollten. Es galt, für die Zeit der Wahlen, die am 2. September stattfinden sollten, den in seiner Mehrheit feindlich gesinnten Kongrefs nach Hause zu schicken, denn so lange der Kongrefs versammelt ist, übt er den gröfsten Einflufs auf den Ausfall der Wahlen aus, da er nicht nur sämtliche Ernennungen und Mafsnahmen zu bestätigen, sondern auch über die Armee zu verfügen hat. Wie man das machte, ist ein hübsches Beispiel von Schürzenpolitik. Wenn der Kongrefs in drei Sitzungen hinter einander beschlufsunfähig gewesen ist, so gilt er eo ipso als aufgelöst. Zwei Male war

er zufällig beschlufsunfähig gewesen, am dritten Tage beredete Frau Otálora eine genügende Anzahl von Abgeordneten, zu fehlen und dadurch die Auflösung herbeizuführen. Aber die Konservativen und Independienten setzten dem unschuldigen Manne der Frau Präsidentin, der sich, wie stets in unangenehmen Lagen, krank stellte und zu Bett legte, so zu, dafs er sich entschlofs, den Kongrefs schon nach zwei Tagen wieder einzuberufen. Sämtliche Abgeordnete waren während dieser zwei Tage in Bogotá geblieben, und doch liefsen sie sich, mit wenigen Ausnahmen, die hohen Reisegelder für Hin- und Rückreise auszahlen, welche die meisten unter einem Monate überhaupt nicht vollenden konnten. Einige Wochen hielt Otálora noch an seiner Kandidatur fest, dann liefs er sich durch die Drohungen der Gegner und die Angst vor einer Revolution zur Verzichtleistung bestimmen. Die radikale Partei wandte sich jetzt dem General Solon Wilches, dem Präsidenten des Staates Santander, zu, welcher sich bereits neben Núñez hatte aufstellen lassen, obwohl seine politische Parteistellung ungefähr dieselbe war. Es war schwer zu sagen, wem man den Sieg wünschen sollte, denn Núñez galt keineswegs für einen unbescholtenen Charakter, Wilches war ebenfalls ein dunkeler Ehrenmann, aber von gröberer Art, a ruffian, wie ihn ein Engländer bezeichnete, der in Santander genug von ihm gehört hatte. Die Columbianer entschieden sich für Núñez, der in sechs Staaten die Majorität erhielt. Am letzten März 1884 lief die Präsidentschaft von Otálora ab; er wurde sofort wegen seiner politischen Umtriebe und wegen verübter Unterschleife in Anklagezustand versetzt. Der Prozefs kam jedoch nicht zum Austrage, denn Otálora starb schon nach wenigen Wochen in Anapoima.

Wahrscheinlich hatte Otálora Staatsinteresse und Privatinteresse, Staatskasse und Privatkasse manchmal verwechselt, aber wenn er es nicht gethan hätte, wäre er kein columbianischer Politiker gewesen; er hatte es nur ungeschickt angefangen. Die Columbianer waren froh, einen Sündenbock gefunden zu haben, dem sie alles aufladen konnten, was im Staate krank und faul war. Und doch hatten alle diese Schäden schon lange vor seiner Regierung, grofsenteils wohl seit den ersten Jahren der

Republik, bestanden und waren tief in dem Charakter der Nation und in der Verfassung des columbianischen Staatswesens begründet.

Die demokratische Verfassung hat notwendig Dilettantismus zur Folge. Es giebt keinen Beamtenstand, welcher die Verwaltung von unten auf kennen lernte, Advokaten, Ärzte, Kaufleute werden zu den höchsten Staatsämtern berufen und verlassen ihre Posten gewöhnlich schon nach einigen Monaten wieder, noch ehe sie sich in dieselben haben einarbeiten können. Im diplomatischen Verkehre sind beständige Formverletzungen, in der inneren Verwaltung die schwersten Fehler und Unterlassungssünden die Folge dieser Einrichtung, welche durch die Eigentümlichkeiten des columbianischen Nationalcharakters noch gefährlicher wird, als sie es an sich schon wäre. Denn der Columbianer ist faul und wird seinen Mangel an Erfahrung nur selten durch eifrige Thätigkeit zu ersetzen suchen, er glaubt alles zu wissen, auch wenn er nur die oberflächlichsten Kenntnisse besitzt, und trifft die wichtigsten Maſsnahmen, ohne sich bei Sachkennern Rat zu holen, er ist nicht unbegabt, aber unpraktisch, faſst jedes Ding von der falschen Seite an, will das Dach setzen, ehe er das Haus gebaut hat, will tanzen, ehe er gehen gelernt hat.

Dennoch wäre es um Columbien verhältnismäſsig gut bestellt, wenn Mangel an Einsicht der einzige Fehler seiner Staatsmänner wäre. Viel schädlicher noch sind die moralischen Mängel; denn egoistische Motive sind die wichtigste Triebfeder der meisten politischen Handlungen, der Staat ist für viele Politiker die melkende Kuh, die man ohne Bedenken auspressen darf.

Wenn eine Partei, sei es durch die gesetzliche Wahl eines neuen Präsidenten, sei es auf dem ungesetzlichen Wege der Revolution, zur Herrschaft kommt, so wird der gesamte Beamtenkörper erneuert, sämtliche Stellen mit Anhängern des neuen Präsidenten besetzt, welche vielleicht Jahre lang auf diesen Moment gewartet haben, inzwischen durch Schuldenmachen ein trauriges Dasein fristend. Nun bekommen sie eine Stelle mit geringem Gehalt, der noch dazu meist erst Monate hinterher ausbezahlt wird, so daſs sie ihn inzwischen mit groſsem

Verluste verpfänden müssen. Was ist, bei einem schwach entwickelten sittlichen Bewufstsein, natürlicher, als dafs sie ihr Einkommen auf unrechtmäfsige Weise zu vermehren streben, dafs sie für Bestechungen zugänglich sind und kein Arg dabei finden, die Löcher ihres Geldbeutels aus dem Staatssäckel zu stopfen? Die Richtersprüche fallen meist zu Gunsten der reicheren und mächtigeren Partei aus, welche den Richter durch klingende Beweise von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen im Stande war. Kein Kaufmann oder Industrieller kann ein Geschäft mit der Regierung abschliefsen, ohne dem Beamten, welcher das Geschäft vermittelt, einen beträchtlichen Prozentsatz zu zahlen. Viele der Eisenbahnunternehmungen, welche dem Lande Millionen gekostet haben, sind nur begonnen worden, weil sie den betreffenden Präsidenten und ihren Sekretären bedeutende Vorteile gewährten (vergl. S. 101). Durch die, für ein solches Land fast übertriebene, Ehrlichkeit eines Deutschen erfuhr man, dafs der Präsident des Staates Cundinamarca ihm angeboten habe, ihm sein Landgut für 120 000 $ abzukaufen, dafs aber in den Kontrakt 150 000 $ als Kaufsumme gesetzt werden, die Differenz von 30 000 $ also in die Tasche des Präsidenten fliefsen solle. Und als der Deutsche dies Anerbieten abschlug, wurde er durch beständige Prozesse in die Enge getrieben, bei welchen die gefügigen Gerichte natürlich gegen ihn entschieden. Ein Finanzminister entledigte sich seiner Schulden dadurch, dafs er seine Gläubiger anwies, möglichst viele Staatsobligationen aufzukaufen, deren Kurs damals 20—25 % des Nominalwertes war, und dafs er dieselben bei dem Salzwerke von Zipaquirá zu ihrem vollen Werte annehmen liefs, bis jene ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hatten. Auf einer nahe der Grenze der Staaten Tolima und Cundinamarca gelegenen Hacienda wurde das Vieh beständig gestohlen, ohne dafs sich die Behörden zur Ergreifung irgend welcher Mafsregeln bewegen liefsen; natürlich, denn es wurde bald festgestellt, dafs der Präsident des Staates Tolima der Stehler, der Präsident von Cundinamarca der Hehler war.

Die positiven Leistungen des Staates sind sehr geringfügig. Wenn die öffentliche Sicherheit wenig gefährdet ist, so ist das

nicht der Wachsamkeit des Staates, sondern dem gutmütigen Charakter des Volkes zu danken; findet einmal eine Ruhestörung statt, so sind die Staatsbehörden sicher zuletzt am Platze. Der Rechtsschutz der Ärmeren gegen Eigentumsverletzungen und Bedrückungen jeder Art ist sehr gering. Das Schulwesen ist gebessert worden, aber es fehlt doch immer noch an andauernder Aufmerksamkeit für dasselbe. Der Wegebau wird ganz vernachlässigt, weil alles Geld mit Eisenbahnprojekten vergeudet wird. Gelegentlich werden Landwirtschaftsschulen und Musterlandwirtschaften in das Leben gerufen, um jedoch meist schon bald wieder einzugehen. Hie und da finden wir gute Anläufe in Folge der Thätigkeit einzelner tüchtiger Beamten, aber meist verlaufen diese Anfänge schon bald wieder im Sande.

Die Finanzen befinden sich in beständiger Unordnung. Die einzigen in Betracht kommenden Einnahmequellen der Nationalregierung sind die Zölle und das Salzmonopol, welche in den Jahren 1877—81 einen mittleren Ertrag von 3 950 000 $ und von 1 350 000 $ abgeworfen haben. Auch die Einnahmen der Einzelstaaten bestehen grofsenteils in indirekten Steuern, Weggeldern (peaje), Branntweinmonopol und dergl., weil die Erhebung direkter Steuern bei der dünnen Besiedelung und dem niedrigen Kulturstandpunkte Columbiens mit zu grofsen Schwierigkeiten verknüpft wäre. Diese Einnahmen, mit denen man bei einer sparsamen und ehrlichen Finanzverwaltung allenfalls auskommen könnte, genügen den thatsächlichen Anfordeungen in keiner Weise. In den Budgets der letzten Jahre rechnete man jedesmal auf eine Einnahme von nicht ganz 6 Millionen $, stellte aber ungefähr 17 Millionen $ Ausgaben ein, so dafs das Deficit von vornherein 11 Millionen $ betrug. Nach wenigen Monaten war natürlich die Staatskasse leer, und alle Ausgaben, welche später an die Regierung herantraten, konnten einfach nicht gedeckt werden. Die Beamten, mit Ausnahme der höchstgestellten und der Abgeordneten, erhielten ihre Gehälter nicht ausgezahlt, die Schulen mufsten geschlossen werden, die Kranken und Pfleger im Irrenhause von Bogotá starben beinahe vor Hunger. Die Zinsen der äufseren Schuld

wurden seit 1879 nicht mehr bezahlt, obwohl sich die Gläubiger erst wenige Jahre vorher zu einem für Columbien sehr vorteilhaften Abkommen hatten bewegen lassen. Natürlich waren die Anleihen, welche die südamerikanischen Staaten während des Unabhängigkeitskrieges in Europa aufnehmen mufsten, nur unter harten Bedingungen zu haben gewesen, da die europäischen Kapitalisten den Verlust ihres Kapitales riskierten. Es ist darum sehr thöricht und ungerecht von den Columbianern, wenn sie daraus die Berechtigung zur Verweigerung der Zinszahlung herleiten, doppelt ungerecht, weil die dadurch immer höher angeschwollene Summe von den Gläubigern schon mehrmals ermäfsigt worden ist, und doppelt thöricht, weil dadurch der Kredit Columbiens im Auslande immer mehr sinkt. Und doch würde es diesen Kredit zu wirtschaftlichen Verbesserungen jeder Art so sehr bedürfen. Aber freilich, dem Lande selbst würde es wenig nützen, wenn auch die Regierung das Geld in die Hände bekäme; denn dasselbe würde zur Hälfte in den Taschen der Beamten verschwinden, zur anderen Hälfte nutzlos verausgabt werden, weil in Folge einer anderen Strömung in den leitenden Kreisen das Werk, das damit begonnen, unvollendet und damit unbrauchbar bliebe.

Die Ausnutzung der Regierung seitens der herrschenden Partei erregt natürlich den Unwillen oder, besser gesagt, den Neid der aufserhalb der Regierung stehenden. Wird sich dieser Unwille bei den nächsten Wahlen bethätigen und die Regierung stürzen? In den meisten Fällen werden die Wahlen trotz allem günstig für die Regierung ausfallen, denn die Regierung hat zwei einfache Mittel, die Wahlen zu ihren Gunsten zu lenken; sie bringt die Urnen nach der Wahl auf irgend eine Weise bei Seite und schiebt ein imaginäres Wahlergebnis unter, oder stellt Soldaten an die Wahlurne und läfst jeden politischen Gegner mit gefälltem Bajonett von derselben fern halten. Die gegnerische Partei mufs warten, bis sie sich stark genug fühlt, mit den Waffen in der Hand die Regierung zu stürzen und die Zügel der Herrschaft an sich zu reifsen.

Der Halt der Regierung liegt in ihrem Heere, das in aufgeregten Zeiten nach Kräften verstärkt wird. Und wie macht

man das im Lande der Freiheit und Gleichheit, in dem niemand wider seinen Willen als Soldat eingezogen werden darf? Patrouillen ziehen nächtlich umher und fangen jeden ein, der ihnen zum Soldaten brauchbar erscheint; nur das Tragen von Lederstiefeln, als Abzeichen der vermögenderen Klassen, befreit von dieser Art der Rekrutierung. Und diese armen von Haus und Herd gerissenen Indianer werden zum Kampfe gegen ihre Volksgenossen geführt, für eine Sache, die sie nicht verstehen, der sie vielleicht im Inneren feindlich gesinnt sind. Es ist ein Zeichen ihrer Indolenz, dafs sie trotzdem mutig in die Schlacht ziehen, dafs sie sich gegen dieses Joch nicht auflehnen. Nach den, vielleicht etwas übertriebenen, Angaben der Columbianer haben die meisten dieser Schlachten einen blutigen Verlauf. Sei dem, wie ihm wolle, der wirtschaftliche Schaden dieser Bürgerkriege ist ein ungeheuerer, denn das Eigentum der Feinde wird mit vollster Absichtlichkeit zerstört, blühende Pflanzungen werden vernichtet, blofs um dem Besitzer Schaden zuzufügen. Dazu kommt, dafs nicht nur während ihrer ganzen Dauer, die sich oft auf mehrere Jahre beläuft, alle Geschäfte vollkommen ruhen, sondern dafs auch die blofse Erwartung eines Bürgerkrieges, die natürlich noch viel häufiger eintritt, alle Geschäfte empfindlich schädigt. Die Revolution ist daher ein gefährliches Mittel, gesunde Zustände im Staate zu schaffen, und es würde seltener angewandt werden, wenn man wirklich das öffentliche Wohl, und nicht in erster Linie den erhofften eigenen Vorteil im Auge hätte.

Auch gegenwärtig wurde wieder in allen Staaten die Werbetrommel gerührt, denn die politische Gärung dauerte auch nach dem Tode von Otálora und nach dem Antritte der Präsidentschaft durch Núñez fort. Kein aufmerksamer Beobachter konnte sich mehr darüber täuschen, dafs Columbien in der nächsten Zukunft wieder der Schauplatz eines Bürgerkrieges sein würde; nur über den Zeitpunkt und den Ort des Ausbruches waren noch Zweifel möglich.

Die am 27. Juli 1884 stattfindenden Neuwahlen des Präsidenten und der Asamblea (Landtag) des Staates Santander brachten schliefslich die Bombe zum Platzen. Der Staat Santander war

in den letzten vier Jahren, seit Solon Wilches im Besitze der Präsidentengewalt war, ein Schauplatz der schlimmsten Mifswirtschaft gewesen, die Abgaben und Zölle waren auf eine aufserordentliche Höhe hinaufgeschraubt und der Ertrag derselben teils auf die Erhaltung des gemeingefährlichen Heeres verwendet worden, teils direkt in die Taschen des Präsidenten Wilches und seiner Getreuen geflossen; die Finanzen des früher blühenden und geordneten Staates waren ganz heruntergekommen. Wilches selbst war zwar nicht wieder wählbar, aber der eine Kandidat, Ordóñez, galt durchaus für seine Kreatur, die die Regierung in demselben Geiste weiterführen würde. Deshalb stand die grofse Mehrzahl der unabhängigen Leute, unbekümmert um die politische Parteistellung, auf Seiten des radikalen Kandidaten Eustorgio Salgar, der schon früher Staats- und dann Nationalpräsident gewesen war und dessen Ehrlichkeit auch von den Gegern anerkannt wurde. In Pamplona, in Cúcuta, in den meisten anderen Ortschaften scheint er thatsächlich die Majorität erhalten zu haben, aber da Wilches überall seine Freunde und Anhänger zu Wahlkommissaren eingesetzt hatte, wurde Ordóñez für gewählt erklärt. Die unterlegenen Radikalen wandten sich an die Nationalregierung, um eine Kassation der Wahl herbeizuführen. Núñez und Wilches waren früher Feinde, Gegner bei der letzten Wahl zum Präsidenten der Nation gewesen; aber man munkelte, dafs eine Vereinigung derselben zu Stande gekommen sei, und dafs Núñez die unter den Auspicien von Wilches vollzogenen Staatswahlen bestätigen würde.

Als ich am 2. September auf meiner Heimreise in Neu-York ankam, fand ich auch schon die telegraphische Nachricht vom Ausbruche der Revolution vor. Núñez hatte sich in der That auf die Seite von Wilches gestellt, und die Radikalen hatten zu den Waffen gegriffen. Von Santander dehnte sich die Revolution bald über ganz Columbien aus. Ungefähr anderthalb Jahre dauerte der Bürgerkrieg, der mit grofser Erbitterung geführt worden zu sein scheint. Wieder wurden Handel und Wandel vollkommen gelähmt, dem unglücklichen Lande tiefe Wunden geschlagen. Der Kampf endigte mit der Niederlage

der Radikalen, dem Siege des Präsidenten Núñez, der sich in diesem Kampfe wesentlich auf seine alten Gegner, die Conservadores, gestützt hatte. Die Folge des Krieges war eine vollständige Umänderung der Verfassung. Columbien hörte auf, ein Staatenbund zu sein und wurde wieder ein Einheitsstaat, die Dauer der Präsidentschaft wurde von zwei auf fünf Jahre verlängert, die Befugnisse des Präsidenten wurden vermehrt, die radikale Trennung von Kirche und Staat aufgehoben und eine Reaktion in kirchlichem Sinne eingeleitet. An sich möchte ich die meisten dieser Änderungen für Verbesserungen halten. Wie oft hatte ich mich nicht im Gespräche mit Columbianern gegen den Föderalismus ausgesprochen und auf die Vorteile der Einigung unseres deutschen Vaterlandes hingewiesen, von dem doch auch geographisierende Überkluge gesagt hatten, dafs es von Natur zur Zerrissenheit prädestiniert sei! Aber mit einer oder zwei Ausnahmen hatte ich in den Konservativen sowohl wie in den Radikalen stets begeisterte Anhänger des Föderativsystemes gefunden. Woher nun der plötzliche Umschwung der Gesinnungen? Weil der Centralismus eine Machterweiterung der herrschenden Partei und des Präsidenten Núñez bedeutet. Ich fürchte, dafs ein so unvermittelter Wechsel das Land nicht beruhigen, sondern die Quelle neuer Aufregungen werden wird. Möchte ich mich darin irren, möchte die neue Verfassung den Ausgangspunkt einer segensreichen Entwickelung bilden!

4. Die wirtschaftliche Lage und der Kulturstandpunkt Columbiens.

„No le parece muy atrasado el pays, caballero?“ „Meinen Sie nicht, dafs Columbien weit in der Kultur zurückgeblieben ist?“ Das ist die taktvolle Frage, welche dem europäischen Reisenden in Columbien fast täglich vorgelegt wird, und auf die man meist wohl eine verneinende Antwort erwartet. Aber ich wollte nicht in den oft gerügten columbianischen Fehler fallen und aus Höflichkeit die Unwahrheit sagen. „Pues, sí, señor“; „es thut mir leid, aber es ist so“, war meine stehende

Antwort, der ich, wenn ich guter Laune war, d. h. wenn mich nicht die Aufdringlichkeit des Fragestellers ärgerte, einige entschuldigende Worte über die Ungunst der Bodengestaltung und dergleichen hinzufügte.

In der That sehen wir, welchen Mafsstab wir auch anlegen mögen, Columbien und die Columbianer in der Kulturentwickelung beträchtlich nicht nur hinter Europa und den Vereinigten Staaten, sondern auch hinter vielen anderen Tropenländern und hinter anderen Teilen Südamerikas zurückstehen.

Erst ein kleiner Teil des Landes ist überhaupt vom Menschen besetzt worden. Die Landenge von Panama, welche zur Zeit der Entdeckung eine verhältnismäfsig dichte Bevölkerung hatte, ist heute fast ganz mit dichtem, regen- und fieberreichem Urwald bedeckt, in welchem spärliche Indianerhorden wohnen. Dichter Urwald bedeckt auch den ganzen Westabhang der Kordillere, erstreckt sich um die Nordabhänge der West- und Centralkette herum am Magdalenenstrom und dessen Nebenflüssen aufwärts bis $5^{1}/_{2}{}^{0}$ nördl. Br. und tritt nach kleinen Unterbrechungen auch südlich davon wieder auf, überzieht die nördlichen Ausläufer der Ostkordillere bis zum See von Maracaibo und bedeckt einen grofsen Teil der Ostabhänge derselben, um sich im Süden mit dem Urwalde der östlichen Ebene zu verbinden. Diese Gebiete zusammenhängenden Urwaldes sind bis heute die Zufluchtsstätte wilder Indianerstämme geblieben. In den Grassteppen oder Llanos, in denen die Fruchtbarkeit des Bodens zusammen mit dem vortrefflichen Flufsnetze vielleicht einst eine hohe landwirtschaftliche Blüte und einen regen Handel den Orinoco abwärts hervorrufen werden, grasen heute nur halbwilde Viehherden, welche lediglich dem Verbrauche des inneren Columbiens dienen, und befriedigen spärliche Anpflanzungen die notwendigsten Bedürfnisse der wenigen Bewohner.

Nur in den mittleren Teilen der Kordilleren, also weitab von der Küste, finden wir gröfsere Anpflanzungen und eine dichtere Besiedelung. Freilich ist auch in diesen Gebieten, die wir als Kulturgebiete bezeichnen können, der Urwald erst

teilweise verschwunden, und wo er verschwunden ist, ist er nur zum Teile Anpflanzungen und Weideland, zum anderen Teile einem häfslichen, nutzlosen Gebüsche gewichen, oder ist gar der nackte Fels an seine Stelle getreten, da die starken tropischen Regengüsse den fruchtbaren Boden weggeschwemmt haben.

Die Zahl der wilden Indianer wird auf ungefähr 150 000 geschätzt, die Gesamtzahl der civilisierten Bevölkerung wurde durch den Census von 1870 auf 2 900 000 angegeben und wird heute etwas über 3 000 000 Seelen betragen. Auf ein Gebiet, welches, je nach der Grenzbestimmung, anderthalbmal bis zweiundeinhalbmal so grofs als das deutsche Reich ist (vergl. S. 3), kommt also eine nicht viel gröfsere Bevölkerung als die des Königreiches Sachsen. Von dieser Bevölkerung wohnt bei weitem der gröfste Teil, nämlich 2 650 000, im Andenlande, aber auch hier ist die Dichte der Bevölkerung nur gering, denn da dasselbe 8900 Quadratmeilen umfafst, wohnen hier 300 Einwohner auf der Quadratmeile gegen 4620 im deutschen Reiche. Dichte der Bevölkerung ist aber die Hauptbedingung jedes Fortschrittes der Kultur, denn nur bei näherem Zusammenwohnen der Menschen ist gegenseitige Unterstützung und Arbeitsteilung möglich, findet eine Reibung und andererseits Anregung statt. Mit der Dünne der Besiedelung hängt auch die Mangelhaftigkeit der Verkehrswege zusammen, welche die Verwertung der natürlichen Reichtümer so erschwert.

Auch der Urwald ist der wirtschaftlichen Ausnutzung nicht ganz entzogen, denn in seinem Inneren birgt er viele wertvolle Produkte, von denen namentlich die Chinarinde einen wichtigen Handelsartikel gebildet hat. Aber der freiwillig gespendete Reichtum auch der tropischen Natur nimmt ein Ende, wenn der Mensch nur davon zehrt, ohne irgend etwas für seine Erhaltung zu thun, und das Leben im Urwalde ist wenig geeignet, die Gesittung zu fördern.

Der niedrige Stand der wirtschaftlichen Entwickelung wird auch durch die Gröfse und die Güte der Flächen bezeichnet, welche der Viehzucht eingeräumt werden. Allerdings bezeichnet die Viehzucht einen grofsen Fortschritt gegenüber der indiani-

schen Zeit, denn die spanischen Eroberer haben die Haustiere Europas eingeführt, welche der amerikanischen Natur versagt gewesen waren. Aber der Pflege und Zucht des Viehs wird noch wenig Sorgfalt gewidmet. Das columbianische Rindvieh giebt verhältnismäfsig wenig Fleisch und fast gar keine Milch. Mit Ausnahme der Häute dient es nur dem einheimischen Verbrauche.

Das wichtigste Merkmal des Pflanzenbaues ist seine Mannigfaltigkeit, da fast sämtliche Kulturgewächse der Welt in geringem Abstande von einander angebaut werden. Das tropische Klima und die Möglichkeit, den Boden häufig zu wechseln, gewähren reiche Erträge. Aber der landwirtschaftliche Betrieb ist meist noch sehr ursprünglich, die schlechten Verbindungen erschweren den Absatz, so dafs es sich in Boyacá oft nicht bezahlt macht, die reifen Kartoffeln zu Markte zu bringen, dafs der Weizen der Hochebene von Bogotá an der Nordküste nicht mit nordamerikanischem Mehle konkurrieren kann, und dafs fast nur der Kaffee die Ausfuhr lohnt.

Ein erfreulicheres Bild als die Landwirtschaft bietet der Bergbau dar. Schon bei der Entdeckung des Landes fanden die Spanier bei den Indianern grofse Goldmengen vor, für die Spanier war dann die Gewinnung der Edelmetalle das höchste Interesse an den neuen Kolonieen überhaupt. Bis zum Jahre 1720 und wieder von 1800 bis 1820 war Neu-Granada das reichste Goldland der Erde, aus dem 35 Prozent der gesamten Goldproduktion kamen; während der drei Jahrhunderte der spanischen Kolonialherrschaft sollen etwas über eine Million Kilogramm Gold von hier exportiert worden sein. Der absolute Betrag der Ausfuhr ist sich zwar auch später ziemlich gleich geblieben, aber die Entdeckung der reichen Goldlagerstätten Rufslands, Kaliforniens und Australiens brachte Columbien ganz ins Hintertreffen[1]). Der Silberbergbau, obwohl nicht unbedeutend, hat daselbst überhaupt nie eine so wichtige Rolle wie der Goldbergbau gespielt. Gegenwärtig sind beide im Staate Antióquia am

---

[1]) Vergl. Soetbeer, Edelmetallproduktion. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 57. 1879.

höchsten entwickelt, während die Minen des Staates Tolima, des Caucathales und des nördlichen Santander erst allmählich wieder besser ausgenutzt werden, und im Chocó (d. h. dem Westabhange der Westkordillere), welchen man als das columbianische Kalifornien betrachtet, der dichte Urwald und das tödliche Klima noch das Eindringen der Menschen verbietet. Die Bearbeitung der Erze leidet noch unter den allgemeinen Kulturverhältnissen; nur an wenigen Stellen findet Verhüttung statt; wo sich die Amalgamation verbietet, mufs man das Roherz nach Europa versenden. Ein grofser Teil der Bergwerke gehört europäischen Gesellschaften, und wenn Columbien denselben auch dankbar sein mufs, weil sonst die Ausbeutung ganz unterbliebe, so geht doch dadurch ein Teil des Gewinnes für das Land verloren.

Aus der Kohle und dem Eisen, welche sich besonders in der Ostkordillere finden, hat die Bevölkerung bis jetzt erst geringen Nutzen zu ziehen gewufst; die columbianische Industrie steht, wie die der meisten tropischen Kolonialländer, noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Aus den Blattfasern einer agavenartigen Pflanze (einer Fourcroya), der sogenannten Fique, werden Seile, Strohsandalen u. s. w. verfertigt, das Stroh einer kleinen Fächerpalme, der Carludovica palmata, wird an einigen Orten zu Strohhüten verarbeitet, welche als Panamahüte auch in geringer Menge ausgeführt werden[1]), im Hochlande von Boyacá und um Socorro werden, noch ganz in der alten indianischen Manier, aus Baumwolle oder jetzt wohl auch aus Wolle, Hosen und Ruanas gewebt, in verschiedenen Gegenden besteht eine rohe Töpferei, man verfertigt unbeholfene Möbel und Sattlerwaren, aber nur in den Städten hat sich unter der Einwirkung eingewanderter Franzosen und Italiener das Handwerk etwas höher gehoben, und die wenigen gröfseren industriellen Anlagen, welche man bisher versucht hat, sind in den Anfängen gescheitert. Der gröfste Teil der Manufakturwaren, welcher die Bevölkerung bedarf, mufs daher noch aus Europa oder den Vereinigten Staaten eingeführt werden.

[1]) Die meisten sogenannten Panamahüte kommen aus der Gegend von Guayaquil in Ecuador.

Der Gesamtwert der Einfuhr wurde im Etatsjahre 1882/83 zu 11 500 000 $ (46 Mill. M.) angegeben, aber wird wahrscheinlich etwas gröfser gewesen sein, weil die hohen Eingangszölle niedrige Deklarationen im Gefolge zu haben pflegen, während umgekehrt die Ausfuhr der hohen Seeversicherung wegen hoch deklariert wird. Einen etwas besseren Mafsstab zur Vergleichung beider besitzen wir in dem Wechselkurs, der freilich daneben in hohem Grade durch das wechselnde Wertverhältnis von Gold und Silber beeinflufst wird, denn in Columbien herrscht, thatsächlich wenigstens, Silberwährung, während die Einkäufe in Europa und Nordamerika meistens in Gold bezahlt werden müssen. Bis zum Jahre 1883 scheinen Einfuhr und Ausfuhr im Gleichgewichte gestanden zu haben, seitdem ist diese bedeutend herabgegangen und der Wechselkurs auf 25 Prozent gestiegen. Die Ausfuhr von Tabak und Indigo hatte zwar schon seit Mitte der siebziger Jahre nachgelassen, aber dafür hatte die Ausfuhr von Chinarinde eine ungewöhnliche Höhe erreicht, weil man bei Bucaramanga die bis dahin unbeachtete Cuprearinde entdeckt hatte. Seitdem hat die Rindenausfuhr ein jähes Ende genommen, und auch die Kaffeeausfuhr ist geschädigt worden, so dafs 1884 die Ausfuhr von Gold und Silber, Kaffee, Häuten und einigen kleinen Artikeln nicht mehr hinreichte, die Einfuhr zu bezahlen. Im ganzen Lande herrschte allgemeine Klage über den schlechten Gang der Geschäfte.

Und doch war die Einfuhr, wenn man sie nach ihrem Verhältnis zur Bevölkerung mit den tropischen Kolonieen der Engländer und Holländer vergleicht, keineswegs eine besonders grofse gewesen. Columbien spielt im Weltverkehre eine viel geringere Rolle als jene, aber man darf die Ursache dafür nicht etwa in einer wirtschaftlichen Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit suchen, die columbianische Industrie ist, wie wir gesehen haben, nicht im Stande, weitergehende Ansprüche zu befriedigen, die Befriedigung vieler derselben mufs überhaupt unterbleiben, weil die Mittel zum Bezahlen fehlen. Die Columbianer sind, mit einem Worte gesagt, ein armes Volk, wie uns ein Blick auf ihre Lebensweise bestätigt.

Die Ernährung des Volkes ist zwar, wenngleich die Speisen

meist unschmackhaft zubereitet sind, keine schlechte, denn das Land selbst liefert in seinen verschiedenen Höhenlagen bei geringer Arbeit die Produkte aller Zonen. An die Kleidung stellt die tropische Natur geringe Ansprüche, und aus der mangelhaften Kleidung darf man nicht auf Armut schliefsen; aber es ist charakteristisch, dafs auch feine Caballeros, die in Bogotá in modernen Pariser Anzügen einherstolzieren, auf der Reise gewöhnlich zerrissenes Schuhwerk tragen. Die Empfangszimmer der reichen Bogotaner sind voll von europäischen Möbeln und teueren Spiegeln, aber schon in ihren Wohn- und Schlafzimmern, in ihren Landhäusern und erst recht in den Wohnungen der mittleren und unteren Volksklassen findet man nur ein sehr dürftiges Mobiliar, dessen sich jeder deutsche Handwerker und Bauer schämen würde, und die Behausungen selbst sind bei mehr als der Hälfte der Bevölkerung elende Hütten. Nur wenige reiche Familien in den gröfseren Städten brennen Petroleumlampen, im allgemeinen benutzt man nur schlechte Talglichter, das Chinin ist hier im Lande seiner Herkunft, wo die Natur selbst es zur Bekämpfung der zahlreichen Fieber geschaffen zu haben scheint, eine zu teuere Arzenei, Bücher sind eine Seltenheit und nirgends sieht man erträgliche Bilder.

Man könnte einwenden, dafs diese Schmucklosigkeit des Lebens nicht eigentlich Armut sei, sondern aus dem unter den Tropen häufigen Mangel an Bedürfnissen entspringe und dafs es in der Hand jedes Einzelnen liege, sein Leben angenehmer zu gestalten. Es ist sicher richtig, dafs sich die meisten, wenn sie nur wollten, z. B. ein besseres Haus bauen könnten, aber sie würden auch bei vermehrter Produktion nicht ohne weiteres in der Lage sein, gröfsere Einkäufe von Erzeugnissen des Gewerbes und der Kunst zu machen, weil die Voraussetzung hierfür entweder eine Vermehrung der heimischen Industrie oder eine Vermehrung der Kaufkraft des Landes für fremde Industrieprodukte wäre, und weil diese Kaufkraft ihre Grenze schon gegenwärtig nicht in dem Mangel an Produktion, sondern in dem geringen Absatze findet.

Die Verteilung des Eigentums ist in Columbien günstiger als in manchen anderen tropischen Ländern, in denen die

Freude an dem Gesamtreichtum durch die Betrachtung getrübt wird, dafs nur wenige Personen an demselben teilnehmen, dafs die Masse der Bevölkerung dagegen in Sklaverei oder Hörigkeit lebt, als ob sie nur für die Bedürfnisse der Herren geschaffen wäre. In Columbien sind in Folge der Aufhebung der Sklaverei und der Hörigkeit der Indianer alle Bevölkerungsklassen, welcher Abstammung und Farbe sie auch sein mögen, gesetzlich gleichberechtigt; zwar ist diese Gleichberechtigung thatsächlich noch nicht ganz erreicht, zwar ist der arme Indianer von dem Grundbesitzer ziemlich abhängig und findet vor Gericht schwer sein Recht, zwar werden nur die unteren Volksklassen zum Heere rekrutiert, aber auch in den Kulturländern Europas haben manche dieser Übelstände noch vor wenigen Jahrzehnten bestanden. Die socialen Verhältnisse Columbiens sind, sofern nicht der staatliche Einflufs in Betracht kommt, ähnlich wie in den östlichen, vorzugsweise Landwirtschaft treibenden, Provinzen Preufsens; ebensowenig wie hier ist die sociale Frage bisher eine brennende geworden, weil mit der Industrie auch die Fabrikarbeiter fehlen.

Auch die Bildung des Volkes hat in den letzten Jahrzehnten unleugbare Fortschritte gemacht, aber sie steht noch weit hinter unserer Volksbildung zurück, da die Bevölkerung noch nicht zur Hälfte lesen und schreiben kann und grofsenteils in tiefem Aberglauben lebt. Die Bildung der höheren Stände leidet namentlich an Oberflächlichkeit und, ganz im Gegensatze zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika, an zu geringer Betonung des Praktischen, so dafs Columbien für jede technische Leistung auf Ausländer angewiesen ist. Für die Entwickelung von Wissenschaft, Kunst und Litteratur ist in einem Lande wie Columbien noch wenig Raum, weil der geringe Nationalwohlstand sowie die demokratische Organisation es im allgemeinen noch nicht gestatten, aus denselben einen Lebensberuf zu machen, und weil ein regerer geistiger Verkehr mit dem Auslande noch zu sehr erschwert ist. Die Anfänge wissenschaftlichen Lebens am Anfange unseres Jahrhunderts wurden durch den Unabhängigkeitskrieg wieder zerstört, denn

die Politik nahm seitdem alles Interesse in Anspruch, und mehrere der jungen Gelehrten verloren auf dem Schlachtfelde oder unter dem Henkerbeile Morillos ihr Leben. Aus den sechzig Jahren republikanischer Zeit sind nur vereinzelte wissenschaftliche Leistungen zu verzeichnen; Restrepo, Joaquin Acosta, Plaza und Groot schrieben die vaterländische Geschichte, Vergara stellte die Litteraturgeschichte Neu-Granadas dar, Uricoechea und Zerda beschäftigten sich mit den indianischen Altertümern, Cuervo verfaſste ein Wörterbuch der spanischen Sprache, Caro übersetzte Vergil, J. M. Gonzalez richtete die Sternwarte wieder ein, Triana arbeitet an einer Flora Columbiens. Drama und Roman haben noch keine reife Frucht gezeitigt; über die lyrische Dichtung maſse ich mir kein Urteil an, aber es scheint nicht, als ob sich unter der groſsen Flut poetischer Erzeugnisse wirklich hervorragende Leistungen befänden. Die bildende Kunst ist noch so gut wie unangebaut.

Wenn wir unsere Betrachtungen über die geistige Entwickelung Columbiens in ein Urteil zusammenzufassen suchen, so kann dasselbe nicht anders als unser Urteil über die wirtschaftliche Entwickelung lauten. Columbien bietet weder in Bezug auf die materielle noch auf die geistige Kultur ein erfreuliches Bild dar, seine Kultur steht noch weit hinter der anderer Kulturnationen zurück und zeigt auch nur eine langsame Wandlung zum Besseren.

Ist es die Natur des Landes oder sind es historische Umstände und der Nationalcharakter, was Columbien auf dieser vergleichsweise niedrigen Stufe der Gesittung zurückhält? Wenn wir gegen die Bevölkerung billig sein wollen, dürfen wir Columbien nicht mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, auch nicht mit Chile und Argentinien, sondern nur mit anderen Tropenländern vergleichen, denn die Bedingungen der Kulturentwickelung sind unter verschiedenen Breiten durchaus verschieden. Die tropische Natur spendet dem Menschen bei geringer Anstrengung Nahrung, Kleidung und Wohnung, aber nimmt ihm eben damit einen mächtigen Stachel zur Arbeit; der tropische Urwald und auch die tropische Steppe hemmen Verkehr und Ansiedelung auf das Empfindlichste, isolieren den

Menschen und erschweren dadurch wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung; die tropische Hitze verbietet dem Europäer und besonders dem Germanen die Handarbeit und lähmt die Kraft des Geistes, Fieber und Krankheiten schaden seiner Gesundheit und kürzen oft sein Leben. Auch die heutigen Indianer sind diesen verderblichen Einflüssen unterworfen, nur die Neger und Negermischlinge sind dem Tropenklima vollkommen angepafst. Erst in gröfserer Höhe über dem Meeresspiegel steht der Europäer unter ähnlichen Bedingungen wie in den Ländern der gemäfsigten Zone.

In Folge verschiedener natürlicher und historischer Umstände hat sich die Bevölkerung Columbiens, mehr als in anderen Tropenländern, im Gebirge und besonders im Hochlande zusammengedrängt, aber der klimatische Vorteil, der dadurch gewährt wird, wird durch andere Nachteile aufgewogen. Man hört Columbien, besonders im Lande selbst, gewöhnlich als ein besonders reiches Land preisen, nicht nur wegen des Goldes und Silbers, welches sein Boden birgt, sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, die mit der Gebirgsnatur der bewohnten Gegenden verknüpft ist. Aber die theoretische Möglichkeit, Pflanzen aller Zonen anzubauen, bildet, wie Freiherr von Thielmann mit Recht hervorhebt[1]), noch keinen Reichtum, viele Strecken Landes sind von Natur oder durch menschlichen Leichtsinn unfruchtbar, die Verkehrsschwierigkeiten machen den natürlichen Reichtum zum Teil illusorisch. Denn während sich in Venezuela das kulturfähige Gebirge unmittelbar aus dem Meere erhebt, ist es in Columbien im allgemeinen durch grofse, dünn besiedelte Ebenen oder durch fieberreiche Urwälder von demselben getrennt und ist dabei auf das Mannigfaltigste gegliedert, so dafs jeder Weg von einer Ortschaft zur anderen die Überwindung hoher Bergketten erfordert und es der Anlage vieler Eisenbahnen und Fahrstrafsen bedürfte, um gröfsere Teile des Landes zu erschliefsen.

Aber diese natürlichen Schwierigkeiten hätten sich jeden-

---

[1]) Vier Wege durch Amerika, Leipzig 1879, S. 348.

falls in höherem Grade überwinden lassen, als es thatsächlich geschehen ist, so dafs neben der Ungunst der Bodengestaltung politische und moralische Ursachen für den heutigen Kulturzustand verantwortlich gemacht werden müssen. Man könnte hierher die Thatsache rechnen wollen, dafs die indianische Urbevölkerung nicht, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vernichtet, sondern unterworfen und in gewissem Grade assimiliert worden ist. Aber wären die Indianer, wie es ohne die menschenfreundlichen Bemühungen des Bischofs Las Casas leicht hätte geschehen können, ausgerottet worden, so würde damit nicht nur der Kampf der Völker um das Dasein ein beklagenswertes Opfer mehr erfordert, sondern dieses Opfer würde wahrscheinlich nicht einmal den Fortschritt der Kultur begünstigt haben, denn während sich an Stelle der nordamerikanischen Rothäute überall Weifse in viel gröfserer Anzahl niedergelassen haben, würde der Platz der Indianer in Columbien nicht nur in den tieferen Regionen, sondern in Folge der Verkehrsverhältnisse auch im Hochlande unbesetzt geblieben sein. Schwerer ist es, hier wie in anderen Ländern, zu sagen, ob die Einführung der Neger ein Glück oder ein Unglück für das Land gewesen ist, denn wenn auch mit Hülfe derselben viele Schätze gehoben worden sind, welche sonst ungehoben geblieben wären, so scheinen sie heute doch auch hier den Fortschritt zu hemmen und eine schwere Gefahr für die Zukunft des Landes zu enthalten.

Bisher sind die Geschicke des Landes im wesentlichen durch das spanische Element bestimmt worden. Die Columbianer der höheren Stände, in denen das spanische Blut überwiegt, schieben alle Verantwortung der Kolonialpolitik des Mutterlandes zu. In der That mufsten die einseitige Beförderung des Bergbaues, die sich bis zur Unterdrückung einzelner Zweige der Landwirtschaft steigerte, und andere engherzige Mafsregeln (vergl. S. 340) die wirtschaftliche und geistige Entwickelung schädigen, so dafs die spanischen Kolonieen bei ihrer Emancipation unverhältnismäfsig weit in der Kultur zurück waren. Aber auch seit jene Fesseln durch den Unabhängigkeitskrieg zerrissen worden sind, ist der Fortschritt Columbiens wie der

meisten ehemals spanischen Länder Amerikas doch nur ein langsamer gewesen, weil die neu entstandenen Nationen ihre Kraft und ihre Mittel in unfruchtbaren Streitigkeiten und in Bürgerkriegen verzehrten, statt sich in ernster Arbeit der Gewinnung von Reichtum und Bildung zu widmen.

Die Columbianer pflegen sich auf die Unmündigkeit, in welcher sie während der spanischen Herrschaft gehalten worden waren, zu berufen und jene Ränke und Kämpfe als Jugendfehler zu entschuldigen; auch die europäischen Staaten hätten zahllose Wirren und Bürgerkriege durchmachen müssen, ehe sie in ein Stadium vergleichsweise ruhiger Entwickelung gelangt wären. Auch diese Bemerkung enthält Wahres, denn ebenso wie beim Jünglinge, der aus dem Zwange der Schule in die ungebundene Freiheit des Lebens hinaustritt, die überschäumende Kraft leicht zu Ausschreitungen führt, ist ein Volk, das aus vollständiger Abhängigkeit plötzlich zu ebenso vollständiger Freiheit gelangt, in Gefahr, falsche Wege einzuschlagen und seine Kraft nutzlos zu vergeuden. Dieser Jugendlichkeit müssen wir manches zugute halten, wir müssen uns hüten, die Südamerikaner von dem selbstzufriedenen Standpunkte der europäischen Kultur des 19. Jahrhunderts aus zu hart zu beurteilen, wozu uns die übertriebene Eitelkeit und Anmafsung derselben leicht verführt. Aber ich glaube doch nicht, dafs wir alles, was wir an der columbianischen Nation und in ihren Lebensbethätigungen häfslich und beklagenswert fanden, auf Rechnung überschäumender Jugendkraft setzen dürfen, denn der Mangel an Arbeitsamkeit und wirtschaftlicher Energie, die Abneigung gegen das Landleben und der Hang zu politischen Intriguen sind traurige Erbteile der spanischen Rasse und viel eher Charakterzüge des Alters als der Jugend.

Während in Chile und Argentinien deutliche Anzeichen frisch aufblühenden Lebens vorhanden sind, scheint der Fortschritt in Columbien in absehbarer Zeit ein langsamer bleiben zu sollen, denn weder schlummern im Lande die sittlichen Kräfte, welche einen grofsen Aufschwung hervorrufen könnten, noch ist eine Zuführung neuer Kräfte durch eine starke europäische Einwanderung zu erwarten. Aber alle Urteile über die

zukünftige Entwickelung eines Landes haben nur bedingte Gültigkeit, denn Ereignisse, welche sich jeder menschlichen Voraussicht entziehen, seien es staatliche Umwälzungen, seien es grofse Erfindungen, seien es religiöse und sittliche Einflüsse, können die Bedingungen und den Gang der Kulturentwickelung vollständig ändern.

5. Die Stellung der Fremden in Columbien.

Die Anzahl der Ausländer in Columbien ist verhältnismäfsig gering. Die Gesamtzahl der Deutschen, d. h. der in Deutschland Geborenen, wird im ganzen Lande kaum mehr als zweihundert betragen; in Bogotá, Bucaramanga, Cúcuta, Cali, Barranquilla, Panama und einigen anderen Orten finden wir deutsche Handelshäuser mit deutschen Chefs und teilweise auch mit deutschen Angestellten, in Antióquia treffen wir einzelne deutsche Bergleute, in verschiedenen Landesteilen deutsche Lehrer, deutsche Handwerker u. s. w. Auch die Zahl der Engländer ist nicht gröfser, eher wohl noch etwas geringer als die der Deutschen; in gröfserer Anzahl leben sie nur in den Bergbaugebieten, weil mehrere der gröfseren Bergwerke englischen Gesellschaften gehören. Die Franzosen bilden in Bogotá, wo der Luxus der höheren Stände Modisten, Friseuren und dergl. einen guten Boden bereitet, eine ansehnliche Kolonie, sind im übrigen Lande aber, abgesehen von der Landenge von Panama mit ihren Kanalarbeiten, nur dünn gesäet. Italiener sind an vielen Orten als Klempner, Schuhmacher u. s. w. ansässig oder durchziehen das Land als wandernde Krämer; sie stellen unter den Fremden das stärkste, aber auch das wenigst angesehene Kontingent. Nordamerikaner findet man in den verschiedensten Berufsarten, aber im ganzen wohl seltener als die vier genannten Nationen Europas. Österreicher, Russen, Schweden und Norweger, Portugiesen, selbst Spanier werden nur in Ausnahmefällen hierher verschlagen. Nur wenige Ausländer haben Grundeigentum erworben und sich der Landwirtschaft gewidmet; der Bauernstand fehlt ganz unter den europäischen Einwanderern.

Das Los der Ausländer in Columbien gestaltet sich nach Beruf, Nationalität, Aufenthaltsort und zufälligen Umständen sehr verschieden. In Bogotá und in anderen Orten des Hochlandes finden die Europäer ein ihrer Konstitution zusagendes Klima, im Tieflande leiden sie unter der Hitze und sind Fiebern, Dysenterie, Leberleiden und dergleichen ausgesetzt, aber da sie meist ein ruhiges Leben in den Städten führen, ist ihnen das Klima doch nur selten wirklich gefährlich. Der Komfort des Lebens ist gering oder muſs sehr teuer erkauft werden. Die Engländer, welche die gröſsten Ansprüche an die Bequemlichkeiten des Lebens stellen, verbrauchen zur Befriedigung derselben oft ihren ganzen Verdienst, die anspruchslosen, schmutzigen Italiener bringen verhältnismäſsig die gröſsten Ersparnisse in die Heimat zurück. Die Deutschen verhalten sich in dieser Beziehung verschieden; während die einen mehr zu den Engländern hinneigen und sich namentlich gern den Genuſs des teueren deutschen Bieres gönnen, trinken andere sehr wohlhabende Leute nur Wasser oder Chicha, essen häufig am ganzen Tage kein Fleisch und statten ihre Wohnungen nur auf das Dürftigste aus. Am unangenehmsten empfinden die meisten gebildeten Fremden nicht nur in kleinen Ortschaften, sondern auch in Bogotá, Bucaramanga, Cúcuta u. s. w. die Isolierung, die Spärlichkeit der Nachrichten aus der Heimat, das Fehlen von Theater, Konzerten und anderen Bildungsmitteln, den Mangel eines anregenden Verkehrs. Denn die Fremdenkolonie ist doch immer nur klein und besteht aus sehr verschiedenartigen Elementen, die oft wenig zusammenpassen, nähere Beziehungen zu den Einheimischen sind aber, wenigstens bei den Deutschen und Engländern, nur bei einer Minderheit vorhanden, selbst wenn dieselben mit columbianischen Frauen verheiratet sind. Die Ausländer verheiraten sich ziemlich häufig mit Columbianerinnen, weil es ihnen oft nicht möglich ist, sich aus der Heimat eine Gattin zu holen, und weil der Wunsch zu heiraten alle Bedenken überwiegt, oder weil sie von den Reizen der Kreolinnen gefangen genommen werden. Einzelne dieser Ehen scheinen sehr glücklich zu sein, während manche andere unserer Landsleute nachträglich wohl

bedauern, den Bund für das Leben mit einem Mädchen eingegangen zu sein, dessen Bildung und Lebensauffassung von der eigenen himmelweit verschieden ist. Die Kinder werden, so lange man im Lande bleibt, gewöhnlich columbianisch erzogen, d. h. lernen Spanisch als ihre Muttersprache und haben von der Sprache des Vaters nicht die leiseste Ahnung. Auch die Ehemänner, wie überhaupt die meisten Fremden, die lange im Lande leben, nehmen manche columbianischen Eigenschaften an, mengen, namentlich bei geringer Bildung, zahlreiche spanische Wörter in ihre Muttersprache ein und gewöhnen sich wohl auch an einzelne columbianische Lebensanschauungen. Aber im Grunde bewahren sie doch ihre Nationalität, bleiben, ganz anders als in den Vereinigten Staaten, gute Patrioten und behalten, als höchstes Ziel ihrer Sehnsucht, immer die Rückkehr nach der Heimat im Auge. Freilich wird diese Hoffnung bei vielen getäuscht; Frau und Kinder bilden oft eine Fessel, die sie an Columbien anschmiedet, gar oft fehlt auch nach langen Jahren harter Arbeit immer noch das Vermögen, das ihnen ein sorgenloses Leben in der Heimat ermöglichte. Nur einem Teile von ihnen erfüllen sich die Hoffnungen, mit denen sie das fremde Land betreten haben, viele müssen sich kümmerlich durchschlagen oder verlieren schliefslich die Frucht ihrer Arbeit. So bleibt ein Teil der Einwanderer, wenn auch wider Willen, im Lande zurück; ihre Söhne sind meistens ganz Columbianer und gehören mitunter zu den tüchtigsten Bürgern des Landes.

Trotz ihrer kleinen Anzahl haben sich die Ausländer grofse Verdienste um Columbien erworben. Die wichtigsten Bergwerke wurden nach der Vertreibung der Spanier durch Engländer wieder in Betrieb gesetzt, das erste Eisenwerk, das von Pacho, wurde gleichfalls von einem Engländer angelegt, die gröfsten Tabaksanpflanzungen von Ambalema, Palmira und Cármen gehören Engländern oder Deutschen, die erste rationell geleitete Chinarindenanpflanzung ist ein deutsches Unternehmen, die Gründung der ersten Bank in Bogotá ist einem Deutschen und einem Dänen zu danken, die Dampfschiffahrt auf dem Magdalenenstrome wurde durch Fremde verschiedener Nationalitäten eingerichtet, das Handwerk in Bogotá wurde besonders

durch Italiener und Franzosen herangezogen, der Handel von Cúcuta und Bucaramanga wurde durch Deutsche in das Leben gerufen.

Die Columbianer stehen den Fremden mit geteilten Gefühlen gegenüber. Sie wissen, wie wichtig eine gröfsere Dichte der Bevölkerung für ihr Land sein würde und reden darum gern von den Vorteilen der Einwanderung, sie können den Nutzen nicht ableugnen, welchen ihnen die Fremden gebracht haben, ihre natürliche Liebenswürdigkeit läfst sie den Fremden meist freundlich entgegenkommen, aber im Innersten empfinden viele, besonders aus den höheren Ständen, gegen die Fremden eine Abneigung, die sich bei einzelnen zu einem förmlichen Hasse steigert und den Mittelpunkt ihres politischen Denkens bildet. Dieser Abneigung liegen verschiedene Ursachen zu Grunde; die columbianische Nationaleitelkeit fühlt sich durch das scharfe Urteil vieler Reisender verletzt, welche die Schattenseiten des Volkscharakters und die Mifsbräuche des Staatswesens unverhüllt berichtet, teilweise auch ihrem Witze auf Kosten der Columbianer freien Lauf gelassen haben; die Beschwerden angesiedelter Europäer, deren Eigentum durch die Schuld columbianischer Behörden geschädigt worden war, haben für Columbien — mitunter vielleicht ungerechterweise — manche Demütigung und manchen Verlust zur Folge gehabt; unter den Europäern, welche nach Columbien gekommen sind, haben sich zweifellos manche Schwindler befunden und die columbianischen Regierungen haben mit merkwürdigem Geschicke gerade solche Schwindler vorzugsweise mit wichtigen Aufgaben betraut, deren Lösung dann auf das Kläglichste ausfiel, manche fremde Geschäftsleute mögen die Regierung oder Private auch direkt betrogen haben, aber zum grofsen Teile entspringt die Abneigung der Columbianer doch auch dem Neid gegen die Erfolge, welche gröfsere Arbeitskraft, bessere Bildung und überlegene Geschäftserfahrung den Fremden verleihen.

Die Gröfse der europäischen und im besonderen der deutschen Einwanderung nach Columbien wird in absehbarer Zeit kaum eine wesentliche Änderung erleiden. Namentlich kann an eine Masseneinwanderung deutscher Bauern im Ernste

nicht gedacht werden, denn die höheren und kühleren Bergregionen, in welchen allein die Germanen zur Handarbeit befähigt sind, sind zu isoliert und haben eine zu ungünstige Verkehrslage, die Deutschen würden hier inmitten einer kreolisch-indianischen Bevölkerung sitzen und würden dabei verkommen, wie die mifsglückte Gründung der Kolonie Tovar in Venezuela gezeigt hat. Nur in den südlich des Wendekreises gelegenen Ländern Südamerikas findet sich ein geeigneter Boden für deutsche Bauern. Geschickte Kaufleute, tüchtige Bergleute und Techniker, vielleicht auch vermögende Landwirte können dagegen unter günstigen Umständen ihr Glück in Columbien machen. Ihre Thätigkeit fördert ebenso das Wohl Columbiens wie das Wohl des deutschen Vaterlandes; sie bringen den erworbenen Reichtum in die Heimat, sie bahnen den Weg für die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleifses, sie verbreiten, wenn auch in bescheidenem Mafse, deutsche Bildung und Anschauungen, vertreten den Ruhm des deutschen Namens; auch sie sind daher treue Mitarbeiter an dem grofsen nationalen Werke.

Register.

C.

F.

G.

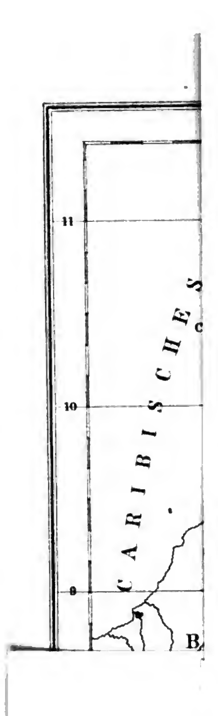
H.

N.

O.

T.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


11
10
9
CARIBISCHES

